

Ronald G. Asch – Michael Butter (Hrsg.)

Bewunderer, Verehrer, Zuschauer: Die Helden und ihr Publikum



Bewunderer, Verehrer, Zuschauer:
Die Helden und ihr Publikum

Herausgegeben von
Ronald G. Asch – Michael Butter

HELDEN – HEROISIERUNGEN – HEROISMEN

Herausgegeben von

Ronald G. Asch, Barbara Korte, Ralf von den Hoff
im Auftrag des DFG-Sonderforschungsbereichs 948
an der Universität Freiburg

Band 2

ERGON VERLAG

Bewunderer, Verehrer, Zuschauer: Die Helden und ihr Publikum

Herausgegeben von
Ronald G. Asch – Michael Butter

ERGON VERLAG

Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft

Umschlagabbildung:
Fotografie einer Gruppe der Daughters of the American Revolution, 1935.
© University of Kentucky Archives

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2016 Ergon-Verlag GmbH • 97074 Würzburg
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb des Urheberrechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlages.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und für Einspeicherungen in elektronische Systeme.
Umschlaggestaltung: Jan von Hugo
Satz: Thomas Breier, Ergon-Verlag GmbH

www.ergon-verlag.de

ISBN 978-3-95650-126-5
ISSN 2365-886X

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	7
<i>Ronald G. Asch – Michael Butter</i>	
Verehrgemeinschaften und Regisseure des Charisma	
Heroische Figuren und ihr Publikum	
Einleitung.....	9
<i>Veronika Zink</i>	
Das Spiel der Hingabe	
Zur Produktion des Idolatrischen.....	23
<i>Andreas Schlüter</i>	
Blowing the Coals of Ambition	
Hubert Languet, Giordano Bruno and Antonio Pérez	
as Marginal Hero-Makers in the Sidney-Essex Circle	45
<i>Christiane Hadamitzky</i>	
The History of a Magazine Is But the Influence of a Great Man?	
Thomas Carlyle and the Decline of “Fraser’s Magazine”	75
<i>Barbara Korte</i>	
Viele Helden für viele Leser	
Das Heroische in viktorianischen Publikumszeitschriften	93
<i>Carolin Bahr</i>	
„die ganze gesellschaftliche Welt in einer Nuß“	
Opernhelden und ihr Publikum am Beispiel des	
deutschen Hoftheaters im mittleren 19. Jahrhundert.....	115
<i>Ann-Christin Bolay</i>	
Maximin und Cäsar	
Adorationsmodelle im Stefan George-Kreis	139
<i>Simon Wendt</i>	
White Elite Women, the Gendered Memory of Heroism,	
and American Nationalism, 1890–1939	161
<i>Tobias Schlechtriemen</i>	
Nur das Publikum zählt	
Wie Adolphe Quételet und Herbert Spencer	
„große Männer“ erklären	179
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren.....	199

Vorwort

Der vorliegende Band ist der zweite der Schriftenreihe „Helden – Heroisierungen – Heroismen“ des DFG-geförderten Sonderforschungsbereichs 948 „Helden – Heroisierungen – Heroismen. Transformationen und Konjunkturen von der Antike bis zur Moderne“ (SFB 948) an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Der Band versammelt die überarbeiteten Vorträge einer Tagung, die am 25. und 26. Juli 2014 im Liefmann-Haus in Freiburg stattgefunden hat. Der Dank der Herausgeber gilt allen Autorinnen und Autoren für die anregenden Beiträge sowie den weiteren Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Tagung für intensive und inspirierende Diskussionen. Danken möchten wir Hans-Jürgen Dietrich und Thomas Breier vom Ergon-Verlag für die stets erfreuliche Zusammenarbeit und die geduldige Unterstützung sowie der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), deren Förderung diesen Band – und den SFB 948 – erst möglich macht. Magdalena Gybas, Daniel Hefflebower und Alexandra Kuhn haben uns mit großem Engagement bei der Einrichtung des Manuskripts und der Fertigstellung der Druckvorlage unterstützt.

Tübingen und Freiburg, im September 2015

Ronald G. Asch

Michael Butter

Verehrergemeinschaften und Regisseure des Charisma Heroische Figuren und ihr Publikum

Einleitung

Ronald G. Asch – Michael Butter

I

Im Hollywoodfilm „Hero“ aus dem Jahr 1992 spielt Dustin Hoffmann den Kleinkriminellen Bernie, der zufällig als Erster zur Absturzstelle eines Flugzeugs kommt, dort Überlebende aus den Trümmern birgt, sie versorgt und einigen auch gleich die Brieftaschen klaut. Zudem verliert er am Unfallort einen Schuh; den anderen gibt er wenig später dem Vietnamveteranen Bubber (Andy Garcia), dem er auch von seiner Tat berichtet. Als die Medien wenig später eine hohe Belohnung für den „Engel von Flug 104“ ausloben, kann Bernie diese nicht für sich beanspruchen, da er mittlerweile im Gefängnis sitzt. Bubber nutzt diese Chance, gibt sich als Retter der Überlebenden aus – was ihm leicht fällt, da er ja den Schuh hat – und wird von den Medien schnell als Held gefeiert. Daran hat die Journalistin Gale (Geena Davis), eine Überlebende des Absturzes, großen Anteil, weil sie ihm hilft, sich in der Öffentlichkeit gekonnt zu präsentieren. Obwohl sie sich in ihn verliebt, kommen ihr jedoch im Laufe der Zeit Zweifel, ob Bubber wirklich der Held ist, der er vorgibt zu sein. Bei ihren Recherchen findet sie schließlich Bernie, der vor Kurzem aus dem Gefängnis entlassen wurde. Beide werden in diesem Moment von der Nachricht überrascht, dass Bubber sich geplagt von Gewissensbissen von einem nah gelegenen Hochhaus stürzen will. Sie eilen dorthin, und Bernie, der eigentlich vorhatte, Ruhm und Ehre für sich zu beanspruchen, gelangt im Gespräch mit Bubber zu der Einsicht, dass die Öffentlichkeit einen strahlenden Helden als Vorbild braucht und dass Bubber für diese Rolle besser geeignet ist als er selbst. Deshalb gibt er vor, sich in den Tod stürzen zu wollen, und wird von Bubber gerettet, der somit eine vermeintlich zweite Heldentat vollbringt – dieses Mal sogar vor den Augen der Medien. Bernie verspricht Gale jedoch, seinem Sohn die Wahrheit zu sagen. Ob er das wirklich tut, bleibt unklar. Der Film endet damit, dass Bernie bei einem Zoobesuch der beiden einer Frau zu Hilfe eilt, deren Tochter ins Löwengehege gefallen ist.

„Hero“ lenkt die Aufmerksamkeit auf eine Reihe von Elementen, die im Zentrum der Erforschung von heroischen Figuren stehen. Hier ist zunächst der Konstruktionscharakter von Heldinnen und Helden zu nennen. Heroische Figuren existieren nicht einfach, sondern werden gemacht, auch wenn eine Konstruktion, die Resonanz finden will, die überzeugend wirken will, ihre Helden – wenn es

keine rein fiktiven, sondern zum Beispiel historische Figuren sind – nicht ohne Weiteres aus dem Nichts erschaffen kann, sondern auf gewisse Ressourcen, auf Elemente der Realität, angewiesen ist. Aus einer im politischen Betrieb gänzlich marginalen Figur einen heroischen Staatsmann zu machen, ist jedenfalls keine einfache Aufgabe und dürfte meistens scheitern; ein Feldherr, der eine Schlacht verliert und bei erster Gelegenheit die Flucht ergreift, statt heroisch unterzugehen, eignet sich als Held eben auch nicht wirklich, das vermag keine Inszenierung wirklich zu ändern. Historische im Gegensatz zu rein fiktiven Helden müssen so angelegt sein, dass ihre ‚Konstruktion‘ eine Kritik, die auf nachweisbare Defizite im Charakter oder in den Taten des jeweiligen Helden verweist, aufzufangen vermag. Die Auseinandersetzung, die in Deutschland zum Beispiel über die Helden und Heldinnen des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus geführt wurde und wird, zeigt dies ja deutlich genug. Oft genug reicht der Hinweis auf eine allzu große Anpassung an das Regime in früheren Lebensabschnitten – vor der mutigen Tat – eben doch aus, um eine Figur zu entzaubern oder zu diskreditieren, auch wenn die abschließende Bewertung solcher Argumente natürlich immer auch eine Frage des politischen Standpunktes ist, wie das ja für zivile und militärische Nationalhelden jeder Art gilt.

Auch ist es vom jeweiligen kulturellen und politischen Kontext abhängig, welche Fakten das Charisma einer heroischen Gestalt wirklich zu beschädigen vermögen. An der Tatsache, dass die ‚Gründerväter‘ der Amerikanischen Republik, soweit sie aus dem Süden, etwa aus Virginia kamen, fast alle Sklaven hielten, störten sich im 19. und frühen 20. Jahrhundert die allerwenigsten (weißen) Amerikaner. Heute hingegen lösen Hinweise auf diesen Umstand intensive Kontroversen aus. Macht die Tatsache, dass etwa Thomas Jefferson ein Sklavenhalter war, es nun unmöglich, ihn zu heroisieren und als Helden zu bewundern? Das würde zu weit gehen, aber die Heroisierungsstrategien müssen sich eben doch der jeweiligen historischen Erkenntnislage ebenso wie den veränderten politischen Wertvorstellungen des frühen 21. Jahrhunderts anpassen.¹ Wäre Jefferson nur eine Romanfigur, würde sich dieses Problem in dieser Form nicht stellen; etwas über seine geschäftlichen Aktivitäten als Sklavenhalter zu ‚entdecken‘, wäre dann gar nicht möglich, weil es nur die konstruierte Wirklichkeit der Romanfigur und sonst keine andere gäbe.

¹ Siehe zur Kontroverse etwa H. Wienczek, *Master of the Mountain. Thomas Jefferson and His Slaves*, New York 2012; W. Throckmorton / M. Coulter, *Getting Jefferson Right. Fact Checking Claims about Our Third President*, Grove City, PA 2012; D. Barton, *The Jefferson Lies. Exposing the Myths You've Always Believed About Thomas Jefferson*, Nashville, TN 2012. Bartons Buch musste vom Verlag zurückgezogen werden, nachdem sich erwiesen hatte, dass der Versuch des Autors, Jefferson als christlichen Helden im Sinne der modernen evangelikalen Bewegung zu konstruieren, doch ein wenig zu fantasievoll war.

Dennoch gilt: „Von Helden muss [...] berichtet werden“, wie Herfried Münkler schreibt.² Ja man kann vielleicht noch weiter gehen und sagen, dass Held(inn)en zwar nicht unbedingt als Person, aber als Objekt der Verehrung und Bewunderung erst dadurch geschaffen werden, dass von ihnen erzählt wird; sie sind das Produkt heroisierender Präsentationen und Zuschreibungen, die allerdings auch Selbstzuschreibungen sein können: „Als heroische Figur verstehen wir deshalb zunächst eine reale oder fiktive, lebende oder tote menschliche Person, die als Held, *hero*, *héros* usw. benannt und/oder präsentiert wird und der heroische Eigenschaften zugeschrieben werden.“³ Diese Konstrukthaftigkeit des Heroischen ist – um noch einmal auf den Film „Hero“ zurückzukommen – in dieser filmischen Erzählung ganz offensichtlich, was die Figur des Bubber angeht, aber sie betrifft auch Bernie. Dieser ist zwar auf den ersten Blick als ‚wahrer‘ Held als Kontrastfigur zum ‚falschen‘ Helden Bubber angelegt und insofern geeignet, den Konstruktionscharakter des Heroischen zu verschleiern. Doch zum einen unterläuft der Film selbst diese Dichotomie schließlich, und zum anderen macht eine nuanciertere Lektüre des Films deutlich, dass es letztlich bestimmte Strategien wie erzählerische Schwerpunktsetzung, Kameraeinstellungen oder Musik sind, die Bernie für die Zuschauer vor der Leinwand genauso als Helden konstruieren, wie innerhalb der fiktionalen Welt die Medien Bubber zum Helden machen.

Der Film verhandelt somit zentral denjenigen Aspekt, der im Fokus dieses Bandes steht und der anders als die vielfältigen Strategien der Heroisierung bisher nur sehr wenig wissenschaftliche Aufmerksamkeit erfahren hat: das Publikum von Helden und ihren Taten. Genauso nämlich wie Held(inn)en nicht ohne Erzählungen existieren, existieren sie nicht ohne Publikum. Jede heroische Figur benötigt eine Interpretationsgemeinschaft, in der Heldenerzählungen einen Resonanzraum finden und für die sie als Held(in) fungiert. Ein Held ist immer ein Held für jemanden und benötigt zumindest zur (vielleicht auch widerwilligen) Akzeptanz, wenn nicht sogar Bewunderung oder Verehrung ein bereites Publikum. Der Held oder die Heldin schreibt sich im Fall der Selbstheroisierung (oft im wörtlichen Sinne) in einen politischen, sozialen oder kulturellen Erwartungshorizont, eine soziale Figuration im Sinne Norbert Elias', ein, oder wird im Fall der Fremdheroisierung in solch einen Erwartungshorizont eingeschrieben. Fehlt ein solcher Erwartungshorizont, laufen alle Versuche der heroisierenden Selbst- und Fremdinszenierung ins Leere: Die Figur ist dann kein Held, weil es niemand gibt, der sie als solchen akzeptiert. Ist der Erwartungshorizont aber gegeben, werden die Figuren für ihre Interpretationsgemeinschaften zu Held(inn)en.

² H. Münkler, Heroische und postheroische Gesellschaften, in: Merkur 61, Heft 8/9, 2007, S. 742–752, hier S. 742.

³ R. von den Hoff [et al.], Helden – Heroisierungen – Heroismen. Transformationen und Konjunkturen von der Antike bis zur Moderne. Konzeptionelle Ausgangspunkte des Sonderforschungsbereichs 948, in: helden. heroes. héros. E-Journal zu Kulturen des Heroischen 1, Heft 1, 2013, DOI 10.6094/helden.heroes.heros./2013/01/03, S. 7–14, hier S. 8.

Als solche erfüllen sie für ihr Publikum eine Reihe von Aufgaben, die je nach Kontext variieren. So können Held(inn)en die Werte einer Interpretationsgemeinschaft repräsentieren, indem sie diese idealtypisch verkörpern. Sie können diese Werte aber auch bestärken, indem sie diese verletzen, was ihnen erlaubt ist, aber nicht den ‚normalen‘ Mitgliedern der Gemeinschaft.⁴ Heldenfiguren können zur Imitation anregen und so den kulturellen Habitus derjenigen (mit)bestimmen, die sie als Leitfiguren anerkennen. Ebenso können sie aber auch einen ‚*vicarious heroism*‘ erlauben, es also denjenigen, denen eine heroische Selbstinszenierung zum Beispiel aufgrund ihrer sozialen Klasse, Ethnie oder ihres Geschlechts nicht unmittelbar möglich ist, ermöglichen, durch die Verehrung des Helden oder der Heldin an der Welt des Heroischen teilzuhaben.

Wer sich für die sozialen Funktionen von Held(inn)en und Heroisierungen interessiert, kommt daher an der Auseinandersetzung mit deren Publika nicht vorbei. Dennoch ist das Thema in der Forschung, die sich lange Zeit vor allem auf die einzelnen Heldenfiguren und deren Rezeption in unterschiedlichen Texten konzentriert und in jüngerer Zeit vor allem die unterschiedlichen Strategien der Heroisierung in den Blick genommen hat, bisher vernachlässigt worden.⁵ Der vorliegende Band ist ein erster Schritt, diese Forschungslücke zu schließen. Insgesamt stehen drei Fragenkomplexe im Mittelpunkt:

1. Wer ist im konkreten Fall das Publikum der Heroisierung, und wie verhält es sich zur Gesellschaft der Zeit? Kann man von einer in der Öffentlichkeit oder Teilöffentlichkeit stattfindenden Heldenverehrung sprechen, oder dient die heroische Figur einem exklusiven Kreis gerade dazu, sich in Opposition zur breiten Öffentlichkeit als Kollektiv zu definieren? Und inwiefern ist die Reichweite einer Heroisierung an mediale Bedingungen gekoppelt bzw. bedingt die Interpretationsgemeinschaft, die erreicht werden soll, die Wahl des Mediums?
2. Wie ist die Beziehung zwischen heroischer Figur und Publikum definiert? Handelt es sich um eine eher neutrale Zuschauerposition, widerwillige Akzeptanz, Bewunderung oder gar Verehrung? Und korrelieren diese verschiedenen Formen der Rezeption an unterschiedlichen historischen Momenten und in unterschiedlichen Kulturen mit den verschiedenen Funktionen, die heroische Figuren für ihre Interpretationsgemeinschaften erfüllen können?
3. Welche Rolle spielen die ‚Heldenmacher‘, also diejenigen Akteure oder Institutionen, die reale oder fiktive Figuren für ein bestimmtes Publikum als Held oder Heldin projizieren? Wie ist ihre Position innerhalb der Interpretationsge-

⁴ Auch diese Liminalität von Helden, also ihre Positionierung an der Grenze der Gemeinschaft oder sogar jenseits davon, lässt sich an „Hero“ beobachten. Weder der Veteran Bubber noch der Dieb Bernie sind – zumindest anfangs – wirklich in die Gesellschaft integriert, und die Handlung des Films kreist gerade um die Frage, ob jemand aus einer solchen Position heraus zum Helden werden kann.

⁵ Stärker thematisiert wird dieser Aspekt allerdings in einer maßgeblichen jüngeren Arbeit von A. Lilti, *Figures publiques. L'invention de la célébrité 1750–1850*, Paris 2014.

meinschaft? Erlangen sie unter Umständen selbst bisweilen einen quasi heroischen Status, vielleicht weil sie überhaupt erst ein rezeptionsfähiges Publikum schaffen?

II

Diese fundamentalen Fragen und ihre theoretischen Implikationen werden von Veronika Zink in ihrem Beitrag zur „Produktion des Idolatrischen“ aufgegriffen. Während in älteren Darstellungen – man denke an den Charisma-Begriff bei Max Weber – die Beziehung zwischen der charismatischen, heroischen Figur und ihren Verehrern oft als eine Abhängigkeit dargestellt wird, die auf der Überwältigung der Admiranten durch das Charisma der Ausnahmegehalt beruht, betont Zink, dass es sich bei der Beziehung zwischen Held und Verehrergemeinde viel eher um ein Wechselspiel handle, bei dem ein stillschweigendes Einverständnis zwischen beiden Seiten bestehe. Die geheimnisvolle Aura der verehrten Gestalt – das gilt natürlich auch und gerade für religiöse Kontexte – lässt sich nur aufrechterhalten, wenn die Verehrer ihrerseits diese Aura gegen Kritik verteidigen und die verehrte Gestalt vor allzu zudringlichen Blicken schützen, denn das Geheimnis ist ein wesentliches Element ihrer Wirkung. Diese Wirkung setzt voraus, dass die Figur, die man verehrt, durch den Akt der Adoration von der Sphäre des Profanen aktiv abgegrenzt wird. Im religiösen Bereich handelt es sich um einen genuinen Sakralisierungsvorgang, der ohne einen Kultus mit seiner eigenen Liturgie und seinen eigenen Riten oft gar nicht vorstellbar ist. Aber auch dort, wo es um weltliche Figuren geht, finden, wie Zink betont, ähnliche Prozesse statt. Die verbreitete postreligiöse Haltung, die unsere europäischen Gesellschaften dominiert, erleichtert es heutzutage, jeden und alles zum Gegenstand der Idolatrie werden zu lassen.

Zugleich richtet sich aber in einem tendenziell postheroischen Zeitalter immer ein besonderer Verdacht gegen diese bewusste Produktion des Idolatrischen, gerade weil sie so leicht als beliebig erscheinen kann. Dem begegnet die Idolatrie zumindest im Bereich der Popkultur und ihres Starkultes – in einem politischen Umfeld wäre eine solche Haltung schwieriger –, indem sie ausdrücklich die Scheinwelt, die sie selber geschaffen hat, bejaht, also gar nicht mehr postuliert, der Gegenstand der Verehrung gehöre einer höheren transzendenten Sphäre an, die sich deshalb dem Blick der normalen Sterblichen entziehe.⁶ Die Illusion wird als solche bejaht und der Hinweis auf die ‚künstliche‘ Produktion von Stars und ihres Charismas vermag deren Popularität gerade nicht zu erschüttern, während für ältere Epochen dann doch zumindest der Grundsatz der Rhetorik gegolten hätte: *maxima ars est celare artem*. Heute hingegen schadet es nicht, wenn die Theatermaschinen und technischen Mittel der Inszenierung offen sichtbar werden.

⁶ Siehe dazu den Beitrag von Veronika Zink in diesem Band, besonders S. 37–40.

Das ist sicherlich bis zu einem gewissen Grad eine neue Situation. Ansätze zu dieser Art von Heldenverehrung finden wir aber schon im frühen 20. Jahrhundert und eben gerade nicht im Bereich der Populärkultur, sondern eher in elitären Kreisen, die der Massenkultur einen esoterischen Lebensentwurf gegenüberstellen wollten. Dies zeigt Ann-Christin Bolay in ihrem Beitrag zum George-Kreis. In heldenarmer Zeit oder in einer Epoche wirkmächtiger, aber falscher Heldenkulte – das war jedenfalls die Sicht Georges und seiner Jünger – schufen der Dichter und seine Mitstreiter aus dem Münchner Gymnasiasten Maximilian Kronberger (eigentlich Max Konrad August Kronberger), dem Sohn eines Würzburger Kaufmanns, eine Kultfigur. Das einzig Ungewöhnliche an Kronberger war vielleicht seine Schönheit, die George, der für solche Reize empfänglich war, offensichtlich anzog. Im Übrigen starb Kronberger schon im Alter von sechzehn Jahren an Meningitis. In Erinnerung an ihn ließ der George-Kreis in einschlägigen Publikationen sein kurzes Leben als die Epiphanie eines Gottes erscheinen. Es muss den Beteiligten bewusst gewesen sein, dass eine solche Verherrlichung des jungen Gymnasiasten sich auf keine wie immer geartete Heldentat Kronbergers stützen konnte. Die im George-Kreis ebenfalls betriebene Verherrlichung bestimmter historischer Gestalten wie Cäsar oder des Stauferkaisers Friedrich II. besaß hier schon eine solidere Basis, verband sich allerdings auch oft mit der radikalen und bisweilen für Außenstehende befremdlichen Umdeutung dieser Figuren im Sinne der Ideale des Kreises. Umgekehrt eignete sich Kronberger aber auch besonders gut für eine idolatrische Inszenierung, denn weil er kaum eine eigene Biographie besaß, jedenfalls keine exzeptionelle, und so früh gestorben war, eignete er sich als ideale Projektionsfläche für die unterschiedlichsten Erwartungen und Wertvorstellungen.

Am Ende ging es auch gar nicht um Kronberger respektive Maximin – so wurde er genannt – als Person, sondern um den Akt der Verehrung an sich. In einer Zeit, der, wie es schien, die Fähigkeit zur reinen Adoration abhandengekommen war, bewiesen George und seine Jünger, dass sie sich die Fähigkeit zur Verehrung bewahrt hatten. Am Ende war es der Regisseur des Kultes, George selber, der heroisiert wurde, und weniger der Jüngling Maximin, der letztlich eine austauschbare Figur blieb. George wurde zur verehrungswürdigen Gestalt, weil er selbst die Fähigkeit besaß, zu verehren und eine Atmosphäre der Verehrung zu schaffen. Dass in der Verehrung des Heros der Verehrer wichtiger wird als der Held, kann man vielleicht auch als Phänomen einer Spätzeit sehen, der der Glaube an Helden eigentlich außerhalb sehr spezifischer ideologischer, hochpolitischer Kontexte bereits fehlte, die aber die Helden- und Genieverehrung dennoch als erhebendes und erhabenes Gefühl und als eine Kraft, die kollektive Identifikationsoptionen schafft, nicht missen wollte. Also galt es, praktisch aus dem Nichts einen Heldenkult und eine Verehrergemeinde zu schaffen.

Ganz neu war diese Konstellation im frühen 20. Jahrhundert nicht, denn Carlyle, der als *spiritus rector* des Genie- und Heldenkultes des 19. Jahrhunderts eine

so maßgebliche Rolle spielte, hatte in seinen Vorlesungen über „Heroes, Hero-Worship, and the Heroic in History“, die er im Jahr 1840 hielt, bereits konstatiert, dass es zwar in der Gegenwart kaum noch wirkliche Helden gebe – oder jedenfalls keine, die allgemein Bewunderung und Anerkennung fänden –, dennoch sei und bleibe Heldenverehrung das Fundament jeder Gesellschaft: „Society is founded on Hero-Worship“, wie er lakonisch schrieb.⁷

Wenn das freilich galt, dann verdiente der Dichter oder Historiker, der der Gesellschaft ihre Helden gab oder zurückgab, ebenso Verehrung wie der Held selber. Carlyle hätte nicht davon gesprochen, dass Dichter oder Historiker den ‚großen Mann‘ oder Helden einfach erschufen, denn er war davon überzeugt, dass nur *providence*, die Vorsehung, einer Gesellschaft oder Epoche den Helden, den sie ersehnte, senden könne. Ein Historiker, der mehr war als ein kochentrockener Annalist – wie jener fatale Pedant Dryasdust, der uns bei Carlyle gelegentlich begegnet –, dessen Werke vielmehr durch eine moralische Botschaft und eine Vision heroischer Größe inspiriert waren, war auf eine gewisse Weise selbst eine heroische Figur, und so inszenierte sich der düstere schottische Seher und Prophet auch. Er fand dabei durchaus seine publizistischen Fürsprecher etwa in der Zeitschrift „Fraser’s Magazine“, mit der sich Christiane Hadamitzky in ihrem Beitrag auseinandersetzt.

In dem Londoner Journal, das 1830 begründet wurde, veröffentlichte Carlyle nicht nur eigene Artikel, hier fand auch seine Deutung der Rolle des Historikers als Dichter und Seher Resonanz. Diese Konzeption von Geschichtsschreibung richtete sich vor allem gegen jüngere Vertreter einer stärker akademisierten historischen Forschung, die einen distanzierteren, wissenschaftlicheren Stil der Darstellung pflegten, der Carlyle und seinen Anhängern als bloßer Positivismus erschien. Nach 1850 erschien der Kampf, den „Fraser’s Magazine“ für die Carlyle-Ideale führte, jedoch zunehmend als ein Rückzugsgefecht. Die zunehmende Demokratisierung der Gesellschaft – jedenfalls auf der politischen Ebene – ließ die elitären Vorstellungen Carlyles als ebenso antiquiert erscheinen wie seine Vorstellungen von der Rolle des Historikers, wie Hadamitzky betont. Die Zukunft gehörte nun Zeitschriften, die ihre Held(inn)en ihren Lesern näherbrachten, sie als normale Menschen, die eben nur über sich hinausgewachsen waren, darstellte. Gefragt waren nicht Halbgötter und nie erreichbare Ausnahmefiguren, sondern Helden, die dem Alltag nahe genug blieben, um nachahmbar zu sein.

Entsprechend propagierten die entsprechenden Magazine, von denen sich viele auch an Jugendliche richteten, weniger eine unkritische Verehrung von Helden, sondern eher eine auf Nachahmung angelegte Bewunderung, die sich durchaus auch mit einer Kritik der transgressiven Züge des Heroischen verbinden konnte. Moralische Größe zählte am Ende mehr als die spektakuläre Tat; entsprechend wurden auch klassische kriegerische Helden wie der Herzog von Wel-

⁷ T. Carlyle, *On Heroes, Hero-Worship, and the Heroic in History*, hrsg. von D. R. Sorensen und B. E. Kinser, New Haven, CT 2013, S. 21–195, hier S. 29.

lington gewissermaßen auf ein Normalmaß reduziert, um sie für das Publikum der Zeitschriften didaktisch verwertbar werden zu lassen, wie Barbara Korte hervorhebt.⁸ Die Betonung des moralischen Heldentums gegenüber dem reinen Heldentum der Tat ließ auch für weiblichen Heroismus einen gewissen Raum. Obwohl die klassischen Heldenfiguren eher männlich waren, konnte das stillere weibliche Heldentum geradezu als überlegen dargestellt werden. Freilich wurde mit einer solchen Akzentuierung das „Transgressionspotenzial“ weiblicher Heroinnen auch bewusst eingehegt, wie Barbara Korte zeigt. Insgesamt wurde in den Zeitschriften der Held „als provokanter Grenzgänger und Normensprenger“ eher ausgeblendet. An seine Stelle trat der Held als „vorbildlicher Normerfüller“.⁹ Bei aller zuweilen recht deutlichen Kritik an der blinden Verehrung von Helden wurde andererseits doch gleichzeitig durchaus der soziale und politische Wert betont, den die Bewunderung für eine heroische Tat oder Figur als gemeinschaftsbildendes Erlebnis haben konnte. Ohne Zweifel gingen die Zeitschriften – die sich ja auch verkaufen mussten – in ihren Artikeln auf eine bereits vorhandene Erwartungshaltung des Publikums ein, vermochten diese aber durchaus auch im Sinne eines erzieherischen Ideals zu modifizieren. Das neue Heldenideal, das sie propagierten, war dabei schon durch die sich wandelnden Wertmaßstäbe einer sich zumindest teilweise demokratisierenden Gesellschaft geprägt.

Zeitschriften, die bewusst ein Massenpublikum zu erreichen suchten, waren im 19. Jahrhundert ein relativ neues Medium. Ganz anders verhielt es sich mit dem Musiktheater: Ursprünglich hatten Opern in den deutschen Territorien und anderen monarchisch verfassten Ländern ihren Platz im Umkreis fürstlicher Höfe gefunden. Es gab natürlich Ausnahmen wie die bekannte Hamburgische Oper am Gänsemarkt, die von 1678 bis 1738 in Betrieb war, aber sie wirkten in Deutschland insgesamt für das Musiktheater weniger stilbildend als die Opern in den zahlreichen größeren und kleineren Residenzstädten. Erst im 19. Jahrhundert öffnete sich die Oper überall stärker einem bürgerlichen Publikum. Allerdings, darauf weist Carolin Bahr in ihrem Beitrag hin, entstand kein neues homogenes Publikum, vielmehr trafen sich in der Oper ganz unterschiedliche Rezipientenkreise, die auch räumlich im Auditorium relativ stark getrennt blieben, da der 1. Rang, das Parkett und die oberen Ränge sowie die Galerie jeweils unterschiedlichen sozialen Schichten vorbehalten waren.

Die Oper war dabei nicht nur der Ort für die Inszenierung von Bühnenhelden, sondern auch das Publikum oder die Publika inszenierten sich hier zum Beispiel als Kunstkenner, leidenschaftliche Musikliebhaber oder vielleicht auch als gelangweilt snobistische Genießer. Da das Auditorium meist auch während der Vorstellung erleuchtet blieb, konnte man darauf zählen, dass Gesten und Zeichen des Beifalls und der Hingabe, aber auch der Missbilligung oder des bloßen Gelangweilt-Seins auch von den anderen Zuschauern durchaus wahrgenommen wurden.

⁸ Siehe dazu den Beitrag von Barbara Korte in diesem Band, S. 93–114, hier S. 94.

⁹ Ebd., S. 114.

Zum Teil waren solche Gesten und Kundgebungen auch zuvor einstudiert worden. Das Publikum spielte jedenfalls auf seine Weise bei einer Aufführung durchaus mit, seine Rolle war alles andere als nur eine passive.

Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts setzten sich jedoch schrittweise andere Verhaltensformen und soziale Praktiken in der Oper durch, und die Aufmerksamkeit des Publikums richtete sich nun stärker als früher auf die Aufführung selbst, die nun mehr wurde als nur eine besondere Form der Unterhaltung für eine Festgesellschaft, die eher mit sich selbst beschäftigt war. Die bürgerliche Oper der Epoche bot mit ihren neuen Helden, die nicht selten politische Revolutionäre oder Widerstandskämpfer waren, ganz neue Identifikationsmöglichkeiten. Die Protagonisten der Oper waren nun keine antiken oder mythischen Gestalten mehr, sondern Figuren der Geschichte, deren Leben auf einer höheren Ebene psychologische Konflikte widerspiegelte, die auch dem Publikum vertraut waren. Zugleich kam dem Chor im Operngeschehen eine größere Bedeutung zu als zuvor. Mit ihm war ein als Interpretationsgemeinschaft agierendes Publikum gewissermaßen in die Handlung selber eingebaut. Das reale Publikum konnte sich mit dieser Interpretationsgemeinschaft identifizieren, aber auch weiterhin selber auf das Bühnengeschehen aktiv einwirken, wie Bahr hervorhebt, etwa durch „Mitsingen, Zischen oder andere Bekundungen des Beifalls oder Missfallens“.¹⁰

III

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass das 19. Jahrhundert einerseits die Epoche der großen bürgerlichen Heldenverehrung und der Heldenkulte war, andererseits auch durch das Aufkommen einer wissenschaftlichen Betrachtung von Gesellschaft geprägt wurde, die eher dazu angetan war, traditionelle Heldennarrative zu dekonstruieren. Auf den Aufstieg einer Geschichtswissenschaft, die die eher naive Heldenverehrung, die ein Carlyle predigte, zu dessen Ärger desavouierte, wurde bereits verwiesen. Immerhin, die historistische Geschichtsschreibung auch noch des späten 19. Jahrhunderts verstand sich als *idiographische*, nicht als *nomothetische* Disziplin; für den ‚großen Mann‘ – meist handelte es sich um Männer, nicht um Frauen – als Faktor der historischen Entwicklung blieb daher immer noch reichlich Raum. Ganz anders war dies anfangs in der Soziologie, mit deren Entwicklung in dieser Epoche sich Tobias Schlechtriemen auseinandersetzt. Ihr ging es gerade darum, allgemeine Regeln und Gesetze für soziale Prozesse aufzustellen, die überall und immer galten. Individuen waren hier ein eher zu vernachlässigender Störfaktor, für das Exzeptionelle als relevantes Moment der Entwicklung sollte gerade kein Raum bleiben, dann hätte sich die Soziologie ja selber demontiert. So sahen es zumindest die frühen Vertreter des Faches, bei Max Weber oder Werner Sombart sollte sich die Akzentuierung dann verändern.

¹⁰ Siehe dazu den Beitrag von Carolin Bahr in diesem Band, S. 115–137, hier S. 135.

Freilich mussten die frühen Soziologen sich selbst Rechenschaft darüber ablegen, dass in ihrer eigenen Epoche der Geniekult und die Bewunderung für große historische Gestalten mehr denn je wirkmächtig waren. Es gab Vertreter der Disziplin wie Herbert Spencer, die das letztlich darauf zurückführten, dass die meisten Menschen sich in ganz naiver Weise nach simplen Erklärungsmustern sehn-ten. Heroische Narrative waren ganz einfach eine enorm wirksame Erzählform, zumal sie zu den Zeiten Spencers auch von vielen Historikern, wenn auch in sublimierter Form übernommen wurden. Etwas subtiler argumentierte der französische Soziologe Adolphe Quételet, für den ‚große Männer‘ vor allem in besonders prägnanter Weise etwas repräsentierten, was in Wirklichkeit allen oder sehr vielen Menschen in einer Gesellschaft gemeinsam war: Sie waren für ihn *representative men* und eben gerade nicht exzeptionell, sondern eher eine ins Monumentale gesteigerte Form des Durchschnittlichen.

Wie immer man Quételets Deutung beurteilen mag, sicher ist, dass es durchaus Gesellschaften gibt, die in heroischen Figuren gerade nicht das schlechthin Exzeptionelle und potenziell Transgressive suchen. Sie bemühen sich eher darum, sich ihrer selbst und ihrer Werte zu vergewissern, indem sie Helden verehren, die zwar stärker und mutiger sind als der Durchschnitt, aber im Übrigen ganz dessen Lebensideal entsprechen. Die USA scheinen für diese Form der Heldenverehrung von jeher ein besonders fruchtbares Feld geboten zu haben, da die Gesellschaft sich auch schon im 19. Jahrhundert als demokratisch und egalitär verstand.

Eine der Organisationen, die sich in den USA zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Aufgabe annahm, Helden zu finden oder, wenn man so will, zu erfinden, mit denen sich der durchschnittliche Amerikaner oder in diesem Fall eher die durchschnittliche Amerikanerin identifizieren konnte, waren die 1890 begründeten Daughters of the American Revolution (DAR). Es handelte sich um einen Zusammenschluss von Frauen, die in aller Regel aus der weißen Mittelschicht stammten (heute besteht diese rassische Exklusivität nicht mehr) und für sich in Anspruch nahmen – und noch nehmen – von einem ‚Patrioten‘ abzustammen, der sich im späten 18. Jahrhundert aktiv am Kampf für die amerikanische Unabhängigkeit beteiligt hatte. Oder wie es in den heute gültigen Regeln für die Aufnahme in die Organisation heißt: Um eine Aufnahme könne sich jede Frau bewerben, „18 years or older who can prove lineal, bloodline descent from an ancestor who aided in achieving American independence. [...] She must provide documentation for each statement of birth, marriage and death, as well as of the Revolutionary War service of her Patriot ancestor.“¹¹ Wie Simon Wendt zeigt, verfolgten die Töchter der Revolution ihr ganz spezifisches Heroisierungsprogramm mit Blick auf die amerikanische Geschichte. Frauen fanden in dieser Geschichte zwar nun einen größeren Platz als in der Vergangenheit, aber doch primär als Mütter und Ehefrauen, die nur in Ausnahmesituationen auch einmal männliche

¹¹ <http://www.dar.org/national-society/become-member/how-join>, 10. Juni 2015.

Rollen übernahmen, indem sie etwa mit der Waffe in der Hand im Westen Amerikas die neu erworbene Farm verteidigten – ohne dabei ihre Aufgabe als Mütter zu vernachlässigen. Ein dezidiert konservatives anti-emanzipatorisches Familienideal verband sich bei den Daughters also mit dem Versuch, Frauen einen größeren indirekten Einfluss auf Kultur und Politik zu verschaffen, denn die Daughters waren zumindest vor dem Zweiten Weltkrieg eine einflussreiche und prestigeträchtige *pressure group*.

Afroamerikanische Frauen waren von der amerikanischen Heldengeschichte, wie die Töchter der Revolution sie propagierten, freilich so gut wie vollständig ausgeschlossen, und erst seit den 1970er Jahren begann sich dies schrittweise zu ändern. Allenfalls einzelne *Native Americans* fanden Aufnahme in der Heldenkanon der DAR, vorausgesetzt sie hatten als ‚gute Indianer‘ die Westexpansion der weißen Siedler loyal unterstützt, statt sie zu bekämpfen.

Der Heldenkult, den die Daughters of the American Revolution betrieben, sollte dabei auch dazu dienen, den eigenen sozialen Status zu festigen, denn die Mitglieder des Vereins nahmen für sich ja in Anspruch, von den Helden der Revolution abzustammen. Je heller der Ruhm dieser Patrioten strahlte, desto stärker auch das soziale Prestige, das man aus einer Abstammung von diesen Männern (und Frauen) ableiten konnte. In einer demokratischen Gesellschaft konstituierte sich somit eine – allerdings immer noch relativ breit angelegte – ‚heroische‘ Elite, die sich sehr bewusst von Außenseitern abgrenzte, zu denen nicht nur Afroamerikaner, sondern zunächst lange Zeit auch noch ethnische oder konfessionelle Gruppen, die nicht angelsächsisch und nicht protestantisch genug waren, gehörten. In gewisser Weise verstanden sich die Daughters als eine durch Abstammung legitimierte heroische Aristokratie in einem demokratischen Land, oder zumindest gestatteten ihre Aktionen und Feiern es ihren Mitgliedern, von einer solchen Rolle zu träumen, ohne in der Realität die ganz unheroische Alltagswelt der amerikanischen Mittelschicht und ihrer Familienidylle jemals zu verlassen.

Heldenverehrung war hier Teil einer bewussten Geschichtspolitik und einer kontroversen Debatte über das, was den Kern der amerikanischen Identität als Nation ausmachte. Dazu trat ein weiterer Umstand: Die Mitglieder der DAR waren zwar ihrer sozialer Position nach sicherlich nicht marginalisiert, konnten aber zumindest vor 1920, als in Amerika das Frauenwahlrecht eingeführt wurde, am politischen Prozess nur indirekt teilnehmen. Ihre Heroisierungsstrategien können somit durchaus auch als Versuch verstanden werden, sich mit der gebotenen Vorsicht einer anfänglich noch peripheren Statusgruppe doch eine Stimme in der Politik zu verschaffen.

Dass gerade marginale Figuren als ‚Heldenmacher‘ auftreten können, ist ein Thema, mit dem sich auch Andreas Schlüter in seinem Beitrag auseinandersetzt. Freilich geht es hier um keine größere gesellschaftliche Gruppe, sondern um einzelne Individuen, die ihre Außenseiterposition dadurch zu kompensieren versuchten, dass sie sich als *artisans of glory*, als Regisseure des Ruhms, für einige der füh-

renden Aristokraten des elisabethanischen Zeitalters unentbehrlich machten. Die drei Männer, mit denen Schlüter sich auseinandersetzt, Hubert Languet, Giordano Bruno und Antonio Pérez, konnten alle bis zu einem gewissen Grad als Entwurzelte gelten. Languet, der als Diplomat tätig war und aus einer nicht unbedeutenden französischen Familie stammte, erscheint noch am wenigsten als Außenseiter, aber faktisch verfolgte er seine Karriere fern seiner Heimat in Kursachsen. Die Verfolgung seiner Glaubensgenossen, der Hugenotten, in Frankreich ließ ihn in seiner Heimat, die er nach der Bartholomäusnacht kaum noch aufsuchte, eben doch zum Mitglied einer marginalisierten Gruppe werden. Noch stärker entsprechen Bruno und Pérez dem Bild des Intellektuellen als Außenseiter, der eine prekäre Existenz außerhalb seiner Heimat, im Exil führen musste, denn beide hatten aus ihrem Land, aus Italien im Falle Brunos, aus Spanien im Falle von Pérez, fliehen müssen.

Was alle drei Männer verband, war der Versuch, in England einen aristokratischen Patron zu finden, dem sie eine heroische Rolle als Führer einer Allianz gegen die Mächte der Finsternis, das heißt vor allem gegen Spanien und das Papsttum, zuschreiben konnten. Im Falle Languets und Brunos sollte diese Rolle der Dichter und Krieger Sir Philip Sidney übernehmen, im Falle von Pérez Robert Devereux, der zweite Earl of Essex. Namentlich Languet hoffte, dass Sidneys Ruhm, den er zu verbreiten suchte, ihn zu einer der zentralen Figuren in einem europaweiten Netzwerk von militanten Protestanten machen würde, von dem er sich die energische Bekämpfung der Gegenreformation erhoffte. Alle drei erwarteten sich aber auch eine Aufwertung ihres eigenen eher prekären Status, wenn ihre Position als Vertraute und Berater einer heroischen Führungsfigur öffentliche Anerkennung fand. Auffällig ist im Übrigen, das hebt Schlüter hervor, wie sehr sich Sidney und Essex auf dieses Spiel einließen. Sie übernahmen zumindest bis zu einem gewissen Grad die von außen an sie herangetragene heroische Rolle, wobei Sidney als Dichter natürlich durchaus dazu in der Lage war, selber mit literarischen Mitteln die eigene heroische Reputation zu mehren. Da er am elisabethanischen Hof jedoch selber eher ein Außenseiter war, waren die Kontakte zu kontinentaleuropäischen Adligen, die ihm Languet verschaffte, besonders wertvoll für ihn. Zugleich entwarfen sowohl Languet und Bruno im Falle von Sidney als auch Pérez im Falle von Essex ein heroisches Gegenprogramm zu der im Kern doch recht vorsichtigen Außen- und Konfessionspolitik Elisabeths I.

Es wäre sicherlich falsch, in Sidney und Essex nur das leb- oder willenlose Material zu sehen, aus dem Languet, Bruno und Pérez Heldenfiguren nach Maß erschufen, denn beide wirkten auf je unterschiedliche Weise (Essex zum Beispiel auch durch sein Auftreten bei höfischen Turnieren) an der Konstruktion eines heroischen *image* mit, das ihre mehr oder weniger stark ausgeprägte politische Außenseiterposition kompensieren sollte. Auffällig bleibt dennoch, wie stark heroische Lebensentwürfe und Leitbilder nicht nur von ehrgeizigen Aristokraten, die selber gern als heroische Leitfiguren anerkannt werden wollten, instrumentalisiert

werden konnten, sondern auch von ihren Vertrauten und Beratern, die den Ruhm ihres Patrons als Mittel zum Zweck – für höhere politische Ziele, aber auch für die eigene Karriere – einzusetzen versuchten. Faktisch wurde das Skript für die heroische Rolle, die Männer wie Sidney und Essex zu spielen versuchten, immer erneut zwischen den Protagonisten und den ‚Heldenmachern‘, aber auch einem Publikum, dessen Erwartungen einen Kontext darstellten, in den sich alle heroischen Selbstentwürfe und Konstruktionen einschrieben, ausgehandelt.

Die Beiträge zu diesem Band heben somit nachdrücklich die aktive Rolle hervor, die Verehrergemeinschaften, aber auch ein zuweilen eher diffus strukturiertes Publikum zusammen mit bewussten ‚Heldenmachern‘ für die Geburt und die Akzeptanz heroischer Figuren spielen. Dennoch sollte man sich am Ende klar machen, dass es sowohl gesellschaftlich als auch historisch durchaus die Möglichkeit des schlechthin Exzeptionellen, des nicht Prognostizierbaren gibt, auch in Gestalt des Wirkens konkreter Individuen. Tobias Schlechtriemen hat in seinem Beitrag zu Recht darauf aufmerksam gemacht, dass es der Fehler der Soziologie in ihrer Frühphase war, keinen Raum für das Nicht-Berechenbare zu lassen, wohl auch deshalb, weil sie nicht über die Voraussetzungen des eigenen Wissenschaftsideals reflektierte. Soziologen wie Spencer hätten – wie er schreibt – voreilig einen kontinuierlichen Entwicklungsprozess vorausgesetzt. In diesem Prozess „kann es weder große Sprünge geben, noch können heroische Figuren wirklich Neues schaffen“. Grenzen habe Herbert Spencer nicht thematisiert. „Ohne Grenzziehungen kann sich aber auch keine Figur vor einem Hintergrund abheben, ebenso wenig wie nicht ableitbares Handeln erklärt werden kann.“¹²

Eine heutige Auseinandersetzung mit heroischen Gestalten sollte die Fehler der allzu sehr auf die scheinbar unabänderlichen Gesetze der sozialen Entwicklung oder selbst auf Statistiken vertrauenden frühen Soziologie nicht nachvollziehen, aber sich bewusst machen, dass selbst die scheinbar gänzlich exzeptionelle historische Persönlichkeit, man denke an Napoleon, dessen Niederlage bei Waterloo sich dieses Jahr zum 200. Mal jährt, sich in einen Erwartungshorizont und in eine politische und kulturelle Figuration einschreibt, ohne die sie in dieser Gestalt niemals eine geschichtliche Wirkung hätten entfalten können. Der Held oder der Charismatiker muss erst denkbar, imaginierbar werden, ja sogar explizit erwartet werden, ehe er tatsächlich auftreten kann; seine Gestalt hängt immer auch von den Hoffnungen und Befürchtungen ab, die an ihn von Anhängern und Jüngern ebenso wie von Gegnern und Kritikern herangetragen werden. Die heroische Figur ist immer auch Projektionsfläche der Sehnsüchte eines Publikums oder einer Verehrergemeinschaft. Daraus bezieht sie ihre Kraft, dies macht sie aber auch abhängig von der Öffentlichkeit, vor der sie sich inszeniert, aber auch von den Regisseuren ihres Charismas, die diesen Prozess der Inszenierung wenn schon nicht immer in allen Einzelheiten lenken, so doch mitgestalten.

¹² Siehe S. 196–197 dieses Bands.

Das Spiel der Hingabe Zur Produktion des Idolatrischen¹

Veronika Zink

Der Begriff des Charismas ist jenes allgegenwärtige Passepartout, mit dem wir versuchen, die faszinierend glanzvollen und mysteriösen Qualitäten, die bannende und auratische Wirkung einer sozialen Figur zu beschreiben, die uns als eine heroische Ausnahme des herkömmlichen gesellschaftlichen Lebens erscheint. Das heroisch Charismatische versetzt uns in ehrfürchtiges Staunen, es verwundert, begeistert und fordert bisweilen unseren Tribut. Seien es nun vermeintlich religiös motivierte Heilsbringer oder auch politische Vertreter und revolutionäre Anführer – diejenigen, die als charismatisch erachtet werden, scheinen mit einer eigentümlichen Anziehungs- und Ausstrahlungskraft begabt, die ihnen die Zustimmung und das Vertrauen der Anhänger sichert und die konstitutiv für ihre soziale Ausnahme- und Machtstellung ist. Nicht zuletzt offerieren uns die massenmedialen Unterhaltungswelten eine Kulturindustrie des Charismatischen, die – einem Modus der symbolischen Überhöhung folgend – die Stars, die Ikonen und Kultfiguren an den obersten Rand des Sozialen positioniert: Die Verehrung des ‚iProphets‘ des digitalen Zeitalters, die frenetische Begeisterung für einen vermeintlichen ‚Fußballgott‘ und die Inthronisierung einer Entertainment-Ikone zum ‚King of Pop‘, all das ist Ausdruck der mediatisierten Allgegenwart unzähliger charismatischer Heroen und der massenkulturellen Produktion des Idolatrischen. Das Charisma wird hierbei gar zu einer Grundbedingung des Erfolgs stilisiert. Diese vermeintlich außergewöhnliche Attraktivität und Anziehungskraft garantiert die Anbetung der Fans, deren emotionale Zuwendung und nicht zuletzt deren Konsumbereitschaft, die ihrerseits die Basis für die symbolische Größe wie für die ökonomische Macht der verehrten Stars bilden.

Derartige Ausnahmeerscheinungen verkörpern ein ‚Mehr-als-herkömmlicherweise-üblich‘. Sie scheinen sich am Rand oder abseits gesellschaftlicher Normalitätsstandards zu bewegen, diese zu transzendieren und sich in ihrer ihnen zugeschriebenen sozialen Außerordentlichkeit vom Gewöhnlichen und Alltäglichen abzuheben.² Sie repräsentieren zu ehrende *venerabilis*, also diejenigen Werte und Tugenden, die innerhalb einer Sozialität anerkannt sind und als erhaben erachtet

¹ Für hilfreiche Anmerkungen zu diesem Beitrag möchte ich Ronald G. Asch gerne danken.

² Vgl. etwa G. Bataille, Die Souveränität, in: G. Bataille, Die psychologische Struktur des Faschismus. Die Souveränität, übers. von R. Bischof [et al.] (Batterien; 8), München 1997, S. 54–86; B. Giesen, Triumph and Trauma (The Yale Cultural Sociology Series), Boulder, CO/London 2004; W. Lipp, Charisma – Schuld und Gnade. Soziale Konstruktion, Kulturdynamik, Handlungs-drama, in: W. Gebhardt [et al.] (Hrsg.), Charisma. Theorie, Religion, Politik (Materiale Soziologie / TB; 3), Berlin/New York 1993, S. 15–32.

werden. Nicht zuletzt daher wird der Figur des heroischen Charismatikers ein superlativer Sozialstatus zuerkannt, welcher die Aufmerksamkeit, die Hochachtung und die Verehrung der Anhänger konzentriert und als Konsequenz diese wiederum garantiert. Apotheotische Heilsfiguren verkörpern aber nicht nur dasjenige, was von einer sozialen Entität als verehrungswürdige Größe gesetzt wird, sondern bilden aufgrund der ihnen zugedachten charismatischen Begabung ein vitales Element jedweder Sozialität. Ihrer nimbischen Aura wird eine bannende Wirkung zugesprochen, welche es vermag, die Aufmerksamkeit einer Vielzahl von Subjekten auf sich zu ziehen und ein Kollektiv im Namen des Verehrten zu mobilisieren.

Es ist eben jene soziale Wirkmacht des Charismas, auf welche sich das öffentliche wie das wissenschaftliche Interesse immer wieder richtet.³ Auf der einen Seite wird der motivationalen, transformatorischen und rekreativen Kraft des Charismas affirmativ begegnet. So legen beispielsweise Management-Theorien aus dem Bereich der *transformational leadership* nahe, dass in der Kultivierung der vermeintlich konstruktiven Dynamiken des Charismatischen die Möglichkeit liegt, das Potenzial der Anhänger zu entfachen, was gleichwohl deren Leistungsbereitschaft fördere.⁴ Darüber hinaus sehen wir uns auch im Bereich der Politik mit einem wiederkehrenden Ruf nach charismatischen Würdenträgern konfrontiert, wird dem Charismatischen doch die Fähigkeit zugesprochen, es aktiviere eine neue Begeisterung für staatsbürgerliche Beteiligung und wirke der viel zitierten politischen Verdrossenheit entgegen.⁵ Auf der anderen Seite wird ein entgegengesetztes und weit mehr kritisches Bild gezeichnet, indem auf die destruktiven Dimensionen der revolutionären und verführerischen Macht des Charismas wie auf die sozialen und psychologischen Gefahren einer blinden Hingabe und einer irrationalen Überidentifikation mit dem verehrten Idol aufmerksam gemacht wird.⁶ Bei der

³ Vgl. beispielhaft für das anhaltende öffentliche Interesse an dem vermeintlichen Mysterium Charisma die Ausgabe 04/2012 der Zeitschrift „Der Spiegel“ mit dem Titelthema „Charisma. Das Geheimnis der besonderen Ausstrahlung“, die mit sieben unterschiedlichen Titelbildern auf dem Markt war. Die Reportage nimmt das Geheimnisvolle zum Anlass für die Enträtselung und sucht nach psychologischen und soziologischen Mechanismen für die Erklärung eines Phänomens.

⁴ Vgl. hierzu etwa die Studien von J. E. Bono / R. Illies, Charisma, Positive Emotions and Mood Contagion, in: *The Leadership Quarterly* 17, Heft 4, 2006, S. 317–334 und von J. A. Conger [et al.], Charismatic Leadership and Follower Effects, in: *Journal of Organizational Behavior* 21, Heft 7, 2000, S. 747–767.

⁵ Für eine Betonung der kreativen Potenziale, die charismatische Figuren freisetzen, siehe beispielhaft W. Patzelt, Charisma und die Evolution von Institutionen, in: F. J. Felten [et al.] (Hrsg.), *Institution und Charisma*, Köln [u.a.] 2009, S. 607–616; C. M. Fiol [et al.], Charismatic Leadership: Strategies for Effecting Social Change, in: *The Leadership Quarterly* 10, Heft 3, 1999, S. 449–482. Vgl. des Weiteren für eine Auseinandersetzung mit den konstruktiven und den destruktiven Dynamiken des Charismas innerhalb institutioneller und organisatorischer Strukturen E. Shils, Charisma, Order, and Status, in: *American Sociological Review* 30, Heft 2, 1965, S. 199–213.

⁶ Vor allem Le Bons Ausführungen zur „Psychologie des foules“ folgen der Deutung, die der Masse der Verehrer eine charakteristische Willensschwäche zuschreibt. Es ist in der Folge ebendiese Willensschwäche, aufgrund derer die Masse als zugänglich für die suggestive

charismatischen Verzauberung handele es sich letztlich nur um eine kulturindustriell inszenierte und produzierte Manipulation, welche die Illegitimität eines asymmetrischen Machtgefüges nur kaschiere. Vom begeisterten Fan über den treuen Gefolgsmann bis hin zum demütigen Gläubigen, von den kreischenden Massen, die im Angesicht ihres Pophelden drohen, in Ohnmacht zu fallen, bis hin zum Märtyrer, der sich diesem ‚Mehr-als‘ hingibt, sich aufopfert und wenn nötig andere mit in den Tod reißt – aus der Perspektive der nicht involvierten Außenseiter erscheinen diejenigen, die von dieser Form der rasenden und jubilatorischen Affirmation einer fremden Macht affiziert sind, lediglich als willensschwache Subjekte, die, überwältigt von ihren starken Gefühlen und Leidenschaften, willens sind, für den Verehrten alles zu geben. Die verführerische Macht des Charismatikers scheint die Urteilskraft der Verehrer zu beeinträchtigen.⁷ Aus einer solchen Sicht stellt die Verehrung für den Charismatiker den Ausdruck der Irrationalität dar, geben sich die Verehrenden doch willentlich und als ohnmächtiger Part einem ungleichen Mächteverhältnis hin. Hierin fundiert sich das Verständnis eines größtmöglichen Machtantagonismus; eine asymmetrische Abhängigkeitsbeziehung, der das Subjekt in seinem emotional motivierten Aberglauben anheimfällt: die „Krankheit der Unterwürfigkeit“, wie Richard Sennett formuliert.⁸

Mit der Verehrung scheint ein unbeaglicher Verdacht die kulturelle Bühne zu betreten. Im Angesicht der Hingabe an einen übermächtigen Anderen stellt sich

Macht von willensstarken und manipulierenden Autoritäten betrachtet wird. Für eine Auseinandersetzung mit gegenwartskulturellen Wertungsweisen der Verehrung siehe vor allem die psychologische Studie zum sogenannten *Celebrity Worship Syndrom*. Warnend formulieren die Autoren hinsichtlich einer intensiven und leidenschaftlichen Hingabe an ein Idol: „the expression of celebrity worship is firmly rooted in pathology and thus may become a serious clinical issue. The case of the female adolescent who was willing to self-mutilate over her parasocial relationship with a popular musician subsequently might serve as an illustrative example“, J. Maltby [et al.], *A Clinical Interpretation of Attitudes and Behaviors Associated With Celebrity Worship*, in: *The Journal of Nervous and Mental Disease* 191, Heft 1, 2003, S. 25–29, hier S. 29. Die pathetische Hochstimmung wird hierbei unter dem Vorzeichen einer pathologischen Störung besehen, denn diese verweise in ihrer aufmerksamkeitsabsorbierenden Abhängigkeit zugleich auf den Zustand einer, wie Maltby und Kollegen beschreiben, „poorer mental health“, ebd., S. 28.

⁷ Insbesondere die Gemüthshaltung der Begeisterung steht unter Verdacht, im Widerstreit mit der nüchternen Rationalität zu stehen. Siehe hierzu vor allem die genealogische Betrachtung von Bösel für den philosophischen Diskurs, demgemäß die Diffamierung des Enthusiasmus vor allem auch in Relation und als Resultat der aufklärerischen Haltung zu lesen ist: B. Bösel, *Philosophie und Enthusiasmus. Studien zu einem umstrittenen Verhältnis*, Wien 2008. Für eine Betrachtung der interpretatorischen Kopplung von Gotterfülltheit (Enthusiasmus) und Wahnsinn für den Bereich der Religion siehe zudem Foucaults diskursanalytische Skizze des Wahnsinns: M. Foucault, *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*, übers. von U. Köppen, Frankfurt am Main 1969. Neben der Verdächtigkeit der Gemüthshaltung gegenüber dem Charismatiker siehe für eine Auseinandersetzung mit der Angst vor illegitimen Autoritäten R. Sennett, *Autorität*, übers. von R. Kaiser (BvT; 593), Berlin 2008. Für eine gegenwartskulturelle Betrachtung der Prekarität der Verehrung siehe zudem V. Zink, *Von der Verehrung. Eine kultursoziologische Untersuchung*, Frankfurt am Main 2014.

⁸ Sennett, *Autorität* (Anm. 7), S. 113.

erscheinen, bietet dieser doch nur ein Versatzstück des Phänomens, aber keine Erklärung dafür, welche Logik dieser bannenden und bindenden Wirkung zugrunde gelegt wird.

Die wohl radikalste soziologische Erklärung liefert Durkheim, indem er jene Begeisterung und Hingabe als ein sakrales Gefühl beschreibt, welches, seiner Sakralsoziologie zufolge, als eine soziale Tatsache (und somit nicht als ein psychologisches Phänomen) zu betrachten ist, die aus dem Sozialen heraus zu verstehen ist:

„Im Übrigen sehen wir, daß die Gesellschaft jetzt genauso wie früher ständig heilige Dinge erschafft. Wenn sie sich für einen Menschen begeistert, in dem sie die wesentlichen Sehnsüchte zu entdecken glaubt, die sie selbst bewegen, und die Mittel, um sie zu befriedigen; dann sondert sie ihn aus und vergöttert ihn beinahe. Die öffentliche Meinung bekleidet ihn mit einer Majestät, die der ähnlich ist, die die Götter beschützt. [...] Die Ehrerbietung, die Menschen, die eine hohe soziale Funktion ausüben, einflößen, ist auch nichts anderes als der religiöse Respekt.“¹⁰

Aus dieser Perspektive handelt es sich nicht um eine unerklärliche und mysteriöse Gabe einer außerwählten Figur. Der Glaube an die Göttlichkeit dieser Figuren gründet vielmehr in ihrem Dasein als symbolische Repräsentationen, in denen kollektive Vorstellungen auf verdichtete Weise ihren Ausdruck finden und die gerade deshalb ein sozial regeneratives und kreatives Potenzial bereithalten wie auch eine symbolische Integrationsfunktion erfüllen können. Der idolatrische Charakter kann demzufolge als etwas gesellschaftlich Auferlegtes und Beigefügtes betrachtet werden, das es gilt, im Sozialen zu inszenieren und beständig mittels Praktiken der kultischen Verehrung zu reaktivieren.

Was Durkheim als „religiöse[n] Respekt“ begreift, wird bei Weber als ein „Interesse [...] am Gehorchen“¹¹ begriffen, welches im Fall des Charismas „kraft persönlichen Vertrauens“¹² und durch die „freie, aus Hingabe an Offenbarung, Heldenverehrung, Vertrauen zum Führer geborene, Anerkennung“¹³ durch die Gefolgschaft legitimiert wird. Wenngleich wir hier jeweils auf ein ähnliches Motiv stoßen, so unterscheidet sich die Betrachtung Durkheims freilich deutlich von derjenigen Webers, liegt der Fokus der letzteren doch zuvorderst auf der Frage, unter welchen Bedingungen ein asymmetrisches Machtgefüge als legitim anerkannt wird, und wie der Glaube an die Macht des Charismatikers hergestellt und verstetigt wird. Will man die charismatische Anhängerschaft und deren Verehrung aus dieser Perspektive verstehen, so gründet sie gerade in dem Glauben an die Andersartigkeit, an die Regelfremdheit oder, kurz, an die Außeralltäglichkeit der gnadenbegabten Persona. Betrachtet man mit Weber das Charisma als eine Form der Herrschaft, die einer außeralltäglichen Logik folgt, so kann das hier zugrunde

¹⁰ Durkheim, Die elementaren Formen des religiösen Lebens (Anm. 9), S. 316.

¹¹ Weber, Wirtschaft und Gesellschaft (Anm. 9), S. 122.

¹² Ebd., S. 124.

¹³ Ebd., S. 140.

liegende Machtverhältnis zwischen ehrenwertem Helden und verehrender Gefolgschaft als eine Beziehung definiert werden, welche nicht durch Zwang oder Gewalt reglementiert wird, sondern die durch den Glauben an die Rechtmäßigkeit der Mächtigkeit des charismatisch Begnadeten legitimiert ist. Zumindest in ihrer idealtypischen Form ist die charismatische Herrschaftsbeziehung den anderen Herrschaftstypen, die „Alltags-Formen der Herrschaft“¹⁴ sind, radikal entgegengesetzt, da sie nicht auf der Produktion von Zeichen der Rationalität oder der Traditionalität der Herrschaftsordnung basiert. Ihre Legitimität stützt sich insofern weder auf ein rational gesetztes noch historisch etabliertes Regelwerk, das seinerseits diskursiv analysierbar wäre. Sie erscheint in ihrer Regelfremdheit im Vergleich zur rationalen Herrschaft im Wesentlichen irrational und im Vergleich zur traditionellen im Wesentlichen revolutionär.

Die Legitimität der charismatischen Herrschaft wird in Zeichen der Außeralltäglichkeit dieser Herrschaft begründet, ihre Autorität im Glauben an die Gnadengabe der ethischen, heroischen oder religiösen Virtuosität eines mächtigen Anderen und ihr Herrschaftsanspruch auf dem begeisterten ‚Ja‘ der Anhänger. Genau jenes affirmative Machterfahren ist gemeint, wenn im Folgenden von der Verehrung für und die Hingabe an einen charismatischen Helden die Rede ist, also eine enthusiastische Gemüthaltung gegenüber einer sakralen Erscheinung, deren Außerordentlichkeit im Glauben daran gründet, dass sie im Namen einer höheren Ordnung und Macht handelt, von der sie berufen und begabt wurde. Das heißt konkret, dass der Glaube an die Legitimität des Charismas zuvorderst von der Produktion der Zeichen des Außergewöhnlichen, Mysteriösen, Irrationalen und revolutionär Anderen abhängig ist; Produktion sowohl verstanden im Sinne der Herstellung wie auch in Anlehnung an Baudrillards Verwendung des Begriffs als Modus der Sichtbarmachung und Verwirklichung (*produire*).¹⁵ Es ist jener Glaube an die Außeralltäglichkeit, der zwar grundlegend für die Logik des Verehrens des Charismatischen ist, da sich diese jedweder rationalen Ordnungsmacht entsagt, sich aber eben gerade wegen der vermeintlichen Irrationalität dieser Form der Verehrung dem „fremden Beschauer als Würdelosigkeit wirkende[] Hingabe“¹⁶ präsentiert. Wie lässt sich also dieses Konstrukt des Außeralltäglichen begreifen, also dasjenige, was sich vermeintlich über jede rational und traditional begründete Ordnung hinwegsetzt und welches nach Weber sowohl am Grund der charismatischen Begabung wie auch am Grund der emotional motivierten Begeisterung für diese liegt. Auch Webers geltungsbegrifflicher Bestimmung zufolge muss das Charisma, um wirksam zu sein, produziert und inszeniert werden, seine Gültigkeit hängt jedoch von der Hingabe der Anhänger und ihrem Glauben an die Außerordentlichkeit dieser heroischen Mächtigkeit ab.

¹⁴ Ebd., S. 141.

¹⁵ Vgl. zum Konzept der Produktion J. Baudrillard, *Von der Verführung*, übers. von M. Meßner, München 1992.

¹⁶ Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft* (Anm. 9), S. 652.

Es ist jene Dimension der Hingabe und der Verehrung, der ich im Folgenden Beachtung schenken möchte – dies mit dem Ziel, den Fokus auf die Frage nach der Produktion des Außeralltäglichen zu legen. Die Inszenierung der Macht und Außerordentlichkeit eines charismatisch Begnadeten basiert, so die These, auf seinem enthusiastischen Gegenpart, der die der Geltung des Charismas zugrunde liegende außeralltägliche Logik mitproduziert, indem er sie im Sozialen emotional affiziert und verstetigt. Die Momente der Affektion, der Hingabe und der Verehrung werden daher nicht als erklärende Faktoren für den Glauben an die Außeralltäglichkeit dieser Figuren verstanden, sondern als Momente der Produktion dieses Glaubens. Die Untersuchung beschränkt sich dabei auf jenen Helden-typus, der das charismatische Zentrum einer Sozialität der Anhänger verkörpert,¹⁷ das heißt, dem die Verehrung seiner Gefolgschaft zuteilwird.¹⁸ Dieser Betrachtung folgend wird die charismatische Verehrungsdyade, also die wechselseitig konstruierte Logik der Beziehung zwischen Held und Anhänger, im Fokus stehen. Auf diese Weise wird sich der Beitrag schrittweise der Herstellung und Verwirklichung der Außeralltäglichkeit wie deren Zeichen annähern, wobei zwei Momente als wesentlich für die Verehrungsdyade und ihre verführerische Logik betrachtet werden: die Konstruktion eines Mysteriums und der symbolische Tausch. Während die Produktion des Geheimnisvollen als grundlegend für die Außeralltäglichkeit des Verehrten ausgestellt wird, wird aufbauend zu zeigen sein, dass die Verehrung auf dem Glauben an ein agonistisches Spiel der wechselseitigen Verausgabung der Verehrer wie des Verehrten basiert. Beide Momente sind, so die These, konstitutiv für den Glauben an den außerökonomischen Wert des Verehrens und stellen insofern dynamische Elemente innerhalb des Prozesses der Produktion des Illusionswerts des Charismatischen dar. Die Auseinandersetzung mit der Verehrungsdyade wird abschließend unter Bezugnahme auf den Standpunkt des außenstehenden und nicht affizierten Publikums perspektiviert. Das Publikum dergestalt zu verstehen und es nicht mit dem Kreis der verehrenden Anhänger gleichzusetzen, bedeutet, einen Perspektivwechsel vorzunehmen, da dieses in seiner Rolle als ‚vierte Wand‘ besehen wird. Da es sich somit um eine Betrachterposition handelt, die nicht aktiv in die Produktion des Idolatrischen eingreift, sondern diese von außen bewertet, eröffnet der Blick auf das Publikum einerseits eine andere Perspektive auf das, was mit dem Glauben an die Außeralltäglichkeit gemeint ist, und andererseits wird dem Publikum in seiner Betrachter-

¹⁷ Indem der Fokus auf dem Helden als einer charismatischen Figur liegt, wird an dieser Stelle auf Bernhard Giesens Definition des Helden Bezug genommen: „Heroes embody charisma, they fuse the sacred into the profane world, they establish a mediating level between the humans and the Gods“, Giesen, *Triumph and Trauma* (Anm. 2), S. 16.

¹⁸ Für eine differenzierte Betrachtung der Emotion Verehrung und einer Abgrenzung dieser von anderen lobpreisenden Gefühlen siehe unter anderem O. F. Bollnow, *Die Ehrfurcht. Wesen und Wandel der Tugenden*, Würzburg 2009; I. Schindler [et al.], *Admiration and Adoration: Their Different Ways of Showing and Shaping Who We Are*, in: *Cognition and Emotion* 27, Heft 1, 2013, S. 85–118.

position zugleich eine wesentliche Funktion bezüglich der Logik des Verehrens zugewiesen. Ihm kommt so die Funktion einer sozialen Deutungsperipherie der Verehrungsdyade zu, das heißt schlichtweg, dass das Publikum die Figur des Dritten bildet.¹⁹ Demzufolge wird der nicht verzauberte und aufgeklärte Blick des Publikums, sei dies nun der Blick der Öffentlichkeit oder der des Wissenschaftlers, der nach dem Gehalt des Passepartouts ‚Charisma‘ sucht, eine wesentliche Bedeutung für die Bildung der Dyade und für die Produktion des ihr zugrunde liegenden verführerischen Prinzips zugesprochen.

2. Zeichen der Außeralltäglichkeit: *Der Adorzismus der Undurchsichtigkeit*

Die *mise en scène* des Charismas ist unausweichlich, bedarf der Glaube der Verehrer ja bekanntlich der Zeichen und in diesem Fall der Zeichen, die die außerordentliche Begabung des Charismatikers verbürgen. Folgt man Weber, so bildet die Produktion von Zeichen der Außerordentlichkeit ein konstitutives Instrument zur Verstetigung dieser fragilen Form der Autorität und des damit einhergehenden Machtgefüges. Charisma besteht nur, insofern die mysteriöse und magisch attraktive Virtuosität des Verehrten kontinuierlich beschworen und nicht veralltäglicht wird. Die sichtbare Konstruktion eines Arkanum gehört zu den gängigen Requisiten der Macht: Das Verborgene und Intransparente grundiert durch die Ausstellung der Unergründlichkeit, der Unverfügbarkeit und der Inkommensurabilität nicht nur die mysteriöse Außergewöhnlichkeit der verehrten Persona, sondern in diesem Zuge eben auch deren Exklusivität und Publizität, da, wie Georg Simmel beschreibt, „das Geheimnisvolle“ und „vielen Versagte“, den Eindruck erweckt, etwas „ganz besonders Wertvolles“ zu sein.²⁰

Charisma ist *per definitionem* ein „intransparentes Verweisungssymbol“.²¹ Aufgrund dieser Intransparenz wird der Nimbus des Verehrten als unergründlich konstruiert. Solange dieser nicht be- und ergründet werden kann, behält er seine außeralltägliche Wirkung. Diese Konstruktion lässt den Verehrten als bedeutsam erscheinen und wahrt zugleich dessen Unantastbarkeit, was mit Blick auf die Verstetigung dieser Außeralltäglichkeit wesentlich ist. Es handelt sich hier um einen Modus der Immunisierung, ist das Charisma doch beständig von seiner Verflüchtigung bedroht. Die inszenatorische Produktion des Charismas droht immer auch sich in ihr Gegenteil zu verkehren: die Veralltäglichtung des Charismas als Resultat einer Überproduktion. Mit der Publizität des Charismatischen geht zugleich die

¹⁹ Vgl. zur sozial ergänzenden Funktion der Figur des Dritten vor allem G. Simmel, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Frankfurt am Main 1992.

²⁰ Vgl. ebd., S. 408.

²¹ C. Schneider, *Charisma. Sinnproduktion durch Reflexionsanästhesie*, in: P. Rychterová [et al.] (Hrsg.), *Das Charisma. Funktionen und symbolische Repräsentationen*, Berlin 2008, S. 129–154, hier S. 130.

Gefahr der Profanierung des Geheimnisvollen einher, was zu einem Schwinden der magisch unerklärlichen, attraktiven Wirksamkeit führt. Nur indem es als ein Mysterium gewahrt und bewahrt wird, kann es seine potenziell bannende und verführerische Wirkung entfalten.²²

Der Gefahr der Veralltäglicung kann letztlich nur durch die Sicherung und Verstetigung des Mysteriösen entgegengewirkt werden. Und dies gilt freilich auch für die Verehrer, insofern diese an der Wahrung der affektiven Attraktivität des Charismatischen interessiert sind. Zur Sicherung des Mysteriösen wird auf eine sakrale Sprache²³ zurückgegriffen, die ihrerseits selbst die Unantastbarkeit und die Geheimnisthaftigkeit des Verehrten wahrte; ein Aspekt, den wir sowohl aus populärkulturellen Deutungen wie auch aus kulturwissenschaftlichen Auslegungen kennen – sei es der vor Staunen und Begeisterung bebende Fan, dem im Angesicht des begehrten Stars anscheinend die Sprache versagt, die Beschreibung der grundsätzlichen Unfasslichkeit des Numinosen bei Otto oder auch der Verweis auf ein Unvermögen, darüber adäquat sprechen zu können, wie es Agamben in Auseinandersetzung mit Hegels „Eleusis“ konstatiert.²⁴ Der rhetorische Rückgriff auf das Stilmittel der Unergründlichkeit, der Unfassbarkeit, der Unbeschreiblichkeit oder der Unansehnlichkeit des charismatischen Gegenübers bildet ein wesentliches Element des Verehrens. Die sprachliche Verkleidung und die kommunikative Rahmung des Charismatischen als ineffabel präsentiert dieses somit als ein Passepartout ohne definiten Inhalt. Wobei das Nichtkommunizierbare im Sozialen angezeigt und als unkommunizierbar kommuniziert werden muss, damit es in seiner Mysteriösität Gültigkeit haben kann. Die Kommunikation des Außerordentlichen bedient sich daher notwendigerweise der „Verfremdungsfiguren“,²⁵ welche im Verweis auf das Unfassliche eine Abweichung von der alltäglichen Erfahrungswelt und zugleich einen „Überschuss“²⁶ markieren. Der rhetorische Rückzug auf eine prinzipielle Unmöglichkeit der Kommunizierbarkeit bestärkt daher den Glauben an die Inkommensurabilität des Phänomens, indem dargelegt wird, dass jeder Versuch der sprachlichen Annäherung mittels Signifikanten zwangsweise am Charismatischen scheitert, da es sich der eindeutigen Definition versagt: „[E]s ist insignifikant.“²⁷

Diese Form der rhetorischen Verkleidung und sprachlichen Tabuisierung kann als eine Sakralisierungspraktik gelesen werden. Diese Praktiken sind wesentlich in der Interaktion mit dem Verehrten. In der Verehrungsbeziehung bildet das Motiv

²² Wobei hierbei natürlich zweitrangig ist, ob hinter der Verschleierung wirklich ein Geheimnis verborgen ist – was zählt, ist die Konstruktion eines undurchdringbaren Mysteriums.

²³ Vgl. hierzu auch J. Paulhan, Die sakrale Sprache, in: D. Hollier (Hrsg.), Das Collège de Sociologie (1937–39), übers. von H. Brühmann, Berlin 2012, S. 599–622.

²⁴ Vgl. G. Agamben, Die Sprache und der Tod. Ein Seminar über den Ort der Negativität, übers. von A. Hiepko, Frankfurt am Main 2007; R. Otto, Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen, München 2004; Schneider, Charisma (Anm. 21).

²⁵ B. Waldenfelds, Hyperphänomene: Modi hyperbolischer Erfahrung, Berlin 2012, S. 90.

²⁶ Ebd., S. 91.

²⁷ Vgl. Schneider, Charisma (Anm. 21), S. 145.

des Tabus ein konstitutives Element für die Verstetigung der Verehrungslogik, welche auf einer ambivalenten Bewegung zwischen Verbot und Begehren, auf einem Wechselspiel der Annäherung und der Befremdung, der Attraktion und der Repulsion beruht.²⁸ Wo der Andere sich entzieht, wo etwas als verborgen konstruiert wird, wird danach gestrebt, das heißt, das Arkanum wird als solches anerkannt. Wo der Andere in seiner Publizität zu nahe tritt, scheint sein Nimbus unaushaltbar, er zwingt zur Distanz und zur „frommen Scheu“,²⁹ anhand derer sogleich den konstitutiven Status- und Bedeutungsunterschieden zwischen Verehrer und Verehrtem mit einer ehrerweisenden Haltung affirmativ begegnet wird.³⁰ Dieses spielerische Spannungsfeld aus Nähe und Distanz ist für die Wahrung der attraktiven Außeralltäglichkeit und für den Schutz vor der Veralltäglichen durch eine Dauernähe essenziell. Absolute Nähe wirkt homologisierend und nivelliert die konstitutive Differenz zwischen Verehrer und Verehrtem. Maximale Ferne birgt die Gefahr, dem Anderen nüchtern und affektlos gegenüber zu stehen, da er innerhalb des sozialen Wirkungskreises nicht als bedeutsam wahrgenommen werden würde. Dieser spannungsreiche Hyperbelcharakter der „Fernnähe“,³¹ wie dieser etwa von Plessner beschrieben wird, bewahrt die mysteriöse Außeralltäglichkeit der Dyade und wird insofern nicht nur vom Charismatiker inszeniert, sondern von den verehrenden Subjekten als solcher reproduziert.

Dieses Wechselspiel kann insofern als eine Form der Anbetung, der Adoration,³² begriffen werden. Während die Grenzen und somit das notwendig zu reproduzierende Machtgefälle zwischen beiden Parteien als konstitutiv anerkannt und ge-

²⁸ Vgl. etwa G. Bataille, Anziehung und Abstoßung. I. Tropismen, Sexualität, Lachen und Tränen (1938), in: D. Hollier (Hrsg.), Das Collège de Sociologie (1937–39), übers. von H. Brühmann, Berlin 2012, S. 114–129; G. Bataille, Anziehung und Abstoßung. II. Die soziale Struktur (1938), in: D. Hollier (Hrsg.), Das Collège de Sociologie (1937–39), übers. von H. Brühmann, Berlin 2012, S. 131–149; S. Freud, Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker, Frankfurt am Main 2012.

²⁹ J. Assmann, Das verschleierte Bild zu Sais – griechische Neugier und ägyptische Andacht, in: J. Assmann / A. Assmann (Hrsg.), Schleier und Schwelle, Bd. 3, Geheimnis und Neugierde, München 1999, S. 43–66, hier S. 63.

³⁰ Neben den Ausführungen von Assmann findet sich des Weiteren vor allem bei Bollnow eine ausführliche Auseinandersetzung zur Rolle der Scham bei der Ehrfurcht: vgl. Bollnow, Ehrfurcht (Anm. 18). Siehe zudem auch Goffmans Beschreibung der ehrerweisenden Distanznahme: E. Goffman, Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag, übers. von P. Weber-Schäfer, München 2011.

³¹ H. Plessner, Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus, Frankfurt am Main 2002, S. 69.

³² Zum Konzept wie auch zum Begriff der Adoration im Sinne der Anbetung und der Anrufung eines Anderen vgl. B. Marti, Proskynesis and Adorare, in: Language 12, Heft 4, 1936, S. 272–282. Jean-Luc Nancy weist zudem auf die begriffliche Verwandtschaft der Adoration und der Addiktion hin, wenn er schreibt: „Das Wort hat dann Bedeutungsrichtungen von ‚sich weihen‘, ‚sich widmen‘, ‚sich einer Sache hingeben‘ entwickelt und später solche der Verpflichtung, der Verschuldung oder Unterwerfung. Zwischen *ad-dicere* (und/oder *ab-dicare*, denn es gibt da zwei ähnliche Verben) und *ad-orare* („anbeten“) zeichnen sich unweigerlich vage Bezüge ab, wenngleich *dicere*, französisch *dire*, „sagen“, sich auf die Erklärung bezieht, auf ihren Inhalt, während *orare*, „orer“ (wie das Altfranzösische es gekannt hat) sich

wahrt wird, wird zugleich versucht, ein sympathetisches Band des Verehrens herzustellen: Es ist dieses Wechselverhältnis aus Ehrgabe und Hingabe, welches charakteristisch für den Adorzismus ist. Denken wir etwa an das Gebet, an Kollektivrituale wie Kultfeste oder auch an Opfergaben, also an Praktiken, anhand derer versucht wird, das sakrale Andere zu vergegenwärtigen, es zu berufen, anzubeten und zu beschwören, so handelt es sich hierbei immer um amphibolische Gesten, die einerseits die Unantastbarkeit des Verehrten wahren, andererseits aber eine Beziehung, die einer außerordentlichen Logik zu folgen hat, herstellen. Der Adorzismus ist, wie Kümmel-Schnur³³ schreibt, ein dissoziatives Phänomen, denn in der Anrufung des Anderen wird dieser zwar als erfahrbare Größe begriffen, jedoch als eine Größe, die ihr überwältigendes und übermannendes Potenzial nicht verliert. Die sozialen und kulturellen Grenzen zwischen beiden Parteien werden gepflegt, aber als punktuell durchlässig beschworen. Die konkrete Performanz der Adoration bzw. Proskynese,³⁴ wie wir sie als Teil der höfischen Etikette wie der religiösen Liturgie kennen, also etwa verkörpert in Ehrpraktiken wie dem Kniefall oder dem Küssen der Füße, kann daher als ein Sinnbild für die hierin visualisierten Momente des Verehrens dienen: Einerseits wird der Verehrte mittels eines negativen Rituals im Sinne Durkheims³⁵ vom Profanen ausgegrenzt, indem die Unantastbarkeit und die Größe des Anderen nicht nur gewahrt, sondern im Sozialen in Szene gesetzt wird; andererseits manifestiert die hingebende, ehrerweisende *veneratio* ein kommunikatives und sympathetisches Band zwischen Verehrtem und Verehrenden.

Entsprechend wird ebendieses ehrerweisende, sympathetische Band selbst als heilig, unantastbar und zu verehrend inszeniert.³⁶ Die Verehrung selbst wird sakrosankt gesprochen, indem – vermittelt durch Prädestinations- und Schicksalsnarrative³⁷ – die Dyade unter dem Vorzeichen der Außeralltäglichkeit begriffen wird, als ein Fatum, Resultat des *χάρις* und der Gnadenbegabung. Dieser Aspekt scheint insofern nicht uninteressant, als der Verehrte selbst in die Position des Verehrens berufen wird und die Dyade auf diese Weise als eine unantastbare

eher auf das Sprechen als Anrede bezieht“, J.-L. Nancy, *Die Anbetung*, übers. von E. von der Osten (Dekonstruktion des Christentums; 2), Zürich 2012, S. 16.

³³ Vgl. hierfür die Ausführungen von Kümmel-Schnur zum Adorzismus, den er dem Exorzismus gegenüberstellt: A. Kümmel-Schnur, *Utopien des Adorzismus*, in: T. Kater (Hrsg.), „Der Friede ist keine leere Idee...“ Bilder und Vorstellungen vom Frieden am Beginn der politischen Moderne, Essen 2006, S. 64–80.

³⁴ Zu Gesten der Adoration bzw. der Proskynese vgl. Marti, *Proskynesis and Adorare* (Anm. 32).

³⁵ Vgl. etwa Durkheim, *Die elementaren Formen des religiösen Lebens* (Anm. 9).

³⁶ Ob eine solche nun ‚tatsächlich‘ besteht, ist an dieser Stelle natürlich zweitrangig. Wichtig erscheint in diesem Zusammenhang, ob diese in den Augen der Verehrer als wirklich anerkannt wird.

³⁷ Die Motive der Prädestination und der schicksalhaften Fügung, anhand derer die Außerordentlichkeit dieser Beziehung stilisiert wird, finden sich vor allem auch in Liebesnarrativen: vgl. G. Simmel, *Fragment über die Liebe*, in: G. Kantorowicz (Hrsg.), *Fragmente und Aufsätze aus dem Nachlass und Veröffentlichungen der letzten Jahre*, München 1923, S. 47–125, http://socio.ch/sim/posthum/post_liebe.htm, 10. Juni 2015.

res sacra präfiguriert wird. Die Beziehung zur verehrten Macht erhält auf diesem Weg den Status der Exklusivität.

3. *Das Spiel der Hingabe: Das Spiel mit der Macht*

Beide Parteien, sowohl der Verehrte als auch der Verehrer, sind für die Aufrechterhaltung der Logik der Verehrungsdyade verantwortlich und somit in gleichem Maße davon abhängig. Das Subjekt stellt diese Logik nicht infrage, sondern gibt sich dieser hin. Entsprechend lässt sich auch der Glaube, Verehrung gründe auf einer eindimensionalen Sozialrelation, aufgrund derer der verehrte Verführer im Sinne Le Bons als Manipulator einer willenlosen Masse zu begreifen ist, hinterfragen. Ebenso kann der Verehrer als ein aktiver Akteur verstanden werden, der ähnlich wie der Charismatiker an diesem Wechselspiel der Fernnähe teilnimmt bzw. die Logik dieses Spiels affirmiert und reproduziert. Wie dargelegt, bildet das Unergründliche das verführerische Prinzip, welches die Verehrung der Anhänger garantiert. Insofern ist die Verehrung nicht abhängig von Zeichen der begründbaren Legitimität der Macht des Verehrten, vielmehr trifft das genaue Gegenteil zu. Das Motiv der Verschleierung und die dieser zugrunde liegende „Illusionstendenz“,³⁸ wie sie von Plessner beschrieben wird, die sich der rationalen Ergündbarkeit verschließen, bilden hierbei das spielerische Moment. Die Verehrung folgt daher insofern einer Spiellogik, als das Moment des *illudere* die Beziehung zwischen Verehrtem und Verehrendem charakterisiert.³⁹ Dementsprechend kann man also fragen, ob sich der Verehrer einem anderen Spieler, einem Machthaber hingibt, oder ob sich vielleicht nicht beide Parteien dem verführerischen Prinzip des Idolatri-schen, den nicht zu hinterfragenden Regeln des Spiels des Idolatri-schen selbst, hingeben. Dies könnte erklären, warum die Frage nach dem Wert der Spieler, warum einer der beiden höher steht, Magister ist, also die Frage nach der Legitimität der Statusunterschiede überhaupt nicht aufkommt, stehen doch beide – zumindest aus Sicht der Verehrenden – in einer intimen und geheimnisvollen Beziehung zueinander, deren Logik nur den Interaktanten zugänglich ist. Verehrung unterliegt, so die Annahme, einem interaktiven Beziehungsgeflecht, innerhalb dessen der andächtige und ehrerweisende Gestus als ein konstitutives Moment der Reproduktion dieses asymmetrischen Machtverhältnisses betrachtet werden kann. Mit diesem Gestus wird nicht nur dem Modus der Verschleierung affirmativ begegnet, sondern in diesem Zuge wird die Unantastbarkeit des verehrten Anderen gewahrt und die Machtpositionen des ‚Übergeordnet-Seins‘ und des ‚Untergeordnet-Seins‘ werden bejahend reproduziert.

³⁸ Plessner, Grenzen der Gemeinschaft (Anm. 31), S. 68.

³⁹ Vgl. hierzu unter anderem Baudrillard, Von der Verführung (Anm. 15). Zur Logik des Spiels siehe des Weiteren R. Caillois, Die Spiele und die Menschen. Maske und Rausch, übers. von S. von Massenbach, Frankfurt am Main [u.a.] 1986; J. Huizinga, Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel, übers. von H. Nachod, Reinbek 2004.

Mit der Verehrung der Anhänger wird der verehrte Charismatiker nicht nur in die Position der Macht berufen, sondern in dieser auch herausgefordert, muss er diese doch unentwegt durch weitere Zeichen seiner Außerordentlichkeit unter Beweis stellen. Indem der Verehrer das verehrte Idol mit der Position der Macht begabt, fordert es diesen nicht nur heraus, sich dieser Mächtigkeit als ehrbar zu erweisen, sondern in der Bewegung der Herausforderung sucht er zugleich, Macht über den Verehrten selbst zu gewinnen. Am deutlichsten tritt dies sicher in Form symbolischer Gabepraktiken des Ehrens zutage, welche sich uns als ein Spiel der Ehre präsentieren.⁴⁰ Beide Parteien, der Charismatiker wie der Verehrer, betreten das Spielfeld des Idolatratischen mit jeweils anderen Versprechen: jener mit dem Versprechen der Fürsorge, Anleitung, Virtuosität und Geborgenheit, dieser mit dem Versprechen auf Treue, Preis und Hingabe. Es handelt sich also auch hier nicht um eine einseitige Verhaltensregel der Demut, vielmehr folgt die Verehrung einer agonistischen Spiellogik des symbolischen Tausches, wie diese etwa von Marcel Mauss oder auch von Pierre Bourdieu beschrieben wurde.⁴¹ Neben dem Motiv der Verkleidung und der Verschleierung wird die Logik des Spiels somit um die Dimension des Agonismus erweitert.⁴² Während der verausgabende Euergetismus den *code d'honneur* des Verehrten figuriert, wird das Subjekt im gleichen Zuge aufgefordert, sich diesem hingebungsvoll zuzuwenden. Versteht man die Verehrung als eine Form des symbolischen Tauschs, so wird nicht nur die vermeintliche Irrationalität der verausgabenden Handlungen verständlich, sondern die einseitig hierarchische Machtbeziehung kann, unter diesem Vorzeichen besehen, als ein Spiel der Macht bzw. als ein Spiel mit der Macht betrachtet werden. Sei es in Form kleiner Präsente für den Verehrten über kultische Praktiken der Anbetung und der Inszenierung der Opferbereitschaft bis hin zur Hingabe selbst, all diese Beispiele sind Elemente im Spiel der Verehrung. Wobei die Hingabe selbst natürlich die größtmögliche Offerte darstellt, denn in der Hingabe ist, wie Bernd Bösel bemerkt, die „Dialektik der Gabe [...] in existenziellerer Weise am Werk“.⁴³ Die symbolischen Ehrgaben bestätigen zwar den Status des Anderen, erkennen als Antwort auf dessen Gnadenbegabung seinen ehrhaften Status an, appellieren aber zugleich unzweifelhaft an dessen Anerkennung, Zuwendung und

⁴⁰ Zum Spiel der Ehre vgl. P. Bourdieu, Entwurf einer Theorie der Praxis – auf der ethnologischen Grundlage der kabyrischen Gesellschaft, übers. von B. Schwibs und C. Pialoux, Frankfurt am Main 2009. Für eine Analyse des symbolischen Tausches der Gaben siehe M. Mauss, Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, übers. von H. Ritter, in: M. Mauss, Soziologie und Anthropologie, Bd. 2, Gabentausch – Todesvorstellung – Körpertechniken, Wiesbaden 2010, S. 11–147.

⁴¹ Man denke in diesem Zusammenhang etwa an den alten deutschen, nicht mehr gebräuchlichen Begriff ‚Verehr‘, der im Sinne eines Geschenks der Hochachtung bzw. der Ehrbekundung verwendet wurde. Vgl. hierzu die Online-Version des „Deutschen Wörterbuchs“ von Jacob und Wilhelm Grimm, <http://woerterbuchnetz.de/DWB/>, 10. Juni 2015.

⁴² Vgl. Roger Caillois’ Typologie des Spiels: Caillois, Die Spiele und die Menschen. Maske und Rausch (Anm. 39).

⁴³ Bösel, Philosophie und Enthusiasmus (Anm. 7), S. 58.

somit an dessen Gegengaben. Ob der Verehrte tatsächlich von den ihm offerierten Gaben ergriffen wird, ist sicherlich fraglich, dennoch erscheint dies zweitrangig, suchen die Verehrer diesen durch das Überreichen persönlicher Gaben zu erreichen, appellierend zu ergreifen und auf dem Weg der Ehrbekundung, wie Mauss formuliert, „Macht über den Empfänger“,⁴⁴ also den Verehrten, zu erlangen. Man kann dies als einen Versuch lesen, sich jeweils wechselseitig an das Spiel des Tausches der Verehrung, der wechselseitigen Verausgabung, zu binden, was wiederum zu einer Stärkung der Spiellogik als solcher führt.

Versteht man die Verehrung dergestalt als ein hingebendes Spiel mit der Macht, so ist dieses keineswegs nur auf die Etablierung zweier antagonistischer Statuspositionen, Charismatiker und Anhänger, beschränkt. Es organisiert zugleich auch die sozialen Strata der Anhängergemeinde, welche entlang der „charismatischen Qualitäten“, wie Weber formuliert, strukturiert ist – vom „Verwaltungsstab“ der „Jünger“ zur treuen „Gefolgschaft“,⁴⁵ über einen Kreis an Mitläufern bis hin zu jenen, die jeder charismatischen Qualifizierung entsagen, kurz, dem nicht begeisterten Publikum. Mit charismatischer Qualität ist hier zweierlei gemeint. Zum einen demarkiert diese die soziale, symbolische und emotionale Nähe zum Verehrten, da sie den Grad der Begnadung des jeweiligen Mitglieds der Gemeinde bemisst. Zum anderen basiert die charismatische Qualifizierung auf den rituellen Mitteln, über die jede Figur innerhalb dieses Sozialgefüges verfügt und welche innerhalb dieses Spiels mit der Macht zum Einsatz kommen und daher stets zu verwirklichen sind. Es ist insofern die Teilhabe am Produktionsprozess des Idolatrischen mittels Formen der Verschleierung und Praktiken der Ehrgabe, welche über die Zugehörigkeit zur und die Hierarchie innerhalb der Verehrergemeinde entscheidet. Dies wird insbesondere am Beispiel des symbolischen Tausches augenscheinlich. Der ehrenden Gabe muss eine symbolische Besonderheit und Einzigartigkeit innewohnen, um nicht im gesichtslosen Kreis der Verehrenden unterzugehen. Aufgrund der der Gabe inhärenten Aufforderung zur wechselseitigen Anerkennung, deren Dringlichkeit freilich mit dem Grad der Verausgabung formuliert wird, birgt die Ehrgabe somit auch immer die Möglichkeit, Nähe zum Charismatiker herzustellen, und die so produzierte Relationalität zwischen Verehrer und Verehrendem sozial zu inszenieren. Die möglichst exorbitante Gabe wirkt insofern sozial distinguierend, als sie an die Wertschätzung des Charismaträgers appelliert; eine Wertschätzung, die gemeinhin mit einem Statusaufstieg des Verehrten verbunden ist und diesem nicht nur emotionale Gratifikation verschafft, sondern ebenso eine symbolische Treueprämie verspricht, das heißt konkret, diesen charismatisch qualifiziert.⁴⁶ Der Verehrende muss sich also durch die Gabe als ein der

⁴⁴ Mauss, *Die Gabe* (Anm. 40), S. 25.

⁴⁵ Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft* (Anm. 9), S. 141.

⁴⁶ Vgl. Mauss, *Die Gabe* (Anm. 40), S. 25. Für eine interaktionstheoretische Betrachtung der sozial strukturierenden Wirkung von Ritualen vgl. auch R. Collins, *Interaction Ritual Chains*, Princeton, NJ 2004. Collins' Ansatz zufolge bestimmt die Akkumulation von

Verehrung würdiges Gegenüber präsentieren. Er muss anhand kostspieliger Signale⁴⁷ anzeigen, dass er über ausreichend emotionale und materielle Ressourcen verfügt, die er zugunsten der verehrten Ikone verschwenden kann. Ehrgaben visualisieren daher immer auch die soziale und symbolische Potenz, das Ansehen des Ergebenen. Entsprechend erfüllen diese verausgabenden Handlungen eine sozial stratifikatorische Funktion, indem sie nicht nur, je nach Ausmaß der Gabe, eine Nähe zwischen Verehrtem und Verehrendem suggerieren, sondern indem durch sie soziale Hierarchien im Sozialgefüge der Verehrenden etabliert werden.

4. Das Publikum und die Gefahr der Profanierung

Charisma ist *per definitionem* ein fragiles Konstrukt, ist es doch beständig von der Gefahr der Veralltäglicung durch eine Überproduktion bedroht. Die Einhaltung einer illusorischen und agonistischen Spiellogik des Verehrens bewahrt die produzierte Wirklichkeit des Charismatischen, indem sie ebendieser Gefahr entgegenwirkt und zugleich prophylaktisch im Hinblick auf jeden Versuch der rationalen Begründung der magischen Anziehungskraft wirkt. Der entzauberte und nach Erklärung suchende Blick des nicht affizierten Publikums repräsentiert diese Gefahr der Profanierung der ludischen Wirklichkeit, denn er „durchbricht den Zauberkreis und konfrontiert die Spielwelt mit der Unwirklichkeit ihrer Konstruktion“.⁴⁸

Die Konstruktion des Mysteriums fundiert dabei eine Demarkationslinie zwischen den verzauberten Verehrenden und den kritischen, aufgeklärten Außenseitern. Der Blick auf die Verehrung und ihr Umgang mit dem Geheimnisvollen basiert, wie Jan Assman beschreibt, auf einer anderen Wissensform: Während erstere das Geheimnis andächtig schützen, trachten letztere – einem Pathos der Transparenz folgend – nach einer Aufdeckung, nach der Sichtbarmachung, der Enträtselung und nicht zuletzt der Begründung des Geheimnishaften.⁴⁹ Was für den einen entweder anhand recht einfacher Erklärungen entzaubert werden kann oder ein Indiz für ein trügerisches Spiel, für ein Blendwerk der Macht ist, bei dem es darum geht, die wahren Interessen der Mächtigen zu verschleiern, ist für den Verehrer Ausdruck und Zeichen der Außeralltäglichkeit, die es seinerseits zu bewahren gilt. Die Frage nach der Legitimität dieser asymmetrischen Machtbeziehung kann daher ebenso als ein Versuch der Profanierung und daher als ein Angriff auf die

emotionaler Energie aufseiten der Ritualteilhaber die Position der Akteure im Sozialgefüge. Freilich stellt sich hier die Frage, wie diese sichtbar angezeigt wird, um im Sozialen wirksam zu sein. Praktiken der Verausgabung sind meiner Ansicht nach unerlässlich, handelt es sich bei diesen doch gerade um kostspielige Signale, welche die Verfügung über ausreichend emotionale Energie visualisieren.

⁴⁷ Vgl. hierzu die Ausführungen von C. S. Alcorta / R. Sosis, Ritual, Emotion, and Sacred Symbols, in: *Human Nature* 16, Heft 4, 2005, S. 232–259.

⁴⁸ M. Gerster, Der Ernst des Spiels, in: K. Junge [et al.] (Hrsg.), *Kippfiguren. Ambivalenz in Bewegung*, Weilerswist 2013, S. 95–110, hier S. 106.

⁴⁹ Vgl. Assmann, *Das verschleierte Bild zu Sais* (Anm. 29).

Integrität dieser Relation verstanden werden. Der Verehrer hat somit die Wahl, seine Verehrung dieser Entzauberung preiszugeben oder ihr – insofern er an der Aufrechterhaltung dieser außeralltäglichen Beziehung interessiert ist – entgegenzuwirken und dies indem die Exklusivität und die Undurchdringlichkeit des Charismatischen gesteigert wird. Entsprechend wird ein Grenzraum der Intimität zwischen verehrter Überfigur und verehrendem Subjekt markiert, welcher den Nachfragen der Außenseiter notwendigerweise versagt bleibt: „Die Verehrung setzt immer“, wie Bollnow beschreibt, „eine ganz persönliche Beziehung voraus, die sich in dem notwendigen Zusatz ‚mein‘ ausdrückt“.⁵⁰ In diesem ‚mein‘ gründet die Unergründlichkeit des Phänomens; eine Unergründlichkeit, die sich den Blicken des Publikums entzieht und deren scheinbar unerklärliches Fundament nur dem begeisterten Subjekt zugänglich ist oder zumindest dergestalt ausgestellt werden muss. Der Versuch der Profanierung birgt insofern immer auch das Risiko, sich positiv auf den Produktionsprozess des Idolatrischen auszuwirken. Der Verehrer arbeitet mittels seiner eigenen Verehrung an der Integrität der mächtigen Rolle des Charismatikers mit, und dies umso enthusiastischer, je mehr es gilt, den Nimbus des Verehrten und die Wirklichkeit des Idolatrischen vor den Angriffen des spielverderbenden Publikums zu schützen.

Der entzaubernde Blick verkehrt sich insofern in sein Gegenteil, als er das Potenzial zu symbolischen Überhöhungen aufseiten der Verehrer und der Verehrten birgt. Dem Versuch der Profanierung kommt darüber hinaus hinsichtlich der Deutung des symbolischen Tauschwertes des Verehrens eine vitale Funktion bei der Produktion des Illusionswertes des Charismatischen zu. Aus Sicht der Verehrer scheint sich die oben beschriebene Form des symbolischen Tausches der Verehrung eindeutiger ökonomischer Gesetze zu entziehen, wird sie doch vonseiten der Verehrer gerade unter dem Vorzeichen einer *dépense improductive* im Sinne Batailles ausgestellt.⁵¹ Der Verehrer verausgabt sich für den Anderen, denn, so zumindest der Blick der Anhänger, die rituelle Ehrpraktik basiert auf einer reinen, weil ideellen Gabebeziehung und ist indifferent gegenüber materiellen Interessen. Wenngleich diese Deutung den Eindruck erweckt, als könnte man mit Blick auf Verehrungshandlungen eine eindeutige Grenze zwischen Symbolik und Ökonomie ziehen, zwischen nutzloser Verschwendung und Nützlichkeitsmaximierung, darf dies freilich nicht darüber hinwegtäuschen, dass dem symbolischen Tauschverhältnis die enge Verquickung von Symbolischem und Ökonomischem zugrunde liegt. „Überall versucht man“, so formuliert Baudrillard, „funktionale Verschwendung als symbolische Destruktion auszugeben. Da der ökonomische Bereich sein Nützlichkeitsprinzip und seine funktionalen Fesseln unbarmherzig durchgesetzt hat, bekommt alles, was aus ihm ausbricht, leicht den Wohlgeruch von Spiel und Nutzlo-

⁵⁰ Bollnow, Ehrfurcht (Anm. 18), S. 22.

⁵¹ Vgl. G. Bataille, Die Aufhebung der Ökonomie, übers. von G. Bergfleth [et al.] (Batterien; 22), Berlin 2001.

sigkeit“.⁵² Von der Position all jener, die nicht an diesem symbolisch aufgeladenen Spiel teilhaben, erscheint der hierin produzierte Illusionswert als reines Blendwerk, welches vor allem auf der ökonomischen Nutzbarmachung des Ludischen basiert und letztlich zu einer Akkumulation des ökonomischen Kapitals aufseiten der Verehrten führe.⁵³ Am augenscheinlichsten mag dies sicherlich mit Blick auf den popkulturellen Bereich zutreffen, da die Möglichkeiten, den vermeintlichen Helden zu verehren, finanziell limitiert sind, sie müssen also etwa durch ein Konzertticket oder durch Devotionalien monetär erworben werden. Bei dieser engen Kopplung von Symbolik und Ökonomie handelt es sich natürlich keineswegs um ein gegenwartskulturelles Phänomen oder gar um ein Produkt kulturindustrieller Inszenierungstechniken, vielmehr ist sie ein wesentliches Kennzeichen von Sakralisierungspraktiken überhaupt und lässt sich daher ebenso in archaischen Gabebeziehungen nachzeichnen.⁵⁴ Das Spiel der Macht, welches uns an dieser Stelle in Form eines Gabentauschs des symbolischen Anerkennens von Statuspositionen entgegentritt, basiert immer auch auf einem ökonomischen Prinzip. Ein Aspekt auf den Bourdieu in aller Deutlichkeit hingewiesen hat, wobei die Frage nach der Trennung von symbolischem Kapital und ökonomischen Kapital obsolet erscheint; hingegen jedoch weder für den Entzauberten noch für den Verehrer, birgt doch gerade diese Frage den vermeintlichen Schlüssel für ein Verstehen der Verehrung. Während für das Publikum allein wirtschaftliche Interessen im Vordergrund stehen, scheint für den Verehrer allein das außerökonomische Moment von Wert zu sein.

Für letzteren basiert die Logik des Verehrens auf dem Glauben an eine Indifferenz gegenüber einem ökonomischen Gesetz und zuvorderst auf dem Glauben an die Wirkmacht der Ehrgabe, die in der symbolischen Formierung eines sozialen Bandes zwischen beiden Parteien liegt. Aus einer solchen Perspektive nimmt die scheinbar selbstlose Gabe der Ehre und der Hingabe fast immer, wie Mauss formuliert, „die Form des Geschenks an, des großzügig dargebotenen Präsents, selbst dann, wenn die Geste, die die Übergabe begleitet, nur Fiktion, Formalismus und soziale Lüge ist und es im Grunde um Zwang und wirtschaftliche Interessen geht“.⁵⁵ Bei der Verehrung geht es darum, dieses Wechselverhältnis von quantitativem Ermessen und der symbolisch aufgeladenen, qualitativen Gabepraktik zu verschleiern – wenngleich aus einer Außenperspektive das ökonomische Wertgesetz eindeutig im Vordergrund zu stehen scheint. Auch an dieser Stelle kehrt das Motiv der Verschleierung wieder, denn die Mystifikation des ökonomischen Wertgesetzes ist konstitutiv für das Verehren und bildet demgemäß eine nicht zu hinterfragende

⁵² J. Baudrillard, *Der symbolische Tausch und der Tod*, übers. von G. Bergfleh [et al.] (Batterien; 14), Berlin 1982, S. 171.

⁵³ Vgl. Bourdieu, *Theorie der Praxis* (Anm. 40).

⁵⁴ Man denke an den Übergang vom Realopfer zum Symbol etwa in Form eines objektivierten Chartageldes bis hin zur Substituierung durch die Münze, die dann nur noch das Emblem des Opfertieres trägt, vgl. J.-P. Baudet, *Opfern ohne Ende. Ein Nachtrag zu Paul Lafargues „Religion des Kapitals“*, Berlin 2013.

⁵⁵ Mauss, *Die Gabe* (Anm. 40), S. 13.

Regel innerhalb des Spiels des Ehrens. Man „bezahlt sich“, mit Bourdieu gesprochen, „gleichsam selbst mit dem Falschgeld [des] Traums. Die kollektive Verken- nung [...] ist nur möglich, weil in dieser Art Lüge, die sich die Gruppe selbst vor- gibt, *es zu keiner Zeit einen Täuschenden noch einen Getäuschten gibt*.“⁵⁶

5. *Produktion des Idolatrischen:*

Der Glaube an den außerökonomischen Wert

Es scheint daher weniger so, als würden sich die verehrenden Anhänger blind der Macht eines verehrten Helden unterwerfen, vielmehr unterwerfen sich beide, Verehrter und Verehrender, einem verführerischen Prinzip der Verschleierung. Auch wenn mit der Verehrung ein Machtgefälle zwischen zwei Parteien markiert wird, so bedeutet dies nicht zugleich, dass wir es hier mit einem eindimensionalen Wirkprinzip zu tun hätten, welches von einem manipulativen und täuschenden Verführer ausgeht und das dazu führt, dass die Anhänger von ihren Gefühlen ge- blendet dieser mächtigen Figur anheimfallen. Grundlegend für den Glauben an die außeralltägliche Logik und die libidinöse Energie des Charismatischen ist die gemeinsame Arbeit an der Verhüllung vor dem Publikum. Der Verehrer wird so- mit nicht einfach getäuscht, sondern er arbeitet aktiv an der Reproduktion des Idolatrischen mit. Wie dargelegt, kann die Frage nach der Macht in diesem Spiel jedoch nie unabhängig vom ökonomischen Prinzip, das der Produktion und Re- produktion des Idolatrischen notwendigerweise zugrunde liegt, betrachtet werden. Dagegen basiert aber der Glaube an das Außeralltägliche auf dem Glauben an den außerökonomischen Wert des Verehrens, welcher unablässig (re)produziert werden muss. Vergleichbar hierzu formuliert Weber hinsichtlich des Glaubens an den Wert der Religion:

„Denn der ‚Sinn‘ des spezifisch religiösen Sichverhaltens wird [...] weniger in rein äußeren Vorteilen des ökonomischen Alltags gesucht und insofern also das Ziel des religiösen Sichverhaltens ‚irrationalisiert‘, bis schließlich diese ‚außerweltlichen‘, d.h. zunächst: au- ßerökonomischen Ziele als das dem religiösen Sichverhalten Spezifische gelten.“⁵⁷

Aus der Position der Außenseiter und des Publikums dieses Spiels rückt der öko- nomische Wert bei der Deutung in den Vordergrund, lässt sich doch das ver- meintlich verführerische Prinzip als eine Mystifikation des ökonomischen Prin- zips enthüllen. Wobei die Möglichkeit der Enthüllung und damit einhergehend die Profanierung des Charismatischen von der Güte der Verschleierungsarbeit von Verehrer und Verehrendem abhängt. Der enthüllende Blick des Publikums kann somit auch immer als eine Aufforderung zur Steigerung der enthusiasti-

⁵⁶ Bourdieu, *Theorie der Praxis* (Anm. 40), S. 376, Hervorhebung V. Z.

⁵⁷ Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft* (Anm. 9), S. 259.

schen Arbeit am Idolatrischen gelesen werden.⁵⁸ Der Produktionsprozess des Idolatrischen basiert so gesehen auf der Generierung von Illusionswerten durch die Verehrungsdyade. Innerhalb dieses Prozesses kommt der profanierenden Außenseiterperspektive eine potenziell dynamisierende Rolle zu, da der Versuch, die hier etablierte Spielwelt mit ihrer Relativität, ihrer Unwirklichkeit und mit einem rationalen Ernst zu konfrontieren, zugleich in sein Gegenteil umschlagen und zu einer Überhöhung der symbolischen Werte führen kann. Innerhalb der ludi-schen Produktion kann der Versuch der Entzauberung auf diesem Umweg als ein Element dieses Produktionsprozesses integriert werden.

Die andächtige Anerkennung des Mysteriums, die Tabuisierung der Ergründbarkeit, die Wahrung der Unantastbarkeit wie das sich potenziell bis ins Exzessive steigernde Spiel der Hingabe und des Verehrens sind konstitutive Elemente innerhalb der Logik des Verehrens wie für den ihr zugrunde liegenden Glauben an deren außerökonomischen Wert. Zugleich ziehen aber diese Momente der symbolischen Überformung und des verhüllenden Spiels mit dem Charisma den Verdacht und die Kritik der Außenseiter auf sich. Was sich für den verzauberten Blick als sinnhafter Ausdruck einer erfüllenden Größe präsentiert, erscheint dem außenstehenden Beobachter als Ausdruck eines irrsinnigen Anhimmels einer illegitimen Übermacht.

Freilich kommt dieser Differenz in der Wertung des Verehrens gegenwartskulturell eine gesonderte Stellung zu, also innerhalb einer Gesellschaft, für die der Liedtext der Strangers „No More Heroes“ wohl ebenso zutreffend ist wie die wiederkehrende Sozialdiagnose, wir würden als Resultat unserer postreligiösen Haltung in einem Zeitalter des Idolatrischen leben, in dem potenziell alles und jeder zu einem außerordentlichen Objekt des Heldenfetischismus werden kann.⁵⁹ Wir sehen uns unentwegt mit einer kulturindustriellen und massentauglichen Produktion des Idolatrischen bzw. der Zeichen des Idolatrischen konfrontiert, wobei sich ebendiese Produktion auf alle Arenen und Fußballstadien der Kultur erstreckt, ob in der Religion, der Popkultur oder Politik. Die Verehrung einer religiösen Ikone kann ebenso popkulturelle Züge annehmen wie in der kultischen Auseinandersetzung mit dem ‚Star‘ genuin religiöse Elemente genutzt werden. Von der Pilgerfahrt nach Graceland, den privaten Schreinen für die Stars bis hin zur *imitatio* – anekdotisch lassen sich die symbolischen Überschreitungen zwischen dem Bereich der Religion und dem der Popkultur endlos erweitern. Ebenso finden sich im Bereich der Religion offensichtliche Anleihen der Popkultur, wie Bergmann, Soeff-

⁵⁸ Freilich steigt die Aufmerksamkeit, die wir einem solchen Phänomen wie der Verehrung schenken, sei es nun in wissenschaftlicher oder in medialer Form, exponentiell mit der Asymmetrie dieser Beziehung und damit in Verbindung stehend mit der steigenden Fragwürdigkeit der venerativen Handlungen der passionierten Anhänger.

⁵⁹ Oder wie Michel Maffesoli in seiner unlängst erschienen Monographie titelt: „nos idolatries postmodernes“, M. Maffesoli, *Iconologies: Nos idol@tries postmodernes*, Paris 2008. Vgl. zudem den Sammelband von A. Honer [et al.] (Hrsg.), *Diesseitsreligion. Zur Deutung der Bedeutung moderner Kultur*, Konstanz 1999.

ner und Luckman in ihrer Untersuchung zu den „Erscheinungsformen von Charisma“ veranschaulichen, indem sie auf die „Typenverwischung zwischen Papstfigur und Celebrity“⁶⁰ hinweisen und die Auswirkungen auf die Anhängerschaft studieren. In Anbetracht der postulierten Entgrenzung des Sakralen und angesichts der vielfältigen Träger des Verehrens lohnt eine komparative Betrachtung gegenwartsgesellschaftlicher Sphären des Verehrens. Wenngleich sich die Religion, die Politik und die Popkultur freilich der „Logik der ‚Erlebnisgesellschaft‘“ annehmen, wie unter anderem Joas darlegt,⁶¹ heißt dies jedoch noch nicht, dass politische wie auch popkulturelle Formen einfach als ‚quasi-religiöse‘ Phänomene zu verstehen sind. Die Rede vom Religionsersatz scheint insofern inadäquat, als sich die Bedeutungshorizonte etwa der Religion und der Unterhaltungskultur deutlich voneinander unterscheiden. So wird innerhalb der religiösen Sphäre zumindest der Anspruch erhoben, dass nicht die Vermittlung des Transzendenten, sondern nur das Transzendente selbst wesensbestimmend für die Religion sei: „eine Wirklichkeit, die nicht wirkt, und doch erhebt sie den Anspruch, daß sie auch unabhängig von der religiösen Kommunikation ‚ist‘.“⁶² Während in der religiösen Verehrung auf etwas Höheres und auf ein unerkennbar Wahres Bezug genommen wird, etwas, das sich jenseits der Grenzen des Sozialen verberge, verschreibt sich die popkulturelle Adoration ja gerade einem Genuss des Dargebotenen und der damit einhergehenden Aura der Erscheinung. Der Glaube an die Existenz einer transzendenten Hinterwelt, die unabhängig vom sozialen Hier und Jetzt gesetzt wird und die immer nur verfälscht im Diesseits vermittelt wird, bildet daher immer auch den Rahmen für religiöse Verehrungsformen. Im popkulturellen Bereich verbirgt sich demgegenüber die Güte der Verehrung, folgt man zumindest den Darstellungen der Verehrer, eben gerade nicht in der Referenz auf etwas Jenseitiges und Wahres, sondern sie liegt in der Bejahung dieser unterhaltungskulturell produzierten Scheinwelt der Stars und Idole. Das Moment des *illudere* gewinnt hier also eine ganz andere Bedeutung; folgt man zumindest mit Michael Jackson dem Diktum „be part of the illusion“. Die Vielfältigkeit, mit der uns die Verehrung gegenwartskulturell entgegentritt, fordert daher gerade dazu auf, diese symbolischen Grenzverwischungen und Interpenetrationen vor dem Hintergrund der kulturellen Bedeutungsunterschiede dieser sozialen Felder zu reflektieren und diese im Hinblick auf die jeweils prozessierten Weisen der Produktion des Idolatrischen wie ihrer sozialen Wirkmacht zu perspektivieren. Spätestens vor

⁶⁰ J. Bergmann [et al.], Erscheinungsformen von Charisma – Zwei Päpste, in: W. Gebhardt [et al.] (Hrsg.), Charisma. Theorie, Religion, Politik (Materiale Soziologie / TB; 3), Berlin/ New York 1993, S. 121–158, hier S. 152.

⁶¹ H. Joas, Braucht der Mensch Religion? Über Erfahrungen der Selbsttranszendenz, Freiburg 2004, S. 26.

⁶² Vgl. H. Knoblauch, Transzendenz Erfahrung und symbolische Kommunikation. Die phänomenologisch orientierte Soziologie und die kommunikative Konstruktion der Religion, in: H. Tyrell [et al.] (Hrsg.), Religion als Kommunikation, Würzburg 1998, S. 147–186, hier S. 181.

diesem Hintergrund und für eine Untersuchung der gegenwärtigen Kulturbedeutung des Idolatrischen ist eine kritische Betrachtung der symbolisch-ökonomischen Logik der Verehrung daher unablässig, die sich nicht nur von der Außenseite dem Phänomen annähert, sondern dieses zuvorderst aufgrund der Produktion der Verehrung analysiert, also an jenem Punkt ansetzt, an dem die Arbeit am Idolatrischen stattfindet.

Blowing the Coals of Ambition

Hubert Languet, Giordano Bruno and Antonio Pérez as Marginal Hero-Makers in the Sidney-Essex Circle

Andreas Schlüter

When Robert Devereux, the second Earl of Essex, had his promising career and extraordinary life terminated in 1601 on behalf of Queen Elizabeth I, on the scaffold of the Tower of London, charged with high treason against his monarch and patroness, an “unprecedented output of ballads, madrigals and elegies”¹ publicly lamented the earl’s death. Even though his martyr-like calm demeanour before the execution was widely admired,² many contemporaries would have preferred a rather more traditionally martial death.³ Barbabe Barnes, for example, wished that Essex “might have died in the warres upon the enemies of his countrey, that I might heroically with good cheere have registered his death in there offices”.⁴ Obviously, many considered the Earl of Essex a hero, a magnificent figure whose downfall was felt all the more for his greatness, and this discrepancy called for explanations.

One rather unremarkable member of Essex’s inner circle, Robert Naunton, would, a few years later, blame the earl’s fall on those close to him: Naunton viewed – apart from Essex’s military clientele – “his family, his servants and his owne creatures, which were bound by the rule of safety”, as those who were “to helpe on his Catastrophe”, for “they blew the coales of his ambition, and infused into him too much of the spirit of glory”.⁵ Robert Naunton went on to assert that “this multitude that followes you will either devoure you, or undoe you”.⁶ For Naunton, the social embeddedness of the heroic figure is obviously the key to understanding it.

¹ G. Ungerer, *A Spaniard in Elizabethan England*, Vol. 2 (Colección Támesis A; 54), London 1976, p. 364. See also A. Tipton, *The Transformation of the Earl of Essex. Post-Execution Ballads and “The Phoenix and the Turtle”*, in: *Studies in Philology* 99, 2002, pp. 57–80.

² M. James, *Society, Politics and Culture. Studies in Early Modern England*, Cambridge 1986, pp. 455–458; for an interpretation of the actual events, stressing the “saintliness” of the earl’s death in his popular afterlife: p. 462.

³ On the changing notions of what constituted the right death for a nobleman not only in France, see H. Germa-Romann, *Du “bel mourir” au “bien mourir”. Le sentiment de la mort chez les gentilshommes français (1515–1643)*, Geneva 2001.

⁴ B. Barnes, *Four Bookes of Offices*, London 1606, p. 181.

⁵ R. Naunton, *Fragmenta Regalia*, London 1641 (Repr. London 1824), p. 123.

⁶ *Ibid.*

1. *A Social Figuration in Need of a Hero*

Many scholars would agree with this. According to them, there is no hero without a group of worshippers or a public that believes in the capacity of the heroic figure to do some extraordinary deed with significance and relevance to their lives. Obviously, this social figuration⁷ was in need of a heroic figure that could be projected on a living person who would lead this group. As Geoffrey Cubitt and Allen Warren have argued, it is within “frameworks of institutional and social practice” that “rhetorical and intellectual manoeuvres” are carried out which “convert individuals into bearers of heroic status”.⁸ The group Naunton described was in need of a heroic figure they could turn their aspirations and wishes to, “the object of some kind of collective emotional investment”.⁹ The social group that turned Essex into a heroic figure was an aristocratic faction at the court of Queen Elizabeth.

In the growing crisis of the last decades of Elizabeth’s reign, the “monarchical republic” with ample space and opportunity for the courtier aristocracy was starting to diminish; from the mid 1570s to the “nasty nineties” there was a need for the aristocratic circles at court to reinvent themselves and to regain cultural hegemony¹⁰ by asserting a symbolic dominance – they were in need of the “courtier-as-hero” (Jennifer Low).¹¹ For this to happen, these groups and their aspiring focal point of identification – in other words, the heroic figure¹² – needed intellectual stimulus for this hero to capture and to transport this cultural innovation.

Thus, there was a need for hero-makers for these focal persons, for the aspiring courtier Philip Sidney (until his untimely death after his first battle in the Netherlands, fighting for England and the Calvinist Dutch against Spain, aged 31, in 1586) and for Robert Devereux, second Earl of Essex, who took over Sidney’s status within this group¹³ and continued to lead this circle until his death on the

⁷ I use the term “figuration” in accordance with R. von den Hoff [et al.], *Helden – Heroisierungen – Heroismen. Transformationen und Konjunkturen von der Antike bis zur Moderne. Konzeptionelle Ausgangspunkte des Sonderforschungsbereichs 948*, in: *helden. heroes. héros. E-Journal on Cultures of the Heroic* 1, Issue 1, 2013, DOI 10.6094/helden.heroes.heros./2013/01/03, pp. 7–14, here p. 9.

⁸ G. Cubitt / A. Warren, Introduction, in: G. Cubitt / A. Warren (eds.), *Heroic Reputations and Exemplary Lives*, Manchester/New York 2000, pp. 1–27, here p. 4.

⁹ *Ibid.*, p. 3.

¹⁰ The term “cultural dominance” in connection with the nobility of the early 17th century is used by R. G. Asch, *Zwischen defensiver Legitimation und kultureller Hegemonie. Strategien adliger Selbstbehauptung in der frühen Neuzeit*, in: *Zeitenblicke* 4, Issue 2, 2005, <http://www.zeitenblicke.de/2005/2/Asch>, 10 June 2015. I will refrain from discussing the theoretical implications and conceptual questions in detail here.

¹¹ J. Low, *Manhood and the Duel. Masculinity in Early Modern Drama and Culture*, Houndmills 2003, pp. 22–27.

¹² See von den Hoff [et al.], *Helden – Heroisierungen – Heroismen* (footnote 7), pp. 8–9.

¹³ R. Wood, “Cleverly playing the Stoic”. The Earl of Essex, Sir Philip Sidney and Surviving Elizabeth’s Court, in: A. Connolly / L. Hopkins (eds.), *Essex. The Cultural Impact of an*

scaffold in 1601. They were surrounded by a circle of people that had formed in the 1570s when the former favourite of Queen Elizabeth, Robert Dudley, Earl of Leicester, joined with other eminent courtiers to form a group with a political agenda: pursuing an aggressive foreign policy, intent on defending the cause of the Protestant confession all across Europe, and thus fighting against Spain and the other Catholic powers such as the papal state in Italy.

This group was helping the “intellectual bombardment”¹⁴ that opened up English elites to the developments on the continent after the culturally “drab age” of the mid-Tudor period (C. S. Lewis). The heroic figure generated in this “cultural revolution” was “committed to defending and enhancing the reformed religion in England, and to doing this in part by cultural intervention”.¹⁵ The circle’s hero would become “a powerful cultural token, a figure through whom subsequent generations might propagate and contest significant values”,¹⁶ as Alan Sinfield notes for Philip Sidney. The heroised person himself would be at the forefront of this process, Sidney by styling himself in his writings, which was some of the most important literature of the Elizabethan age, Essex in performative self-heroisation. I have elaborated on this self-fashioning elsewhere and will focus on the heroisation by others here.¹⁷

Here, I will look at those who were charged with the task of blowing the coals of ambition for this group’s would-be heroes Sidney and Essex. But, as I shall argue and depart from Naunton here, it was neither a multitude that blew anyone’s ambitions here nor the people who were tied to their heroised master for a long time by bonds of affection and patronage. I will focus on one particular – and, arguably, the most important – set of hero-makers in this figuration: ‘marginal men’ from the continent, who, each in his own way, helped in creating, shaping and fashioning the heroic figure of the Sidney-Essex circle – Hubert Languet (1518–1581) in the 1570s and Giordano Bruno (1548–1600) in the 1580s, both with Philip Sidney, and Antonio Pérez (1540–1611) in the 1590s, with Sidney’s successor, the Earl of Essex. They were instrumental in moulding the heroic figure in an innovative way, providing intellectual impulses and aesthetic splendour, thus retaining or regaining the cultural dominance attached to the aristocratic circle these hero-makers tried to influence.

Elizabethan Courtier, Manchester/New York 2013, pp. 25–46, here p. 41: “direct line of political and cultural inheritance”.

¹⁴ G. F. Waller, “This Matching of Contraries”. Bruno, Calvin and the Sidney Circle, in: *Neophilologus* 56, Issue 3, 1972, pp. 331–343, here p. 331.

¹⁵ A. Sinfield, *Faultlines. Cultural Materialism and the Politics of Dissident Reading*, Oxford 1992, pp. 184–185.

¹⁶ *Ibid.*, p. 210.

¹⁷ For one particular aesthetic strategy for self-heroisation, see A. Schlüter, *Humouring the Hero. The Uses of Melancholy among Military Nobles in Late Elizabethan England*, in: *helden. heroes. héros. E-Journal on Cultures of the Heroic*, Special Issue 1, 2014, DOI 10.6094/helden.heroes.heros./2014/QM/04, pp. 24–34.

I will argue that all three men I focus on here are important for the heroisation of the Sidney/Essex figure exactly because of their marginal status. After establishing why these marginal figures became hero-makers, I will explore the forms, media and content of their heroisations.

2. *Experts of the Threshold: Marginal Intellectuals Shaping Liminal Heroes*

2.1 *Marginal Men in Misery*

The people who construct and worship a hero figure do so, as the sociologist Hans Speier has formulated following Max Weber's conception of charisma, in "a devout, wholly personal surrender psychologically born out of misery and hope".¹⁸ In the following, I will first trace the misery and hope of the marginal hero-makers to find out why they chose to enter into and influence this heroic figuration.

These three men had each been born into prosperous families which they abandoned, instead embarking on promising yet perennially unstable intellectual careers: All three had managed to assume important positions in the political or cultural arena, and all three had been put into precarious positions after losing track at some point and had been on the move for quite some time, becoming constant wanderers.

Languet was the first-born son of a wealthy and well-to-do noble family in Burgundy. He refused to take on the family heritage and ventured into academic humanism. From then on, he was often travelling Western Europe, never staying anywhere for long, until he made the acquaintance of Philipp Melanchthon, who was to shape his whole personality, outlook and circle of friends. After Melanchthon's death, Languet became the centre of a network of like-minded Protestant humanists from different countries.¹⁹ In the subsequent diplomatic service of different high-ranking rulers like the elector of Saxony, Languet travelled often and extensively to France and to other destinations, so that his biographer Beatrice Nicollier-de Weck found Languet's life to be "austere, almost nomadic".²⁰ Melanchthon likened him to Odysseus for his restless wandering and knowledge, quoting Homer: "Truly, 'Of many men he saw the cities and knew the minds'."²¹ Whilst Languet always maintained an elevated social position in the company of

¹⁸ H. Speier, Risk, Security, and Modern Hero Worship, in: H. Speier, *The Truth in Hell and Other Essays on Politics and Culture*, 1935–1987, Oxford/New York 1989, pp. 117–134, here p. 119.

¹⁹ On Languet's biography: B. Nicollier-de Weck, *Hubert Languet (1518–1581). Un réseau politique internationale de Melanchthon à Guillaume d'Orange*, Geneva 1995.

²⁰ *Ibid.*, p. 335, transl. mine.

²¹ K. G. Bretschneider (ed.), *Corpus reformatorum*, Halle 1841, Vol. 8, col. 263, Melanchthon to Johannes Bretschneider, 1 April 1551, transl. mine.

important rulers, he would never find a permanent residence again. He met and befriended Philip Sidney most likely in Paris in 1572, just some weeks before the catastrophe of St Bartholomew's Night.²² They started an extended and frequent correspondence which would last from 1573 to 1580 and which would co-create the heroic figure of Philip Sidney.

Bruno was born in Nola close to Naples, as the son of a soldier, and was expelled from a monastery which he was about to join permanently. Instead, he chose to wander through Italy, Geneva and France, disputing scholars and authorities, debating exciting new ideas of the infinite universe, everywhere in conflict and trouble with – intellectual and political – authorities.²³ In his self-fashioning,²⁴ Bruno showed himself to be constantly on the move: In the "Ash Wednesday Supper", he asserted that "for the true philosopher every land is his country",²⁵ and he was to say later in his farewell speech at Wittenberg: "In brief toil I felt prolonged repose, in mild pain immense joy, and in short exile a boundless homeland".²⁶ This temporary homeland was, after he had stayed at Henri III's court for some time, England, where he lived for less than two years, from 1583 to 1585, and where he – occasionally – met Philip Sidney and his already heroising circle, to which he added his own heroic flavour.

Pérez, (probably) an extramarital child of a senior official at Philip II's Spanish court, had left the enormously prestigious and powerful position of secretary to Philip II, the most important ruler of his time, for accusations of murder, and went to France and eventually to England to seek protection and intellectual satisfaction from the highest ranks of courtly society.²⁷ "Peregrino", wanderer, was one of his self-fashionings; he once asserted: "My fate it is to wander."²⁸ Also in the coded language of the Essex circle, he was called "Raphael Peregrino". Coming from the patronage of Henri IV and still "on loan" from him, Pérez moved to England for almost two years, from 1593 to 1595, and again for some months in 1596, staying permanently with Essex and his circle for this time, co-fashioning the heroic figure the earl had already started to become.

²² Nicollier-de Weck, Hubert Languet (footnote 19), p. 329.

²³ For a short sketch of Bruno's life, see A. D. Imerti, Editor's Introduction, in: G. Bruno, *The Expulsion of the Triumphant Beast*, ed. and transl. A. D. Imerti, Lincoln, NE/London 1992, pp. 1–63.

²⁴ I use this term in the same sense as S. Greenblatt, *Renaissance Self-Fashioning*. From More to Shakespeare, Chicago 1980.

²⁵ Imerti, Editor's Introduction (footnote 23), p. 19.

²⁶ W. von Koppenfels, *Ash Wednesday in Westminster*. Giordano Bruno meets Elizabethan England, in: A. Höfele / W. von Koppenfels (eds.), *Renaissance Go-Betweens. Cultural Exchange in Early Modern Europe* (Spectrum Literaturwissenschaft; 2), Berlin/New York 2005, pp. 55–77, here p. 58.

²⁷ For Pérez's biography, the seminal work is still G. Marañón, *Antonio Pérez*, 2 Vols., Buenos Aires 1947.

²⁸ Ungerer, *A Spaniard in Elizabethan England*, Vol. 2 (footnote 1), pp. 331–332.

2.2 *Marginals, Liminars and the Sacred Core of Society*

The three men who connected in different ways to a circle of important English courtiers were marginal men, as Robert E. Parks has called them. In what follows, I will outline this concept further by connecting the marginal man with Victor Turner's concept of the liminal space, in which *communitas* is achieved.

A marginal man is a "cultural hybrid, a man living and sharing intimately in the cultural life and traditions of two distinct peoples; never quite willing to break [...] with his past and his traditions, and not quite accepted [...] in the new society in which he now sought to find a place".²⁹ This position, Parks asserts, allows the marginal man to explore intellectual spaces in a liberated way, giving him the chance for creativity: A marginal is "the individual with the wider horizon, the keener intelligence, the more detached and rational viewpoint", who can interact between different spheres and cultures, thus allowing for cultural exchange.³⁰ But this marginal has negative traits, as well: He takes a permanently unstable position beyond the boundaries of the norms and usages of a given culture in which he finds himself. Therefore, he is prone to remain maladjusted and insecure in his migrant state.³¹

To resolve this unstableness, a marginal may seek support from another conceptual figure that enters the space beyond everyday life: the liminar, as Victor Turner has called him, who can also be found in this unstable and potentially dangerous state. Turner explains: "Marginals like liminars are also betwixt and between". The only difference he sees is that "unlike ritual liminars they have no cultural assurance of a final stable resolution of their ambiguity".³² Thus, for the liminar, the space behind the boundary is a liminal space. Victor Turner introduced the concept of the liminal sphere or space in order to make sense of a social mechanism which, in his view, determined the way a social group connected through ritual to a space outside of the profane. This is the liminal space in which the sacred resides. The concept is based on Emil Durkheim's idea of the dichotomous separation of two spheres that lie at the core of any given society, the sacred and the profane, which he laid out in his foundational work "The Elementary Forms of Religious Life" (1912). Within the sacred sphere, the most important values, imaginations and future options of a society are created and contained, and usually they are hidden from the everyday life of society because they

²⁹ R. E. Parks, *Human Migration and the Marginal Man*, in: *American Journal of Sociology* 33, Issue 6, 1928, pp. 881–893, here p. 892.

³⁰ Id., *Introduction*, in: E. Stonequist, *The Marginal Man. A Study in Personality and Culture Conflict*, New York 1937, pp. xvii–xviii.

³¹ M. Goldberg, *A Qualification of the Marginal Man Theory*, in: *American Sociological Review* 6, Issue 1, 1941, pp. 52–58.

³² V. Turner, *Passages, Margins, and Poverty. Religious Symbols of Communitas*, in: V. Turner, *Dramas, Fields and Metaphors. Symbolic Action in Human Society (Symbol, Myth, and Ritual Series)*, Ithaca, NY [et al.] 1974, pp. 231–271, here p. 233 (also for what follows).

are powerful and dangerous. Only through the means of a liminal figure who enters the sacred sphere for a limited time is it possible for the society to reconnect with and profit from the sphere of sacrality and thus to foster innovation, as Victor Turner argues. And as this liminar is able to return to the stable sphere of everyday life of the dominant culture, he can be of use to the constantly marginal.

More recently, the sociologist Bernhard Giesen has asserted that the foremost liminal figure who can enter this sacred space is the charismatic hero who has been assigned an ability by a group of admirers: the ability to enter into the dangerous sphere of the sacred imaginaire.³³ This hands power to the heroic figures and makes them distinct and apart from everyday life. And this is one of the reasons, I argue, why the marginal intellectuals turned to the English warrior nobles in order to shape their heroic figures: These marginals were in need of some personal safety and stability, and thus in need of a liminar who was able to “draw away the dangers of in-betweenness” (Barbara Morehouse).³⁴ They were able to fulfil this need, I argue, by connecting with the liminar through a state which Victor Turner has called *communitas*. It is, in Turner’s view, the opposite of the “structure” of everyday life, mediated by common rituals: “The bonds of *communitas* are [...] undifferentiated, equalitarian, direct [...] spontaneous, immediate, concrete”.³⁵

The marginals in the historical situation considered here thus could try to connect to heroic figures – figures they could, in turn, shape. The marginals were well advised to keep their one big advantage, their intellectual “objectivity”, at all times, and therefore needed to retain their precarious social status. Thus, they could only temporarily join the *communitas* of the person embodying this heroised figure. By entering the *communitas* with this liminar, they could connect with the aristocratic would-be heroes and infuse them with their own conception of the hero, blowing the coals of their ambitions. And this meant that they could gain access to the sacred core of the host society, to reach the social imaginaire of the English society which shaped the scope of the political process. Thus, they could have a hand in the political decision-making process. This, of course, only holds true if one accepts that in the early modern era there continued to exist a form of sacrality.³⁶ If the hero-makers had given up their marginal status, they would not have been able to offer the would-be hero, usually a sought-after and well-to-do aristo-

³³ B. Giesen, *Triumph and Trauma* (The Yale Cultural Sociology Series), Boulder, CO/London 2004, pp. 16–18.

³⁴ B. Morehouse, *Theoretical Approaches to Border Spaces and Identities*, in: V. Pavlakovich-Kochi [et al.] (eds.), *Challenged Borderlands. Transcending Political and Cultural Boundaries*, Aldershot 2004, pp. 19–39, here p. 31.

³⁵ V. Turner, *Metaphors of Anti-structure in Religious Culture*, in: V. Turner, *Dramas, Fields and Metaphors. Symbolic Action in Human Society* (Symbol, Myth, and Ritual Series), Ithaca, NY [et al.] 1974, pp. 272–300, here p. 274.

³⁶ Cf. C. Geertz, *Centers, Kings, and Charisma. Reflections on the Symbolics of Power*, in: J. Ben-David / T. N. Clark (eds.), *Culture and Its Creators*, Chicago 1977, pp. 150–171.

crat, a great incentive to spend time and resources on them. As the heroised person became useful for the marginal hero-maker in this way, the hero-maker, in turn, was useful for the aristocrat, receiving help in his own self-heroisation in an innovative way. And the hero-maker was able to attach himself to the influential courtier figure so that his personal and mostly precarious fate would, in some way, become this aristocrat's business.

2.3 Marginal Men Looking for Physical Safety

Out of their misery and looking for hope, these marginals were "bound by the rules of safety", as Robert Naunton stated, to would-be heroic figures. In the view of the sociologist Hans Speier, any heroic figure is constructed as having "a healthy absence of anxiety"; he asserts that "the 'inner' security of the hero enables him to act".³⁷ And for Speier, the hero's worshippers get to have "vicarious participation" in his deeds out of a desire for "transformation", as "a substitute for action from which they are barred by circumstance".³⁸ This is valid as well, I would argue, in this case, in which the intellectuals were barred from participating in aristocratic heroic behaviour such as fighting in a war – barred by their not being aristocratic, being too old or too bookish. In some ways, this restraint can turn into a privilege. As I will argue, the marginals needed to keep their status constantly on the verge, in a high-risk position. They could not simply turn into yet another usual client or they would have lost their position of enormous influence.

Languet did much to praise Sidney's sense of being safe himself, which in turn would make Languet feel safe, as in one letter to Sidney from 1 May 1574: "But, my noble Sidney, the only favour I ask of you is that you keep yourself safe and sound for my sake – this I earnestly beg of God, Who alone can grant it: as long as you are safe and sound, I shall consider all that is mine secure."³⁹ And on 13 August 1576, Languet praised Sidney's decision to return to England for his father's sake,

"but when I ponder those wild Welsh mountains, and that stormy Irish Sea, and almost everywhere the plague-ridden autumn, I am filled with anxiety for you. So by the love with which you have honoured me previously I beseech you that the minute you have come back to the safety and the delights of your Court you will let me know you are safe, and so free me from that care which (as the true poet says), burns and torments me, settled in my breast."⁴⁰

So for Languet it was essential – at least in his self-fashioning – to feel Sidney to be *safe* so that Languet himself could feel the same; and Sidney himself was likened by Languet to the fearless persons of arms of whom the Earl of Essex was to

³⁷ Speier, *Risk, Security, and Modern Hero Worship* (footnote 18), p. 128.

³⁸ *Ibid.*, p. 133.

³⁹ R. Kuin (ed.), *The Correspondence of Philip Sidney*, Vol. 1, Oxford 2012, p. 185.

⁴⁰ *Ibid.*, p. 701.

speak in his *Apologie* (see above): Languet admired Sidney for “not fearfully avoiding the dangers and bothers of such a long journey” but, instead, embarking on such a dangerous trip solely, as Languet mentioned, for “filial piety”. On yet another occasion, Languet confirmed this thinking (16 July 1578):

“I did think that love of mine for you deserved to be informed if you undertook something glorious but dangerous, so that I could solemnly beg God for your safety and wish you well. To this you might perhaps have replied that it was precisely because you know I am deeply concerned for you that you did not want to let me know what you had decided: there was danger involved, and you did not want the dangers you would have to enter into to torture me with fear and anxiety.”⁴¹

In this view, Languet confirmed that Sidney did involve himself in many a dangerous situation, but this was something the – obviously would-be heroic – Sidney did not fear at all; it was the Protestant father-figure, rather, who was filled with fear for his brave companion.

The second person under scrutiny here, Giordano Bruno, made his seeking protection by Sidney less explicit, although Bruno did have a “deep-seated need for economic and professional security”.⁴² This need for personal safety can be traced in one longer passage. In the explanatory epistle to “The Expulsion of the Triumphant Beast” (1584), Bruno lets his own person talk – not, as usually in his work, veiled by a pseudonym: “Here Giordano speaks in a vulgar manner, freely designates”; and this free speech invokes “heroes” needed for his own well-being: “Come! Come! We see how this man” – he was still talking of himself – “as a citizen and servant of the world [...], because he loves the world too much, must be hated, censured, persecuted, and extinguished by it.” Even though a certain literary persona is speaking here, in this bleak picture Bruno’s own experience and existence serves as a foundation of feeling persecuted, of being in fear of physical extinction. However, he does not simply wait for a bleak fate to happen: “But, in the meantime, may he not be idle or badly employed while awaiting his death”. He turns to Sidney – in search of protection:

“Let him today present to Sidney [...] his moral philosophy [...], in order that he examine, consider, and judge them, accepting all that which must be accepted, [...] and defending all that which must be defended against the wrinkles and the brows of hypocrites, the teeth and the nose of the presumptuous, the file and the hiss of pedants.”⁴³

These pedants – the famous Oxford scholars who refused to let Bruno develop his revolutionary ideas – were not only distracting or annoying; Bruno had stated this in the paragraph before, which I suggest needs to be read in conjunction with his fear for his physical existence because of his unheard of ways of thinking. Thus, in this dedication to Philip Sidney Bruno does show himself to be vulnerable to

⁴¹ Ibid., p. 849.

⁴² Imerti, Editor’s Introduction (footnote 23), p. 7.

⁴³ G. Bruno, *The Expulsion of the Triumphant Beast*, ed. and transl. A. D. Imerti, Lincoln, NE/London 1992, p. 72.

threats from different publics, and he does turn to Sidney for “defending” him, in other words for personal safety against being threatened in his own existence. This can be underlined if one looks at the introductory chapter of the “Ash Wednesday Supper”, in which Bruno embarks on dangerous “journeys and voyages, which will be judged by all to be more poetic, and perhaps allegorical, than historical”.⁴⁴ On his way, the English mob would “take every opportunity to imperil [Bruno’s] life”,⁴⁵ and he would only find a safe haven in the house of Fulke Greville, Sidney’s best friend, and their common group of aristocratic people who had invited Bruno to a – fictional yet allegorical – supper, “being welcomed graciously and seated ceremoniously at the table”.⁴⁶ “Sir Fulke” would say “that the Nolan had nothing to fear; the people he intended to invite were most mannerly and learned”.⁴⁷ On his way to this supper, Bruno, in the words of his literary alter ego “this heroic soul [...] in the midst of the misadventure of a sea of adversity”,⁴⁸ likens his allegorical struggles to a hero’s journey: “Common and easy things are for vulgar and common people; men who are exceptional, heroic and divine pass along the road of difficulty”.⁴⁹ Helping in this “sea of adversity”, Bruno found “these men who sit near the sun of the royal splendour”, meaning mainly “the most illustrious and excellent knight, Sir Philip Sidney”, whom Bruno assessed as “exceptional and singular” whilst juxtaposing him with “the bulk of the common people” of England; “they are such a stinkhole [...] in irreverence, incivility, coarseness, boorishness, savagery and ill-breeding”.⁵⁰ But yet, Bruno “arrived alive, by the grace of Heaven, at the port, id est, at the portal” of Fulke Greville’s house.⁵¹

Quite similarly, Antonio Pérez thought himself to be in existential danger, even though he did not fear the English mob and academic pedants. For his prolonged stays in England within the household of Essex in the 1590s, a clear picture evolves: In 1571, Pérez had written to Catherine of Bourbon that he was seeking “somme haven where to save my person and to withdrawe it from this tempestuous sea”,⁵² with which he referred to his constantly threatened life: As Pérez had been one of the main confidants of Philip II, the king tried everything so that Pérez would not spread his intimate knowledge, including death threats. So shortly before Pérez chose to seek Essex’s help in England for a second time, he complained – as Edward Wilton, a member of Essex’s staff recorded –, “that

⁴⁴ Ibid., p. 69.

⁴⁵ E. A. Gosselin, Introduction, in: G. Bruno, *The Ash Wednesday Supper*, ed. and transl. E. A. Gosselin, Toronto [et al.] 1995, pp. 11–53, here p. 39.

⁴⁶ G. Bruno, *The Ash Wednesday Supper*, ed. and transl. E. A. Gosselin, Toronto [et al.] 1995, p. 69.

⁴⁷ Ibid., p. 110.

⁴⁸ Ibid., p. 119.

⁴⁹ Ibid., p. 116.

⁵⁰ Ibid., p. 120.

⁵¹ Ibid.

⁵² Ungerer, *A Spaniard in Elizabethan England*, Vol. 2 (footnote 1), p. 373.

his intertaynement in Fraunce was not according to his expectation”; he feared “daungers threatened to his person”⁵³ and “could not with safety live in France”.⁵⁴ Instead, Essex was a “rock” to Pérez, his “fortress” and “firmamentum firmum” (cf. psalm 71).⁵⁵ He praised Essex in pseudo-Christian mystic language as his fixed point: “When you are not present, Mylorde, [my] soul wanders in search of you [...] so when you should be found, it should be able to rest in this, or in that, in one, or in another of your thousand virtues.”⁵⁶ In Gustav Ungerer’s assessment, staying with Essex meant to Pérez “a haven, a retreat, offering protection and security”.⁵⁷

3. *Constructing Communitas – Constructing Heroes*

The following section will explore the different forms and media through which the three marginal men achieved communitas.

3.1 *Virtual Communitas: Languet, Sidney and their Circles*

The heroic figure of Philip Sidney was not without discrepancies. He embodied the fusion of the spheres of *arma et litterae* in one person, both being heroised at the same time in his “mixing and mingling” personal habitus. Thus, for Alan Sinfield, this bridging of cultural “faultlines” by Sidney’s heroic persona described his “complex and unsatisfactory positioning [...] between the social worlds”.⁵⁸

Any interpretation of this heroic role needs to be founded in the correspondence between Languet and Sidney. Robert Stillman, a Sidney expert, finds it to be “the single most intimate and revealing body of correspondence” of any Renaissance writer.⁵⁹ Béatrice Nicollier-de Weck, Languet’s biographer, has meticulously traced and evaluated all 1057 surviving letters from Languet and has argued that in all of them, only for Sidney is there shown any personal sentiment at all.⁶⁰ This communication between the “mentor”⁶¹ and his disciple was polished by tropes and conventions of friendship and love from antiquity. This does

⁵³ Ibid., p. 29.

⁵⁴ Ibid., p. 31.

⁵⁵ G. Ungerer, *A Spaniard in Elizabethan England*, Vol. 1 (Colección Támesis A; 27), London 1975, p. 403.

⁵⁶ Id., *A Spaniard in Elizabethan England*, Vol. 2 (footnote 1), pp. 331–332.

⁵⁷ Ibid., p. 17.

⁵⁸ Sinfield, *Faultlines* (footnote 15), p. 89.

⁵⁹ R. Stillman, *Sir Philip Sidney and the Poetics of Renaissance Cosmopolitanism*, Aldershot 2008, p. 14.

⁶⁰ Nicollier-de Weck, *Hubert Languet* (footnote 19), p. 334. For the total number of letters, see *ibid.*, p. XV.

⁶¹ R. Hillyer, *Sir Philip Sidney, Cultural Icon*, Basingstoke 2010, p. vii; H. R. Woudhuysen, *Sir Philip Sidney and the Circulation of Manuscripts, 1558–1640*, Oxford 1996, p. 215.

not necessarily imply any sexual or homoerotic undertones, as Andrew Strychariski has pointed out.⁶² Rather, in Robert Stillman's words, Sidney received "the foundational assumptions of his intellectual life",⁶³ of his "piety, politics, and poetics".⁶⁴ As Roger Kuin states, it is the "relation to Languet" from which Sidney's life "took the impulse of [its] form" – which means that Languet was at the start of the Sidneian fashioning as a heroic figure. As Languet's position in Saxony had deteriorated since 1574, it was his hope to "pass the torch of the Reformed cause to Sidney",⁶⁵ since he was seen by many in his circle as "Europe's best hope"⁶⁶ in their effort.

And it was this circle of Philippists, the followers of Philipp Melanchthon, which Languet tried to initiate Sidney into – by including him in its large epistolary network. This was not a usual form of creating community in a face-to-face society. As Languet never visited England in the time of the Sidney correspondence, there was no element of direct patronage or other forms of contact, such as common meals or lodging. And he certainly did not rely on Sidney's material help. Rather, he exerted an indirect influence from afar – moulded mainly by the content of these writings.

This becomes especially clear in a letter to Sidney from January 1574: "I am already reaping the sweet fruits of our friendship, because I see you loved by those whom I most wanted you to please." It is two members of his Protestant intellectual network who "praise you to the skies, congratulate themselves on your friendship, and thank me for having been as it were its matchmaker." This asserts that Sidney was being introduced to Languet's intellectual circle on the continent, but Languet saw to it that this was always connected to what Languet had in mind for Sidney:

"But make sure you respond to them with affection, and so save your reputation and mine; you need to satisfy good men's opinion of you, and be careful not to let the pleasure of praise so go to your head that you think you have already come to virtue's finishing-line, or that you have already sweated enough on that race-track where (on the contrary) you must train as long as you live – for it has no finishing-line but the end of a life lived for honour's sake. So you must go on, wherever your destiny calls you: whether happy or sad, it must be guided by virtue."⁶⁷

⁶² A. Strychariski, *Pedagogical Affect in the Early Sidney–Languet Correspondence*, in: *Sidney Journal* 28, 2010, pp. 25–51.

⁶³ Stillman, *Sidney and the Poetics of Renaissance Cosmopolitanism* (footnote 59), p. 15.

⁶⁴ Id., *Philip Sidney and the Catholics. The Turn from Confessionalism in Early Modern Studies*, in: *Modern Philology* 112, Issue 1, 2014, pp. 97–129, here p. 115.

⁶⁵ Id., *Sidney and the Poetics of Renaissance Cosmopolitanism* (footnote 59), p. 14. See also E. Berry, *Hubert Languet and the "Making" of Philip Sidney*, in: *Studies in Philology* 85, Issue 3, 1988, pp. 305–320, here p. 307.

⁶⁶ Stillman, *Sidney and the Catholics* (footnote 64), pp. 106–107.

⁶⁷ Kuin, *The Correspondence of Philip Sidney* (footnote 39), p. 84.

In this way, Sidney was ordered rather than asked to sweat a little more and never to stop on his way to virtue – which Languet saw as the path for his would-be hero.

By means of letters like this one, Languet let Sidney enter into an already existing group, which I would call “virtual *communitas*”. This term has been used to adapt Turner’s thoughts for discussion of recent technological development, which takes away the necessity to physically get together in order to enter into *communitas*.⁶⁸ But this concept of a virtual gathering bridging long distances was also utilized for the early modern form of long-distance contacts, the republic of letters, which was an important part of the intellectual networks of learned men and women, especially in the 17th century and across regional and confessional borders.⁶⁹ In addition, Mark Greengrass has spoken of “virtual communities” in relation to the confessional circles of intellectuals of that time in general.⁷⁰

But it was not only the continental circle that was connecting in this way. Languet also showed great interest in Sidney’s courtly faction and his surrounding circle in general. For instance, Languet took Philip’s younger brother Robert Sidney under his protection when he was on his continental tour a few years after Philip. But Languet inscribed himself even further into Sidney’s English circle of aristocrats. In another letter, he complains of not having received anything back from Sidney: “I rushed into those accusations seething with different emotions and quite disturbed for your sake”. In this way, Languet used emotions to create a strong bond and to put pressure on Sidney – a way of connecting, if not without strains. Languet then goes on to explain his strong feelings thus:

“My affection for you has grown to the point that not only am I fond of you, but for your sake of all those who for any reason are linked with you: and although your country was dear to me even before, as I had lived there for some time very pleasantly and experienced the kindness of many, now my love for it has grown so much that if I heard that something fortunate had happened to it I should be no less moved and delighted than if it concerned my own country.”⁷¹

By connecting to Sidney in this intensive way, Languet developed an emotional bond that extended also to his country, making Languet something of a virtual compatriot, creating a temporary connection to “all those” who were “linked” to Sidney in a letter-based form of virtual *communitas*. As can be seen from

⁶⁸ C. Helland, *Online Religion/Religion Online and Virtual Communitas*, in: J. K. Hadden / D. E. Cowan (eds.), *Religion on the Internet. Research Prospects and Promises*, London 2000, pp. 205–224.

⁶⁹ C. T. Callisen / B. A. Adkins, *The Old Face of “New” Social Networks. The Republic of Letters as a Virtual Community*, Preprint, 2010, <http://eprints.qut.edu.au/38406/>, 10 June 2015.

⁷⁰ M. Greengrass, *Two Sixteenth-Century Religious Minorities and their Scribal Networks*, in: H. Schilling / I. G. Tóth (eds.), *Cultural Exchange in Early Modern Europe*, Vol. 1, *Religion and Cultural Exchange in Europe, 1400–1700*, Cambridge 2006, pp. 317–337, here p. 337.

⁷¹ Kuin, *The Correspondence of Philip Sidney* (footnote 39), p. 41.

Languet's phrasing, he connected the fate of the whole of England to the persons close to Sidney, and he did inscribe his own person into this circle – if only virtually through these letters. This reflects on the self-understanding of Languet's Philippist circle.

As Ernst Koch has shown, this confessional party did not try to gain a broad popular appeal (which the Lutheran Protestants often did) – rather, it was a bond of friends, an epistolary circle that was confident to be able to influence urgent political matters through intellectual elitism.⁷² Only through their avant-garde work, which would shut out the “multitude” of commoners, would it be possible to change the course of history.

3.2. *Dedicated Commensality: Bruno and the Sidney Circle*

As not many intimate letters from Bruno survive, I turn to his literary works published during his stay in England. His English period, lasting only 29 months, was one of the most productive for his printed output and was tied in many ways to the Sidney circle: I focus on the letters, dedicatory and explanatory, of his vernacular works, of which two were dedicated to Philip Sidney, namely “The Expulsion of the Triumphant Beast” and “The Heroic Frenzies”. Another of them, the “Ash Wednesday Supper”, deals with the Sidney circle directly. Its literary setting is the house of Philip Sidney's best friend Fulke Greville and describes a common meal shared by Bruno and the members of the Sidney circle (though Sidney himself is not mentioned as being present at this supper). As Wolfgang Leiner has put it, the dedicatory letter was a “weapon in the fight for securing a living”,⁷³ an art which flourished especially from about 1580 onwards in France and England. Those were, at the time, Bruno's countries of possible existence, and this way of seeking protection through dedication would continue to be used extremely often until a marked ebb two generations later⁷⁴ – therefore, Bruno's way of relating to his possible benefactors was rather innovative at that time.

But Bruno was by no means a simple client deferentially seeking patronage from an aristocratic well-wisher. Bruno never lodged at a house of the Sidney circle. The 27 months he stayed in England from July 1583, he lived at the French ambassador's residence in London, on whose largesse Bruno was “totally dependent”⁷⁵ and to whom Bruno dedicated his first works printed in England.

⁷² E. Koch, *Der kursächsische Philippismus und seine Krise in den 1560er und 1570er Jahren*, in: H. Schilling (ed.), *Die reformierte Konfessionalisierung*, Gütersloh 1986, pp. 60–77, here p. 66, p. 68.

⁷³ W. Leiner, *Der Widmungsbrief in der französischen Literatur (1580–1715)*, Heidelberg 1965, p. 193.

⁷⁴ *Ibid.*, pp. 27–30, speaking mainly of France.

⁷⁵ Imerti, *Editor's Introduction* (footnote 23), p. 7, p. 10.

In the “Heroic Frenzies”, Bruno’s styling of Sidney as a hero becomes most apparent. In his dedicatory letter to him, he writes:

“These heroic matters may address a heroic and noble spirit, with which you are clearly endowed; these favours may be offered to so gracious a subject, and these honours to a lord so dignified, as you have always shown yourself to be. As for myself, I acknowledge that you have come forward with greater generosity than others.”⁷⁶

Mentioning Sidney’s generosity in heroising him actually sounds like seeking patronage. As John Bossy has argued: Bruno “began to socialise widely” after some months in London and he “must also have begun to think of writing for a new audience”,⁷⁷ which was the courtly sphere of the Sidney circle. On the other hand, however, Bruno always made it clear that he had no intention to let his aristocratic counterparts dominate him. In the dedicatory epistle to the “Heroic Frenzies”, Bruno vituperates Sidney – not very obscurely – for having written love sonnets to women (“Astrophil and Stella”). The whole enterprise of Bruno’s “Frenzies”, on the contrary, was to convince Sidney that the only worthy poetry was the one dedicated to the love of God and of the infinite worlds which he claimed to heroically find by intellectual means. Therefore, and not exactly charmingly, Bruno diminished Sidney’s poems and English women in general as they did not deserve, in his mind, to be treated by poetry. It seemed like Bruno was biting the hand he was trying to be fed by. And in the “Expulsion of the Triumphant Beast” in particular, Bruno develops a telling image of himself. He was certain to be a member of “the true aristocracy” of the intellect and “was speaking on equal terms” to his dedicatee Sidney.⁷⁸ Similarly, in the “Heroic Frenzies” Bruno styles himself “il furioso”:⁷⁹ In doing so, he refers to himself as all but a hero, putting himself on the same heroic level as Sidney, to whom the work is dedicated.

I will now turn to the “Ash Wednesday Supper” as the literary allegory of forming *communitas* with the Sidney circle. At the suppers of English courtiers, which Bruno in fact attended and which provided the model for his fictional “Ash Wednesday Supper”, Sidney was in all probability present.⁸⁰ The commensality described by Bruno is not only reminiscent of Plato’s “Symposion” but also links two important rituals: the end of carnival, the time of the year in which all worldly order is turned upside down, and the beginning of Lent as a time of spiritual aske-sis.⁸¹ As Victor Turner has stated, commensality could be a means of *communitas*,

⁷⁶ G. Bruno, *On the Heroic Frenzies*, ed. E. Canone, transl. I. D. Rowland, Toronto [et al.] 2013, p. 31.

⁷⁷ J. Bossy, *Giordano Bruno and the Embassy Affair*, New Haven, CT [et al.] 1991, p. 24.

⁷⁸ von Koppenfels, *Ash Wednesday in Westminster* (footnote 26), p. 73.

⁷⁹ S. Roush, *Hermes’ Lyre. Italian Poetic Self-Commentary from Dante to Tommaso Campanella*, Toronto [et al.] 2002, p. 124.

⁸⁰ N. Ordine, Introduction, in: G. Bruno, *Expulsion de la bête triomphante*, Vol. 1, ed. G. Aquilecchia, transl. J. Balsamo (*Œuvres complètes de Giordano Bruno*; 5), Paris 1999, p. CLXVI.

⁸¹ See A. Eusterschulte, *Giordano Bruno zur Einführung*, Hamburg 1997, p. 16.

especially in such a ritualised form.⁸² And Bruno states in this work that “the nobility of humankind [...] is shown by those virile, courageous and intrepid people who will never be divided among themselves”.⁸³ The meal Bruno describes in order to show his union with the aristocratic courtly sphere in London was rather a disaster. Bruno describes the confusion of ranks that immediately preceded the – ultimately unsuccessful – communion ritual, the passing of the cup. This ceremony, as described above, went horribly wrong and was ridiculed by Bruno. And even though Bruno describes open arguing at the supper table, to the point of breaking the whole conversation down, this does not necessarily mean dissolution of this *communitas*. On the contrary, he evokes the raw, violent energy of an antagonistic culture, I assume, in which through confrontation the most intense form of human interaction and exchange takes place, as Georg Simmel has remarked in his seminal essay “The Conflict” (“Der Streit”, 1908⁸⁴). The way the truth reveals itself in Bruno’s writings is agonistic – it “unfolds”, in Sherry Roush’s assessment of his dialogues, “in the play of countering positions”.⁸⁵

Even though it is not clear how much influence Bruno really exerted on Sidney, most scholars agree that Sidney’s circle was familiar with him and his teachings. Bruno’s works were, even if heretical and potentially dangerous (and often snatched away by the authorities), circulating among Sidney’s circle – at least Arthur D. Imerti believes this “reasonable to assume”.⁸⁶ Arnolfo Ferruolo calls the intellectual worlds of Bruno and Sidney “molto vicino” and certifies them as “una simile esperienza spirituale”.⁸⁷ And even if Bruno’s direct influence on Sidney cannot be ascertained by the surviving evidence, his writings left a mark on the intellectual grounds of Sidney’s circle, as will be shown in the conclusion.

3.3. *Theatrical Co-Residence: Pérez and the Essex Circle*

The question of whether the marginal men were simply seeking patronage is most obvious in the case of Antonio Pérez. His interaction with Essex and his circle can be interpreted mainly from his letters, in which Essex plays a role from 1593 to 1599. There were some intimate letters, but most of them were written for publication, as were most of the other documents by the other two marginals already considered: Once, Pérez bragged that the demand for his Spanish letters

⁸² Cf. V. Turner, *Pilgrimages as Social Processes*, in: V. Turner, *Drama, Fields and Metaphors. Symbolic Action in Human Society*, Ithaca, NY [et al.] 1974, pp. 166–230, here p. 205.

⁸³ Bruno, *The Ash Wednesday Supper* (footnote 46), p. 125.

⁸⁴ G. Simmel, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (Gesamtausgabe Georg Simmel; 11), Frankfurt am Main 1992, p. 284.

⁸⁵ Roush, *Hermes’ Lyre* (footnote 79), p. 11.

⁸⁶ Imerti, *Editor’s Introduction* (footnote 23), p. 21.

⁸⁷ A. Ferruolo, *Sir Philip Sidney e Giordano Bruno*, in: *Convivium* 5, 1948, pp. 689–699, here p. 699, p. 697.

was such “that they were virtually snatched from his hands”.⁸⁸ He was an “epistolomaniac” who wrote letters for “recreatio animi” – Gustav Ungerer sees his extensive use of different styles as a testimony that Pérez conceived of himself to be “a member of the Republic of Letters”.⁸⁹

At first glance, the image of the totally dependent client is a convincing one, since Pérez actually lived in the earl’s household from March 1594 to July 1595 and was dependent on his monthly allowances of 20 pounds plus other expenses⁹⁰ for as long as he stayed in England, thus closely resembling just any other dependent client.⁹¹ In what follows, I will show that their relation cannot be classified that easily: There were many elements of distance left that could produce an unstable, liminal status of *communitas* between the hero-maker Pérez and the heroic figure Essex.

Although living in the household, Pérez never fully integrated himself into the circle. For instance, in this Protestant surrounding of Essex House, he was allowed to practice the Catholic “religion of his fathers and forefathers, with a thousand personal favours”.⁹² And whilst lodging there, Pérez lived in the rooms that afterwards were to be inhabited by Anthony Bacon, the earl’s secretary, who “was a ‘special friend’” and “maintain[ed] this distinction” to the earl’s clients. After Bacon, the same apartment came to be used by Robert Sidney, Philip’s less well-to-do, but aristocratic surviving brother, which also suggests that Pérez was on equal terms with the aristocratic elite.⁹³

Still, and contrary to Bruno, Pérez styled his relation to the heroic figure as totally deferential. Whilst Pérez usually oscillated between “megalomania” and “servilism”,⁹⁴ in relation to Essex he always chose the second option. I would even argue that these seemingly so insincere traits were a conscious art of exaggeration: By doing so, he disclosed that this was actually a play, a big theatrical façade. This also fits the extreme largesse that Essex showed toward Pérez: As Paul Hammer notes, the exuberant lifestyle Essex allowed Pérez, especially the splendid and ruinously expensive presents he made to him, not only managed to instill envy and maybe even an element of competition among his followers; it was also an important part of maintaining a distance from the household and

⁸⁸ Ungerer, *A Spaniard in Elizabethan England*, Vol. 1 (footnote 55), p. 72.

⁸⁹ Id., *A Spaniard in Elizabethan England*, Vol. 2 (footnote 1), pp. 362–363.

⁹⁰ P. Hammer, *The Polarisation of Elizabethan Politics. The Political Career of Robert Devereux, 2nd Earl of Essex, 1585–1597*, Cambridge 1999, p. 132.

⁹¹ This is Alexandra Gajda’s assessment, see A. Gajda, *The Earl of Essex and Late Elizabethan Political Culture*, Oxford 2012, p. 10.

⁹² Ungerer, *A Spaniard in Elizabethan England*, Vol. 1 (footnote 55), p. 145, transl. mine.

⁹³ P. Hammer, *The Uses of Scholarship. The Secretariat of Robert Devereux, Second Earl of Essex, c. 1585–1601*, in: *English Historical Review* 109, 1994, pp. 26–51, here p. 35, esp. n. 6.

⁹⁴ Ungerer, *A Spaniard in Elizabethan England*, Vol. 1 (footnote 55), p. 76, calls this a “telescopic view”.

clients of the earl – as Marcel Mauss has shown in his seminal work “The Gift”, this agonistic form of giving, always having to transcend the extremes beforehand, is a tool to connect to and, at the same time, control one’s counterpart:⁹⁵ Had Pérez been just a client, this would not have been necessary.

Fittingly, Pérez was seen increasingly often with suspicion and sometimes outright hostility by other members of the circle.⁹⁶ For example, Anne Bacon wrote to her son Anthony, the trusted secretary of the Earl of Essex: “I wold you were well ridd of that olde, dooted [stupid] [...] papist”,⁹⁷ “that Bloody Peerez [...] a prowde, prophane, costly fellow”,⁹⁸ as she stated on another occasion. Even though Pérez probably did not do much to earn the trust of the other members of the circle, this deep dislike seems to have something to do with Pérez’s status as an extraordinary figure, always detached from the other members.

This group – of which Pérez was a part, though a rather awkward one – installed around the heroic figure of Essex, the “Maecenas”,⁹⁹ and within his household a “vigorous learning programme”,¹⁰⁰ as Essex was “a trusting product of his educational environment”.¹⁰¹ This programme created, in Rory Rapple’s words, a “mental world, a net that caught so much of the intellectual richness of its time”.¹⁰² Pérez was an important part of the “brain trust”¹⁰³ that shaped the earl’s imagery. Although many of the heroic motives and narratives of this group had already been established, Pérez did much to broaden and re-fashion the rhetorics with which Essex was being adulated.

To do so, Pérez could draw on his reputation as the “leading Tacitean scholar in Spain”.¹⁰⁴ Because of that, others in the Essex circle who were Tacitists in the mould of Justus Lipsius were willing to listen to Antonio Pérez. I do not agree with Gustav Ungerer’s assessment that it was merely a “stroke of luck”¹⁰⁵ for him to find this body of intellectual resonance, for Pérez actually could infuse them

⁹⁵ S. Moebius, Die sozialen Funktionen des Sakralen. Marcel Mauss und das Collège de Sociologie, in: *Revue du Mauss permanente*, 16 March 2008, <http://www.journaldumauss.net/spip.php?article301>, 10 June 2015

⁹⁶ Hammer, *The Polarisation of Elizabethan Politics* (footnote 90), p. 357. He ascribes this to Pérez’s “profound personal insecurities”.

⁹⁷ Ungerer, *A Spaniard in Elizabethan England*, Vol. 1 (footnote 55), p. 221.

⁹⁸ *Ibid.*, p. 219.

⁹⁹ A. Hiscock, “Achilles alter”. The Heroic Lives and Afterlives of Robert Devereux, 2nd Earl of Essex, in: A. Connolly / L. Hopkins (eds.), *Essex. The Cultural Impact of an Elizabethan Courtier*, Manchester/New York 2013, pp. 101–132, here p. 111.

¹⁰⁰ *Ibid.*, p. 108.

¹⁰¹ Gajda, *The Earl of Essex and Late Elizabethan Political Culture* (footnote 91), p. 256.

¹⁰² R. Rapple, Review of A. Gajda, *The Earl of Essex and Late Elizabethan Political Culture*, Oxford 2012, in: *The Journal of Modern History* 86, Issue 3, 2014, pp. 664–666, here p. 666.

¹⁰³ *Ibid.*, p. 665.

¹⁰⁴ Ungerer, *A Spaniard in Elizabethan England*, Vol. 2 (footnote 1), p. 371.

¹⁰⁵ *Ibid.*

even more – could blow the coals of Tacitism in this circle rather than just going along with the tide. In this way, Pérez was helping the “Tacitean explosion”¹⁰⁶ of the 1590s to take intellectual shape.

His heroisation strategy was, even more importantly, a “decisive step in the deification” of Essex (Ungerer): The most conspicuous thing Pérez added to the aristocrats’ heroisation was “Christian content” such as imagery from the Bible.¹⁰⁷ Ungerer has called this biblical style “adulating incense, whose perfume must temporarily have ravished the senses of the Essexians”.¹⁰⁸ For instance, as Robert Naunton points out, Pérez boasted in 1597 that he had “aequelled” Essex “alone of all Men living with God himselfe”, and he did so in a “straunge voice” which was as yet unheard of in England.¹⁰⁹

But this extreme reversal of hierarchies was not only blasphemous but also potentially subversive against the social order. And it was not a sincere expression of a simple reality but was overtly artificial. Pérez and Essex saw this, as Gustav Ungerer argues, “as a literary and social game”.¹¹⁰ Pérez is viewed by Robert Naunton as a shape-shifter, a Proteus, “who, before a man can pourtray him all at length in any one likenes, will still transforme himselfe into another”.¹¹¹ This playful interaction, I argue, was a means of bridging social and cultural gaps – of creating a special form of *communitas*.¹¹² Essex sanctified Pérez, calling him “o te beatum”, whom Essex had received in a form of asylum: “in tale te asylum recepisti”. Unlike Gustav Ungerer,¹¹³ I believe that this was not simply a business exchange between patron and client.

The mystic union Pérez forged between himself and Essex – “non ego in me, sed in te vivo”¹¹⁴ – did serve a purpose: It tied the Earl of Essex to Pérez, as he conformed to Pérez’s stylization. This hints at something else: Pérez’s fine rhetorical distinctions for different audiences. He might have helped Essex develop his articulate and distinctive style of varying his means for his respective publics. As he was much more involved in courtly politics and foreign policy than Sidney, he used his pen rather sensitively; his “politics of popularity”, appealing to some of

¹⁰⁶ B. J. Irish, *The Literary Afterlife of the Essex Circle*, in: *Modern Philology* 112, Issue 1, 2014, pp. 271–285, here p. 277, with reference to the vast literature on the topic in n. 27.

¹⁰⁷ Ungerer, *A Spaniard in Elizabethan England*, Vol. 2 (footnote 1), p. 366.

¹⁰⁸ *Ibid.*, p. 367.

¹⁰⁹ *Ibid.*, pp. 130–134.

¹¹⁰ *Ibid.*, p. 370.

¹¹¹ *Ibid.*, pp. 130–131.

¹¹² To explore this further, see B. Giesen, *Performing the Sacred. A Durkheimian Perspective on the Performative Turn in the Social Sciences*, in: J. C. Alexander [et al.] (eds.), *Social Performance. Symbolic Action, Cultural Pragmatics, and Ritual*, Cambridge 2006, pp. 325–367.

¹¹³ Ungerer, *A Spaniard in Elizabethan England*, Vol. 2 (footnote 1), p. 369: “In return for his worship he expected patronage.”

¹¹⁴ *Ibid.*, p. 370.

the urban and military masses,¹¹⁵ went hand in hand with an instrumental use of courtly articulations like poems and highly styled letters to the Queen. Hence, I would argue that in competitively creating this all-too transparently artificial glass-house of blasphemous adulation with Pérez, he used him as an intellectual sparring partner, a partner in heroification, challenging and re-writing a heroic code. This fashioning gave the relation between Essex and Pérez a theatrical mode, an air of dissimulation which, in turn, gave Pérez, I would argue, the freedom to act not as a mere household companion but as a figure that kept enough distance to heroise and be heroised himself. Thus, both sides profited from Pérez staying on the margin and behind the threshold, never fully integrating into the Essex circle.

All three marginals, in their very different ways and means to form a communitas with the heroised aristocratic figure, never quite gave up their distance from the heroised figure and the social circle surrounding it. Be it the physical distance of writing letters, be it the literary creation of a failed commensality, be it the pompous deference with all the obvious artificiality and dissimulation, this might have served to distance the potentially dangerous business of heroisation – always beyond the threshold of everyday life routines – from daily business.

Yet still, with all this distancing, there emerged the possibility for the marginal men to gain acceptance in the Sidney-Essex circle and become part of a group of transcultural intellectuals. It is possible to detect and to pinpoint the free-floating intelligence of the Renaissance go-betweens here, of the third space of opportunity and imagination shared by the marginal men with the courtiers and their circle. At the same time, there is a clear exclusion of the “multitude”, of common people not deemed worthy or able to partake in this important task: to challenge and influence the “sacred core” of late Elizabethan English society. In the following section, I will trace its contents.

4. Hope for Political Safety: Marginals and the Military

What did the marginals hope for in a larger sense in connecting with these English courtly warriors, besides their physical safety? By thus connecting with English society, I will argue, these intellectuals turned from their “misery” to the “hope” of a political agenda. They tried to shape the direction and the outcomes of European politics on a grand stage.

And in fact, Philip Sidney was seen by many continental Protestants as the “best hope” for their fate. And the Earl of Essex stated that “pubelique safetie”¹¹⁶ was the main goal that must be striven for. He wrote this in his “Apologie” in 1598, in which he defends – at the height of his fame as a military leader – his

¹¹⁵ P. Hammer, *The Smiling Crocodile. The Earl of Essex and Late Elizabethan Popularity*, in: P. Lake / S. Pincus (eds.), *The Politics of the Public Sphere in Early Modern England*, Manchester 2007, pp. 95–115.

¹¹⁶ R. Devereux, 2nd Earl of Essex, *An Apologie*, London 1598, p. C2 verso.

urging for a war against Spain. And Essex considered himself to be one of those martial men of the Elizabethan regime who were in charge of this safety. In which way the thoughts of the hero-makers aligned with this kind of thinking will be traced in this last chapter.

The aforementioned political safety should not be confused with another concept that has engaged early modern historians in the past few years but which, for the groups I am interested in here, had taken on a different meaning: the term “security”.¹¹⁷ For instance, in 1577, Amias Paulet, one of the “forward Protestants”, wrote the following assessment of England’s present peacefulness: “We are bold enough to fear nothing when the peril is most imminent, [but] we are fearful and afraid of a very shadow where things are most easy. These be the fruits of security.”¹¹⁸ He meant that in peace, under the surface of stability, no actual safety was achieved. As Blair Worden has shown, this “false” sense of security was a widely used term in the circle which promoted a militant, aggressive foreign policy and which prominently featured Sidney and later Essex. Such an illusion was set against a sense of real security that warrior nobles had when “the peril” was “imminent”: This is very similar to what Hans Speier has seen as the core of being a hero. So, if this “false” sense of security was not what the forward Protestants were hoping for, what were the hero-makers’ aspirations in a larger, political sense?

4.1 Languet’s Politics of Steering Sidney

It was in key political moments between England and France that the connections between the hero-makers and the heroised were shaped: Philip Sidney probably got to know Hubert Languet at the English embassy in Paris when both were trying to hide from the Catholic prosecutions of St Bartholomew’s Night in 1572, which shattered the last hope of the Huguenot Languet for his native France to return to an ecumenical path. With Queen Elizabeth being called a heretic in a papal bull in 1570 and the Ridolfi Plot in 1571, England had turned to a more aggressive and, for the first time, relatively consistent foreign policy on the basis of confessional matters.¹¹⁹ Languet’s extended correspondence with Sidney culminated at the time of the French match, the wooing of Queen Elizabeth by the French king’s younger brother, which came closest to success in 1579, shortly before Languet’s death. Languet began courting Sidney with special

¹¹⁷ For the growing importance of the concept security in early modern studies, see, by means of example, Q. Skinner, *Liberty and Security. The Early-Modern English Debate*, in: C. Kampmann / U. Niggemann (eds.), *Sicherheit in der Frühen Neuzeit. Norm – Praxis – Repräsentation*, Köln [et al.] 2013, pp. 30–42.

¹¹⁸ B. Worden, *The Sound of Virtue. Philip Sidney’s “Arcadia” and Elizabethan Politics*, New Haven, CT/London 1996, p. 202.

¹¹⁹ *Ibid.*, pp. 71–88.

intensity in May 1574, when his circle of Philippists was thrown out of favour in Saxony because the elector was suspicious of them being crypto-Calvinists – a state of panic when his elitist, intellectual circle was on the brink of losing any influence in the political scene. Thus, courting Philip Sidney in this way actually opened up a new political perspective: getting England on board with the Philippist movement. Their aim was to eventually reunify the emerging confessions and militarily fight the perceived enemies of a peaceful reunified Europe – which were Spain and Rome. At this time, even the emperor was still allowing for debate and for possible reconciliation between the confessions; when he died in 1577, this did indeed alter the course of actions, especially in this group.¹²⁰ Languet's cause was getting more and more desperate and calling for immediate, aggressive action, as can be traced in his correspondence with Sidney, especially after Languet had started residing in Cologne in 1577 to be close to William of Orange. In some of the following, he urges for military help from England in the Netherlands directly.

"I am going to be frank with you", Languet writes in one of the main instances in which his political agenda shines through in his stylised correspondence with Sidney,

"I thought the practices of your court less manly than I could have wished: I got the impression that most of your noblemen are looking for praise rather for their stylized affability than from those virtues that are good for the commonweal and most suitable for noble minds and high-born men. So was I sad (and so were your other friends) to see you wasting the flower of your years on such things."

And Languet continues, invoking Sidney's father and family members:

"You would respect their authority in absence [that is, if Sidney would travel to the continent as Languet wished] if you devoted yourself to the military, and even more so if you had some successes in it. For if you diligently cultivate those remarkable seeds of virtue God has planted in your spirit, and acquire experience in warfare and authority among soldiers [...], think how useful and what a protection you could be to your country in precarious circumstances; and your country will certainly need men of no common virtue to avert the ills that appear to loom over it."¹²¹

Here, Languet formulates what he obviously wanted Philip Sidney to become: a military leader who would defend England on the continent, saving it from dangers which clearly stemmed from Spain and from the Catholic powers. This "protection" Languet talked of was of course not meant as help only for England but also for Languet, who tried to make his English allies think his own way by using and steering Sidney as a would-be heroic figure, moulded for success on the battlefield.

¹²⁰ On the importance of the ecumenical court of Maximilian II in Vienna for Sidney, see Stillman, Sidney and the Poetics of Renaissance Cosmopolitanism (footnote 59), pp. 205–206.

¹²¹ Kuin, The Correspondence of Philip Sidney (footnote 39), pp. 931–932.

This challenge did not go unnoticed. In the intellectual sphere as well, Sidney brought up military means. On 1 March 1578, Sidney asked Languet to “call me back” from “elegantly playing the Stoic” and “Cynic” at court,¹²² meaning that he wanted Languet to exercise his wits instead of letting him succumb to the decadence of court society: “Get ready to set upon me: I have now indicated the battlefield, and openly declare war upon you.”¹²³ Thereby, Sidney likened the intellectual challenge to the military sphere; the longed-for combatting of the minds was a war to be fought. On both sides, the military and the intellectual endeavour “mixed and mingled”.¹²⁴

In July 1578, Languet directed his military ambition by invoking his own aged and pacifist self: “The only reason I want God to prolong this calamitous old age is that I may see you in your absolute glory, and your virtue set in such a noble place that you will have no choice but to pursue those things that procure for men immortal fame. So now you must set out upon that road: for you there is no retreat open that is not accompanied by shame.”¹²⁵ He thus appealed to Sidney’s sense of honour to set him on the track for “immortal fame” which, in this instance and background, could only mean pursuing a career on the battlefield.

These passages prove those wrong who have asserted that Languet mainly tried to tame the “savage beast” in the aristocratic would-be warrior Sidney.¹²⁶ Sidney was by no means tamed, but he was infused with virtue and reliability, which made him to some degree controllable.

What Languet actually achieved by fostering Sidney’s military ambitions is not certain. Long thought to be the foremost “forward Protestant”,¹²⁷ Sidney was, in Stillman’s view, “resist[ing] easy confessional identification”,¹²⁸ not being a crypto-Catholic, as Katherine Duncan-Jones believes, either. But still, his political agenda was one of constant pushing for aggressive military intervention on behalf of his religious cause, no matter which faction or inner belief system he adhered to. And Languet was not the only person trying to blow the coals of Sidney’s warrior ambition, but he was certainly instrumental in creating the military persona

¹²² This passage recently lent the title to a whole article, see Wood, “Cleverly playing the Stoic” (footnote 13), pp. 25–46.

¹²³ Kuin, *The Correspondence of Philip Sidney* (footnote 39), p. 817.

¹²⁴ Gavin Alexander sees “mixing and mingling” as the most important aspect of Sidney’s literary work, G. Alexander, *Sir Philip Sidney’s Arcadia*, in: A. Hadfield (ed.), *The Oxford Handbook of English Prose, 1500–1640*, Oxford 2013, pp. 219–234, here p. 225.

¹²⁵ Kuin, *The Correspondence of Philip Sidney* (footnote 39), p. 850.

¹²⁶ Cf. R. Headlam-Wells, *Shakespeare on Masculinity*, Cambridge 2000, p. 17: Languet as being “typical of those humanists who had reservations about the culture of violence fostered by militant Protestantism”. R. Manning, *Swordsmen. The Martial Ethos in the Three Kingdoms*, Oxford 2003, p. 55, p. 66, cites only the irenic-sounding passages of the Languet-Sidney letters.

¹²⁷ Worden, *The Sound of Virtue* (footnote 118), pp. 76–88; R. Howell, *The Sidney Circle and the Protestant Cause in Elizabethan Foreign Policy*, in: *Renaissance and Modern Studies* 19, 1975, pp. 31–46.

¹²⁸ Stillman, *Sidney and the Catholics* (footnote 64), pp. 97–129.

Sidney would embrace. This finding is in accordance with what Beatrice Nicollier-de Weck has shown about the Philippist circle surrounding Languet to be “l'étrange contradiction” between “irénisme” and the urge to work militantly towards the victory of Reformation, “de triompher ou de périr”.¹²⁹ But it is not only Languet who has been misunderstood profoundly as being nothing but irenic.

4.2 Bruno Shaping Sidney and the Anglo-French Compromise

The rediscovery of Giordano Bruno was led by the eminent British cultural historian Frances Yates. Although many of her assumptions will in all probability remain dubious because they cannot be proven by any of the remaining sources, I would like to return to her focus in looking at Bruno's texts. She believed that Bruno's aim in his Italian dialogues was actually political, but profoundly irenic: to bring together the aristocratic elites of England and France in an endeavour to reconcile both countries in one single Christian faith, thus ending the religious wars and rebellions spread across Europe. In Bruno's view, this was all connected to the sickening influence of the militantly Catholic Spanish crown. Edward A. Gosselin has maintained recently that Bruno's “Ash Wednesday Supper” serves this highly political purpose: namely, that of trying to unite the courtiers of London with those of Paris, thus bringing England and France into a political union in this form of a Eucharist celebrated together at the house of Sidney's closest friend, Fulke Greville.¹³⁰

After some stable years for Bruno at the French court and in its glamorous surroundings,¹³¹ trouble was on its way. England and France likewise were threatened by Spain when Bruno travelled to England with the French ambassador de Castelnau, who would entertain Bruno in his London household for the time of his stay. In these months, the French king Henri III came under attack in a bloody continuation of the religious wars against the Catholic League, a radical aristocratic faction led by the Guise.¹³² France was briefly on amiable terms with England, reaching out in the face of the common Spanish threat.¹³³ But by July 1585, Henri III had to agree to a humiliating contract with the League, and soon after, the French envoy de Mauvissière left London for good, taking Bruno with him – their diplomatic efforts were not needed anymore. As Edward A. Gosselin

¹²⁹ Nicollier-de Weck, Hubert Languet (footnote 19), p. 463.

¹³⁰ Gosselin, Introduction (footnote 45), p. 40, p. 49.

¹³¹ Imerti, Editor's Introduction (footnote 23), pp. 6–7.

¹³² R. Kohndorfer-Fries, *Diplomatie und Gelehrtenrepublik. Die Kontakte des französischen Gesandten Jacques Bongars (1554–1612)*, Tübingen 2009, p. 237.

¹³³ Gosselin, Introduction (footnote 45), p. 52: In June 1584, the heir to the French throne, Henri III's younger brother, died and left the Protestant Henri de Navarre as heir; Elizabeth let Henri III enter into the Order of the Garter; a “fragile” moment, but one of opening up opportunities, a “flirtation between France and England”.

notes, “Bruno’s thinking was tied to the political and religious squabbles of the time”,¹³⁴ and it needs to be viewed in this context.

For instance, in Bruno’s “Ash Wednesday Supper”, his alter ego, Teofilo, talks about Elizabeth’s “most illustrious and excellent knights”, “even if I do not personally know them”:

“These men who sit near the sun of the royal splendor are able, with the light of their lofty culture, to expunge and dispel the darkness [...] and to smooth and polish any rudeness and crudity [...]. You cannot properly describe the polite conversation, the kindness and politeness of the many knights [...] of the realm. Among them is the most illustrious and excellent knight, Sir Philip Sidney, who is so well known [...]. His totally unblemished character and his most praiseworthy manners make him so exceptional and singular [this being one of the prerequisites of the hero, being out of the ordinary] that it is difficult to find his like [...] either outside or inside Italy.”

Bruno continues by positing the exact opposite against this shining ideal: “The bulk of the common people presents itself most importunately before my eyes; they are such a stinkhole that, if they were not mightily well suppressed [...], they would [...] darken the name of the whole population [of England].”¹³⁵ Thus, Bruno was arguing for Sidney’s and his group’s help against all kinds of common people. But this was not the only enemy Bruno feared and sought protection against.

Whilst the tone against the enemy, the King of Spain, was not as aggressive as Languet’s, a “notable anti-Spanish bias” can be found in the entire “Expulsion of the Triumphant Beast”. It contains a “fervent plea for a new moral and political order in Europe” (Werner von Koppenfels).¹³⁶ Thus, in one passage Bruno turns against those “working with the pretext of wanting to preserve [false] Religion”, a remark clearly, as Arthur D. Imerti notes, aimed at intolerant Catholic Spain. This was “inexcusable” for Bruno: “For protection or care is not required where no ruin or peril threatens, where minds are exactly the same as they were.”¹³⁷ In this view, the Spanish oppression, the impending “changing of the minds”, was threatening Europe’s ruin, against which “protection or care” was necessary. Though without a direct call to arms, this must be read as a veiled, but intense cry for militant action against Spain. Nuccio Ordine interprets the dedication of the “Expulsion of the Triumphant Beast” to Philip Sidney as a demand “to assist him” – Bruno – “in the battle”.¹³⁸ Whilst Bruno’s eventual aim may really be called “irenica”,¹³⁹ it was to be achieved by military or, at least, militantly aggressive means.

¹³⁴ Gosselin, Introduction (footnote 45), pp. 52–53.

¹³⁵ Bruno, The Ash Wednesday Supper (footnote 46), pp. 119–120.

¹³⁶ von Koppenfels, Ash Wednesday in Westminster (footnote 26), p. 73.

¹³⁷ Bruno, The Expulsion of the Triumphant Beast (footnote 43), p. 196. See commentary on p. 302 for the reference to Spain.

¹³⁸ Ordine, Introduction (footnote 80), p. CLXII: “de le soutenir dans la bataille”.

¹³⁹ Gosselin, Introduction (footnote 45), p. 37.

4.3. *Pérez Fashioning Essex and the Fight Against the Common Enemy*

Whilst the military element was not overly prominent in Giordano Bruno's writings, ten years later, Antonio Pérez saw to it that a propagandistic, artificial style of boosting military ambition developed in Essex's circle.

Pérez came to England in another key moment of Anglo-French relations. In the mid-1590s, the Spanish threat became manifest again. King Henri IV converted to Catholicism in 1593, casting doubts among the continental Protestants, who looked to him as a potential figurehead, but also testing the relations with the Essex circle, with whom Henri had entertained a cordial bond. Despite Henri's conversion, the Spanish crown did not ease its involvement in the French religious wars until 1598, and this perceived threat continued to hold sway in the English courtiers' imagination as well, as the capture of Cádiz by the Earl of Essex in 1596 makes obvious. When Pérez came to England in mid 1593, he did so in a "crucial"¹⁴⁰ year in Essex's political career: He was appointed to the Queen's Privy Council, and he was just starting "the casting of secret intelligence" networks which would hand Essex a pivotal role in English foreign policy, at least for a while. The excellent contacts Pérez had on the continent helped him instantaneously to gain the earl's trust and ear.¹⁴¹

And soon, as William Camden wrote, Essex made "vse of him (as an Oracle) that was so well skilled in the secrets of the Spanish Court, and that was a man of excellent wit and wisdom, who notwithstanding (as most commonly such kind of men alwaies are) was so tossed vp and down by fortune".¹⁴² Here again, the precarious situation of the marginal intellectual is evoked. Pérez used his "wit and wisdom" in an extremely partisan fashion, giving the circle's foreign policy direction and drive. When the Earl of Essex had just achieved his greatest military victory, the capture of the Spanish port of Cádiz in August 1596, Pérez could barely contain his vengefulness: "Mylord, persecute, my Lord, the tyrant, persecute the tyrant! [...] Plus ultra, my Lord! Large are these, larger but remain things for you [to be done]." And Pérez continued stirring the earl to further action, going even as far as imploring Essex to kill the Spanish king.¹⁴³ In Pérez's letters, Philip II features variously as "Nebuchadnezzar", "Nero", "Pharaoh" or simply "Tyrannus".¹⁴⁴

Alexandra Gajda assesses Pérez as attaching "himself passionately to the earl's rising star, seeing in Essex the man who could bring Spanish power to its knees". What Pérez had in mind was, as Gustav Ungerer has summarised, "an alliance of all the enemies of Spain, a League embracing Christians as well as Muslims".¹⁴⁵ It

¹⁴⁰ Ungerer, *A Spaniard in Elizabethan England*, Vol. 2 (footnote 1), pp. 168–169.

¹⁴¹ Hammer, *The Polarisation of Elizabethan Politics* (footnote 90), pp. 180–181.

¹⁴² W. Camden, *Annales*, Vol. X, London 1625, p. 106.

¹⁴³ Ungerer, *A Spaniard in Elizabethan England*, Vol. 1 (footnote 55), pp. 444–445, transl. mine.

¹⁴⁴ Id., *A Spaniard in Elizabethan England*, Vol. 2 (footnote 1), p. 438.

¹⁴⁵ Id., *A Spaniard in Elizabethan England*, Vol. 1 (footnote 55), p. 73.

was especially Pérez's "writings on kingship and tyranny", not least in his Tacitean ideology, that "had a deeper significance in shaping political discussions".¹⁴⁶ Although the Earl of Essex and his courtly faction had shaped the outlines of their aggressive foreign policy before Pérez set foot on English soil, the elaborate rhetoric and urgency which Essex employed in his "Apologie" in 1598 was probably indebted to Pérez's mastery and advice on content and style: "Now, now is the fittest time to make warre vpon the Spaniard", because: "Now it is no time to make peace with the chiefe enemy of our religion."¹⁴⁷

So what was the underlying principle these three marginal hero-makers had in common in trying to influence the political sphere of their host country? The sociologist Hartmut Esser has pointed out that hero-worship has its root in the fact that the hero is willing to sacrifice himself for the group – he takes the first, risky step and thus makes it easier for others to follow him. Willing to sacrifice himself for the group and thus to stimulate the group morally to follow, the hero therefore resolves the problem of collective apathy.¹⁴⁸ Following this, I would turn Camden's assessment upside down: It was not only the social group surrounding the heroised person who would inflate this person to larger-than-life measures by "blowing the coals of his ambition". Rather, the heroised figure himself would heat his admirers' coals and thus stir them to action; at least that is what the hero-makers had in mind. Accordingly, empowering collective action was what made the marginal men connect to aspiring English warrior nobles: All three had political ideas that they tried to infuse into the heroic figures to which they helped give shape, form and content. Their ideas reached far and wide, and none of them actually achieved much of what they envisaged. But this must not lead us to think that they were actually without importance: By continuously asserting their surprisingly similar positions of an aggressive stance against the Spanish threat to a religiously united Christendom, they either created or supported the positions the Sidney-Essex circle would embrace.

This role can be linked to broader socio-political developments. Sven Externbrink has asserted that the humanists of the European republic of letters were deeply intertwined with the field of diplomacy.¹⁴⁹ In an exemplary way, this early form of diplomacy without clear state boundaries and with letters as the main means of transmitting information has been traced as a distinct culture for the

¹⁴⁶ Gajda, *The Earl of Essex and Late Elizabethan Political Culture* (footnote 91), p. 10.

¹⁴⁷ Essex, *An Apologie* (footnote 116), p. D4 recto and verso.

¹⁴⁸ H. Esser, *Soziologie. Spezielle Grundlagen*, Bd. 3, *Soziales Handeln*, Frankfurt am Main 2000, pp. 215–216.

¹⁴⁹ Cf. S. Externbrink, *Humanismus, Gelehrtenrepublik und Diplomatie. Überlegungen zu ihren Beziehungen in der Frühen Neuzeit*, in: H. von Thiesen / C. Windler (eds.), *Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel*, Cologne [et al.] 2010, pp. 133–150, here p. 134; K. Garber, *A propos de la politisation de l'humanisme tardif européen*, in: C. Lauvergnot-Gagnière (ed.), *Le juste et l'injuste à la Renaissance et à l'âge classique*, St. Etienne 1986, pp. 157–166.

decades around the year 1600 by Ruth Kohndorfer-Fries. According to her, the “group of ‘learned diplomats’ who crisscrossed Europe in the decades around 1600” were at the core of this peculiar episode of the emerging system of international relations – which would change into a system of clearly delineated institutions by the middle of the 17th century.¹⁵⁰

These difficult times, shaped by the “struggle for stability”,¹⁵¹ helped create a profoundly militant, antagonistic culture that was not at all halted, stopped or tamed by these marginal, humanistic men – in fact, they strengthened it: They blew the coals of aristocrats’ ambitions, not only in matters of mind and knowledge, but just as much in matters of practical politics and broader policy, frequently involving a kind of military language and scope. This was set in the “cold war of the erudites”,¹⁵² as Martin Mulsow has called the “cultural competitions”¹⁵³ in the decades around 1600, just as Marian Füssel has spoken of the republic of letters as a “state of war”.¹⁵⁴

5. Conclusion

What the marginal men achieved was nothing of the sort they envisaged: Their call to arms did not resonate loudly. Although the Sidney-Essex circle continued for decades after the execution of the earl in 1601 to pursue a militant foreign policy, it never gained decisive impact. Yet what the marginal hero-makers achieved, in contrast, was a lasting cultural impact: The heroic model Sidney and Essex had embodied and thus brought to life continued to serve as the most important heroic pattern for English warrior nobles until the middle of the 17th century, as Roger Manning has shown.¹⁵⁵

All of the writings considered here were to have an afterlife. The correspondence between Sidney and Languet was printed several times in the 17th century, and Roger Kuin has pointed out that it served as a model for imitation, and “a generation or two later found these letters irresistible”.¹⁵⁶ There was a paradoxical intended public for these letters from the beginning: On the one hand, they

¹⁵⁰ Kohndorfer-Fries, *Diplomatie und Gelehrtenrepublik* (footnote 132), pp. 267–268.

¹⁵¹ T. K. Rabb, *The Struggle for Stability in Early Modern Europe*, New York 1975.

¹⁵² M. Mulsow, *Die unanständige Gelehrtenrepublik. Wissen, Libertinage und Kommunikation in der Frühen Neuzeit*, Stuttgart/Weimar 2007, p. 173.

¹⁵³ This term is used in a monograph on the Holy Roman Empire, see C. Sittig, *Kulturelle Konkurrenzen. Studien zu Semiotik und Ästhetik adeligen Wetteifers um 1600*, Berlin/New York 2010.

¹⁵⁴ M. Füssel, *Die Gelehrtenrepublik im Kriegszustand. Zur bellizitären Metaphorik in gelehrten Streitkulturen der Frühen Neuzeit*, in: *Zeitsprünge* 15, Issue 2/3, 2011, pp. 158–175.

¹⁵⁵ Manning, *Swordsmen* (footnote 126), pp. 37–40.

¹⁵⁶ R. Kuin, *A Civil Conversation. Letters and the Edge of Form*, in: Z. Lesser / B. S. Robinson (eds.), *Textual Conversations in the Renaissance. Ethics, Authors, Technologies*, Aldershot 2006, pp. 147–172, here p. 164, p. 170.

were meant to exclude people who were not able to read Latin and who were not part of the intimate relation. This can be seen from the frequent request in the letters to keep them safe and not let anyone else read them. On the other hand, there was, from the start, the intention to eventually publish this correspondence, which can be assumed from their elaborate style. Thus, the writers were inviting a much larger – if learned – public into these intimate interactions. Quite similar was the situation with the letters written between Essex and Pérez: When Pérez returned to France in 1595 and became a counsellor for Henri IV, he asked Essex to burn the correspondence. However, in 1599, after having broken with Essex, Pérez decided to edit them; a selection of these letters were published in 1601 and proved sought-after reading.¹⁵⁷ More difficult was the publication of Bruno's works. They had been printed and published already during his stay in England. As the "Expulsion of the Triumphant Beast" sounds in parts like anti-papal propaganda tract, unjustified rumours spread that it was responsible for Bruno's burning in 1600; only in 1713 was John Toland able to print and distribute the work again.¹⁵⁸ But the continuing usage of his ideas can be traced, for example, in copies from Bruno's works that the ninth Earl of Northumberland, a contemporary courtier of Sidney and Essex, had in his library and had commented on in the margins.¹⁵⁹ And parts of the "Expulsion" were used for the Stuart court masque "Coelum Britannicum" in 1634. In what way Shakespeare and his plays took cues from Bruno remains subject to speculation.¹⁶⁰

To return to the hero-makers themselves, there were important differences between these figures. The power structures apparent in their respective relations to the heroised figures let no clear picture emerge: Languet excelled at ordering Sidney around, while Bruno was happy to address Sidney on terms of equality – Pérez, in contrast, was extremely deferential to the Earl of Essex. Neither is the grade of intimacy common to all: Languet always remained at a vast physical distance from the Sidney circle, not knowing most of its members personally; Bruno got to know the courtiers, but only during transitory events; Pérez, in turn, lived at the household and shared many a meal and talk with the heroised figure. Maybe it is also because of this lack of physical distance – as Hegel remarked, there is no hero for a valet¹⁶¹ – that Pérez chose the grandiose language in cele-

¹⁵⁷ Ungerer, *A Spaniard in Elizabethan England*, Vol. 1 (footnote 55), p. 69; Id., *A Spaniard in Elizabethan England*, Vol. 2 (footnote 1), p. 298, p. 302.

¹⁵⁸ E. Blum / P. R. Blum, *Einleitung*, in: G. Bruno, *Spaccio della bestia trionfante*, ed. and transl. E. Blum and P. R. Blum, Hamburg 2009, pp. XLI–XLIII.

¹⁵⁹ H. Gatti, *Giordano Bruno. The Texts in the Library of the Ninth Earl of Northumberland*, in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 46, 1983, pp. 63–77.

¹⁶⁰ Id., *Essays on Giordano Bruno*, Princeton 2011, p. 143. She remarks on the work done by John Florio to keep Bruno remembered in England.

¹⁶¹ Cf. H. Nagl-Docekal, "Für einen Kammerdiener gibt es keinen Helden". Hegels Kritik an der moralischen Beurteilung "welthistorischer Individuen", in: G. Klingenstein [et al.] (eds.), *Biographie und Geschichtswissenschaft*, Wien 1979, pp. 68–79; Giesen, *Triumph and Trauma* (footnote 33), p. 20.

brating Essex as a hero: His *topoi* were so far from the ordinary that they made some measure of distance visible. This could also account for the intimacy of Languet's letters to Sidney – this might have become possible as they rarely ever saw each other or shared physical proximity. But no matter how these marginal men positioned themselves in connection to their heroised figures – like Languet, constructing himself as the sympathizing friend and mentor; like Bruno, fashioning himself as a co-heroic figure in the same mould as the warrior-noble; or like Pérez, positioning himself as an intermediary to the glorified, even deified figure of the Earl of Essex –, clearly all of them turned to Sidney or Essex for a reason: They wanted to be safe through the creation and maintenance of a heroic figure whom others would flock to. And they all remained somewhat detached from the heroic figure. Thus, these experts of the threshold also became masters of distance.

What can be gained from this focussing of the margins? It has become clear that eventual circumstances mattered – each and every one of the marginals was in a special and difficult situation in England and urgently needed and was looking for help. Their hero-making was enabled and determined by a specific historical situation which did not occur, for instance, in France, in the same way. Therefore, it should be an interesting task to compare this specific figuration of the English court in the late Elizabethan era with other times and spaces – for instance, the further development of the former Sidney-Essex circle towards the middle of the 17th century, or the French warrior nobility of the same time with its similar aristocratic structure and different cultural and political developments.¹⁶²

At the same time, this study also could be deepened. I have refrained from determining the “circle” surrounding Philip Sidney and the Earl of Essex further. This article focusses on the most articulate of the hero-makers, the marginals, although in this case, the primary audience was co-operative in the making of the heroic figures. What needs more research as well is the connection between the fashionings of the hero-makers and the self-fashionings of the heroised persons that need to be combined. Thus only will it be possible to grasp the ambitious figure of the late Renaissance hero.

¹⁶² On the similarity, see J.-M. Constant, *La Noblesse en liberté. XVI^e–XVII^e siècles*, Rennes 2004, pp. 57–65.

The History of a Magazine Is But the Influence of a Great Man?

Thomas Carlyle and the Decline of “Fraser’s Magazine”

Christiane Hadamitzky

When one looks for those ‘eminent Victorians’ who shaped the intellectual life of the 19th century, Thomas Carlyle always makes the list. As a writer, he contributed works to many aspects of political and social life and was regarded as one of the great thinkers of his time. As influential and progressive as many of his ideas were, some of his opinions, such as his scepticism towards the theory of evolution or his belief that the ruling of the masses by a select few should be favoured over democratic tendencies, had fallen behind the times by the last quarter of the 19th century. Nevertheless, the writer and his political orientation had supporters, such as the monthly publication “Fraser’s Magazine”, which found a kind of figurehead in Carlyle. While society was changing rapidly in the second half of the 19th century, the magazine held on to Thomas Carlyle as its publicist hero, thereby losing touch with its audience and finally being unable to find enough readers for the publication to be continued. In the following, I am going to use Carlyle’s theory of heroism as an example to trace the inability of the magazine to face the requirements of the contemporary popular print market and its readers.

“Fraser’s Magazine” and the Success of Its Early Years

The story of the founding of “Fraser’s Magazine” is well known and has almost turned into legend; in 1830, William Maginn, the Irish writer who was to become a sort of leader to his fellow ‘Fraserians’ in the first decade of the publication, was looking for a forum to voice his opinion. He had long been writing for “Blackwood’s”, but his articles were refused more and more often for their candour and boldness, and Maginn had to find new ways to reach an audience. Thus, as Walter Houghton narrates the incident, “with a roll of manuscript under his arm, Maginn and his friend Hugh Fraser, possessor of the required cash, were walking down Regent Street [...] when they came to the shop of James Fraser the publisher and Maginn exclaimed ‘Fraser! Here’s a namesake of yours. Let’s try him.’ By great luck the publisher was just then thinking of trying a monthly ma-

gazine that would be both popular and scholarly [...] and a periodical named after Hugh Fraser began publication in February 1830”.¹

The magazine’s main emphasis, so the Wellesley Index describes, lay on “politics, religion, and social conditions, in contrast to journals like the *Cornhill* or *Temple Bar* [for the early years, “Blackwood’s” could be added here], so largely devoted to literature and literary criticism”.² This does not, however, hold true completely, since the magazine printed a large number of reviews and also literary works (for example, novels by Thackeray or Carlyle) and one of its most successful series in the early years, which was also representative of the tone of “Fraser’s Magazine” under Maginn as a whole, was “The Gallery of Illustrious Literary Characters”. The series portrayed contemporary figures in the literary field, both those whom the authors thought to be extraordinarily good, as well as those whom they disliked.³

The first issue of the magazine opened with a “Confession of Faith”,⁴ in which Maginn characterises the magazine and also indirectly states which kind of audience he is looking for: “Our political tendencies will be sufficiently apparent to the intelligent from what we have said already; – to the non-intelligent it would be useless to address ourselves”.⁵ The “confession” then goes on to address several topics, such as religion, foreign policy, domestic policy and other current fields of interest, but always stays quite abstract. Thus, from the very first issue Maginn not only voices his opinion straightforwardly but demands readers to think for themselves. What made “Fraser’s” stand out was on the one hand the indeed fearless way in which it dealt with current issues and the people involved, and on the other hand the competence expected from the readers. The articles, which were mostly essays, were seldom shorter than fifteen pages, frequently twenty-five to thirty pages, and thus required readers to be fully literate,⁶ intelligent, informed on current topics and able to reflect on them in order to handle the frequent sarcasm with which the topics were treated.

This targeting of the magazine at an educated, conservative, intellectual middle and upper class is further emphasised by the fact that, unlike many other magazines, “Fraser’s” did not include illustrations but focussed solely on text,

¹ W. E. Houghton (ed.), *The Wellesley Index to Victorian Periodicals 1824–1900*, Vol. 2, Toronto 1972, p. 304.

² Ibid.

³ The most well-known of these is probably the article and accompanying caricature of Harriet Martineau, who is depicted as a witch-like character sitting in front of a fireplace surrounded by cats with a mad look on her face. Other women, such as Letitia Elizabeth Landon, are depicted in more ‘flattering’ terms, which means that they are described and painted in accordance with the gender-norms of their time.

⁴ Our Confession of Faith, in: *Fraser’s Magazine*, February 1830, p. 4.

⁵ Ibid.

⁶ In contrast to that, many popular periodicals were – as has often been suggested – especially designed to appeal to both advanced readers as well as to those who had some trouble reading longer texts, thus often producing short, anecdotal articles.

with the aforementioned “Gallery of Illustrious Literary Characters” with its satirical portraits being the rare exception. The target audience was also reflected in the price of the magazine, which, at 2s6d per monthly issue, ranked among the more expensive periodicals. Due to these characteristics, the magazine was, according to Miriam Thrall,⁷ one of the most “powerful weapons of personal and political warfare that the press has devised”.⁸

Since “Fraser’s” was not afraid to publish frank comments on political and literary activities, many of the frequent contributors joined “Fraser’s” not primarily out of economic necessity but out of curiosity and fascination.⁹ This holds true for Thomas Carlyle, whose influence on and reception in the magazine will be examined in the following.

Thomas Carlyle’s Relationship to “Fraser’s Magazine”

Carlyle was intrigued by the magazine from the beginning and wrote to his brother in September 1830: “Fraser’s Magazine” is “a strange magazine, all full of Maginnism, yet with many good things. [...] [T]ell me if you can who manages it, who writes in it; how it works and has its being”.¹⁰ Having acquired information about the magazine’s representatives, he submitted a few essays and soon became a regular contributor to “Fraser’s”. However, it is not easy to determine exactly how many articles can be attributed to Carlyle, since not all of his work appeared under his name in the pages of the magazine. Due to the lack of secondary material, there is still no comprehensive list of articles by Carlyle in “Fraser’s”.¹¹ Thus, one can only rely on the few articles signed by Carlyle, those iden-

⁷ Miriam Thrall’s 1934 study remains the only monograph on “Fraser’s Magazine” and provides, although sometimes a bit tainted by an admiration for Maginn and the group surrounding him, much information on the contributors, topics dealt with and the socio-cultural context of the 1830s and 1840s. Further valuable work was conducted by Patrick Leary. However, most of the work up to now has focussed on the important early decades of the magazine or, if exceeding that period, on specific figures involved, such as the contributions of Disraeli or Thackeray. Hence, a more general account for the later years of the magazine is still missing.

⁸ M. M. H. Thrall, *Rebellious Fraser’s: Nol Yorke’s Magazine in the Days of Maginn, Thackeray, and Carlyle*, New York 1934, p. 13.

⁹ Thomas Carlyle and William Thackeray are only the most prominent examples of this. For a more detailed account of early-year contributors, see Thrall, *Rebellious Fraser’s* (footnote 8).

¹⁰ Qtd. in P. Leary, *Fraser’s Magazine and the Literary Life, 1830–1847*, in: *Victorian Periodicals Review* 27, Issue 2, 1994, pp. 105–126, here p. 105.

¹¹ An attempt has been made in the article “A Phase of Carlyle’s relation to *Fraser’s Magazine*”, again by Miriam Thrall, to link some anonymous articles to Carlyle and to exclude others; however, Thrall mainly relies on what Shine calls “internal evidence”, H. Shine, *Articles in Fraser’s Magazine Attributed to Carlyle*, in: *Modern Language Notes* 51, Issue 3, 1936, pp. 142–145, here p. 145, which passages like the following illustrate: “[The articles] either acknowledge the overlordship of Schelling and Schlegel too servilely to have come from the pen of Carlyle, or they contain too great an admixture of Coleridge’s doctrines”, Thrall, *Rebellious Fraser’s* (footnote 8), p. 922. Thus, Thrall tries to find evidence for

tified in the Wellesley Index and those mentioned in letters between Carlyle, Fraser and others in which he discusses his work for the magazine.

Judging by those articles which *can* be attributed to Carlyle, he mostly wrote reviews, essays and only occasionally fiction for the magazine. He “published essays on Goethe, Schiller, ‘Boswell’s *Life of Johnson*,’ ‘Biography,’ ‘Thoughts on History,’ and in narrative ‘The Diamond Necklace’ and ‘Count Cagliostro,’ as well as *Sartor [Resartus]*”.¹² “*Sartor Resartus*”, published in instalments from 1833 to 1834, was the only major literary work of Carlyle’s which appeared in “Fraser’s” and was the work which put Carlyle’s relation to the magazine to the test. The work was received quite negatively by the audience and, having initially thought about a book release, “Fraser’s” decided not to publish it as a monograph since readers had already threatened to cancel their subscriptions if similar works were to appear again.¹³

However, the connection between the writer and the periodical remained and the belief placed in the aspiring author Carlyle offered him security. As John Morrow, in his biography of Carlyle, points out:

“his association with *Fraser’s* was very valuable financially and artistically. It gave him opportunities to experiment with unconventional literary styles and also provided an outlet through which he could participate in a literary sub culture that challenged the tradition of ‘gentlemanly authors’ from whom he wished to distinguish himself. The tone of *Fraser’s* was both highly intellectual and outrageously (sometimes brutally) humorous, with ‘Literary dandies’, fashionable novelists such as Bulwer Lytton, as favourite targets.”¹⁴

Indeed, the magazine offered Carlyle not only artistic but also financial freedom. Carlyle was, after a short time, paid more than all other contributors. Generally authors were paid per sheet, which consisted of sixteen pages. For his early contributions Carlyle received £15 per sheet, after 1835 even £20.¹⁵ In comparison, Thackeray received £10 per sheet, Carlyle’s brother John only £7. Thus, Carlyle had made himself the best paid contributor to the magazine in only a few years.¹⁶

But the relationship between Carlyle and “Fraser’s” was maintained not only out of necessity. As Carlyle put it in a letter to Mills, “Fraser’s”, in the early years of his career, was his “*best speaking mechanism*”.¹⁷ And in a letter to Fraser he writes

Carlyle’s authorship from the articles’ style and from their topics. In some cases, this comes close to mere conjecture when Thrall, for example, believes to be able to identify authors imitating Carlyle and drawing on his topics.

¹² Houghton, *The Wellesley Index* (footnote 1), p. 309.

¹³ *Ibid.*, p. 71.

¹⁴ J. Morrow, *Thomas Carlyle*, London 2006, p. 42.

¹⁵ Leary, *Fraser’s Magazine* (footnote 10), p. 109.

¹⁶ He exerted this increased influence also in regard to his articles. For example, he refused the “compromising drudgery of reviewing” after a while and mostly submitted essays. Also, he began to fight for an “effective regime of copyright protection”, Morrow, *Thomas Carlyle* (footnote 14), p. 42, which would make him more independent from publishers.

¹⁷ Carlyle qtd. in Morrow, *Thomas Carlyle* (footnote 14), p. 108.

that he was fond of “much of its [the magazine’s] spirit” and therefore “should decidedly *wish* to do business”.¹⁸ What Carlyle possibly meant by the “spirit” of the magazine was its opinion regarding political and social questions. In this respect, parallels between the magazine and Carlyle are obvious, as Morrow points out:

“The issue that particularly concerned Carlyle at this time was widespread underemployment throughout Great Britain and a perception that significant sections of the lower classes were becoming pauperised. Articles on these and related themes had been a regular feature of *Fraser’s Magazine* since its establishment in 1830.”¹⁹

The political focus of Carlyle and “Fraser’s” being compatible might have been a reason for Carlyle “decidedly”²⁰ wanting to publish in “Fraser’s”. On the other hand, Carlyle left a cultural imprint on the magazine himself. For example, he was the one to introduce German literature and the ideas of German transcendentalism to the magazine through his translations, which frequently reappeared as a recurring theme in the periodical,²¹ and those who put forward anti-utilitarian views in its pages frequently quoted him in support.

In connection to literary works, however, Carlyle did not play a major role in the magazine, as the reception of several published pieces was never overwhelming and the aforementioned negative reaction of readers to Carlyle’s “Sator Resartus” strained the relationship between writer and magazine for a while.²² And even in the years after his active involvement, the magazine only seldom refers to him as a literary writer and if so, he is mostly criticised for his complicated literary style, which made his works inaccessible to many readers. In relation to politics and history as well as moral and social questions, however, Carlyle, until the suspension of the magazine in 1882, remained a fixed reference point for the contributors of the magazine, as I will show in the following in relation to his lectures on heroism.

“On Heroes, Hero-Worship and the Heroic in History” – Thomas Carlyle’s Concept of Heroism

Carlyle’s theory of heroism was originally set out in a series of lectures, delivered in London in May 1840. In these lectures he outlines a general concept of heroism and hero-worship and develops six categories for ‘his’ heroes, then devoting a lecture to each ‘type’: the types he identifies are hero as divinity, as priest, as poet, as man of letters – an interesting category since he identifies the contemporary

¹⁸ Ibid., p. 42.

¹⁹ Ibid., p. 75.

²⁰ Ibid., p. 42.

²¹ Cf. J. A. Froude, *Froude’s Life of Carlyle*, London 1979, p. 275.

²² In fact, Carlyle had only published “Sator Resartus” in instalments in “Fraser’s” because he had been unable to find a publisher to publish it as a book.

print market as a new form of religion with “the writers of Newspapers, Pamphlets, Poems, Books” at its core²³ –, and lastly, hero as king. To summarise his notion of the heroic, one could say that a hero, as Carlyle illustrates with examples such as Mohammed, Shakespeare, Samuel Johnson, Cromwell or Napoleon, is someone with special insight into the world, a man who can see the reality behind idolatry and superficiality and – this is one of the most important points – has a direct connection to the divine presence of God. He – women are not mentioned in Carlyle’s lectures – has a genuine sincerity and truthfulness and tries to convey his insight into the world to others, tries to make them see what he sees and thus has the ability to change and shape the world. The hero’s life is often marked by endurance; the true hero, however, proves his sincerity and genuine earnestness by devoting his life fully to his cause. The lectures were very popular at the time; a printed version – which was published by James Fraser – came out in 1841 and was successful with both intellectuals as well as the general reading public.²⁴

This concept of heroism soon found its way into “Fraser’s” as well, and in the following I am going to use examples of the perpetual invocation of Carlyle’s ideals after his time as a contributor to the journal to illustrate the magazine’s inability to adapt to contemporary opinions and developments. Unable to keep up with the changing ideas of contemporary society as well as the changing demands of contemporary audiences, “Fraser’s” was finally discontinued in 1882. After all, British society did not only see technological advances in the second half of the 19th century but great social movements as well: people became increasingly prone to ideas of democracy and the individual grew in importance over the collective. This can also be seen in the contemporary discourse on heroes and heroism. While Carlyle and writers like Kingsley or the American thinker Emerson had propagated a collective search for a leader and a government of the elite, movements like positivism and not least the theory of evolution turned the idea of a *chosen* divine leadership into a mere thought experiment. These changes in thinking affected the general conception of heroism as well, leading to the idea that almost anybody can become a hero – although the field of action and range of influence might vary – through perseverance and dedication to individual self-improvement. By failing to acknowledge these societal developments, “Fraser’s” lost touch with the world around it and finally its readers as well.

In the following, I am going to analyse articles in “Fraser’s Magazine” from the 1850s, 60s and 70s, referring to Carlyle’s concept of heroism, thereby show-

²³ T. Carlyle, *On Heroes, Hero-Worship, and the Heroic in History. Six Lectures: Reported With Emendations and Additions*, London 1841 (Repr. Ann Arbor, MI 2006), p. 146.

²⁴ In the second half of the 19th century, many critics called the work Carlyle’s “best known” one, partly for the reason that it was the “most readable” as well, D. Hodge, *Carlyle, the Man and Teacher*, Edinburgh 1875, p. 17. Similar views can be found in J. P. Boyd, *Carlyle: His Writings and Characteristics*, London 1850; E. P. Hood, *Thomas Carlyle, Philosophic Thinker, Theologian, Historian, and Poet*, London 1875.

ing how the magazine clung to the mystic notion of its early-day “faith” and how traditional, conservative ideas and semantics prevailed throughout these decades of change.

The Ideal Historian – the Reception of Thomas Carlyle in “Fraser’s” in the Second Half of the 19th Century

After his phase as an active writer for “Fraser’s”, Carlyle is mainly mentioned as a historian and moral guide in the magazine. Subsequently, a considerable number of references to his vision of heroic men also surfaced in contributions dealing with history and history writing. In many of these articles, the current state of history writing is discussed and a new ‘class’ of heroes in Carlyle’s fashion is designed: the hero as historian. What unites all articles that reflect upon this ‘hero as historian’ is a general feeling of loss or inadequacy. All contributors convey a notion that history writing as conducted in England by the majority of historians is insufficient and done without proper competence. The tasks of the historian, as for example the author of a review on a history book by Arthur Helps in 1855 writes, have radically changed from “the easy-going days of Robertson and Hume”.²⁵ The author goes on to contrast ‘classical’ to ‘modern’ history and remarks:

“the modern public requires, and the modern historian is expected to supply, much that formerly was either not desired, or considered to belong to other departments of inquiry. The classical historians of antiquity were once regarded as the be-all and the end-all of narrative. [...] But at the present day the historian is expected to embody all these functions; [...] Instead therefore of moving on one main trunk line of conspicuous and stirring events, the writer of history is occupied, and sometimes even bewildered, by the collateral topics pressing on his notice, and discovers that even the most concise account of any great period or crisis assumes inevitably an encyclopaedic form and compass.”²⁶

The perceived fragmentation and increased complexity of modern life also affected history writing, as the contributor points out.

To be an expert in all of the above-named topics and still produce a text which is legible and relevant seems almost impossible, and therefore it is not surprising that the historians of the day appeared inadequate to the contributors for different reasons. On the one hand, they could be criticised for not adhering to all the requirements, not being able to touch upon all subjects, not being an expert on all facets of life at the particular point in history. On the other hand, the historians also had to face the opposite accusation; as the quotation above already hints at, a history text which tries to incorporate each and every detail of a period will most certainly be an illegible piece of writing which runs the risk of omitting or not sufficiently stressing the relevant things while giving details for areas which do not

²⁵ Helps’s Spanish Conquest in America, in: Fraser’s Magazine, September 1855, p. 243.

²⁶ Ibid.

necessarily contribute to an understanding of the given time.²⁷ Nevertheless, it is still important to note that a lack of sufficiency was attested in relation to the history writing of the day, whether the criticism complained of a lack of complexity or insufficient simplicity and skilful writing. Regardless of which side one chooses, there was a feeling that history writing as conducted around the mid-19th century did not contribute to a ‘true’ understanding of history.

The discontent with modern history writing is a consistent theme in “Fraser’s Magazine” throughout the 1850s, 60s and 70s, and the demand which unites the contributors, articles and centuries is a seemingly simple one: truth.²⁸ The emphasis on the truthfulness of the ‘perfect’ historian’s account reoccurs in all articles dealing with contemporary history writing and is turned into *the* key characteristic. Nevertheless, it is never specified what the standard for the truthfulness of a historical account is and how a ‘true’ historian might be recognised. The term is simply used as an abstract concept which distinguishes the ‘good’ from the ‘bad’. However, the contributors are all in agreement that it is this truthfulness that constitutes the ideal historian and that it is this quality which accounts for their writing showing the ‘real past’. Thus, a review of Forster’s work on Charles I praises him as a good example for portraying the “real character [...] of our history and [...] the nature of the men” and thus finds the book to be “solid and trustworthy”.²⁹ In another essay, Shirley contrasts an incompetent and a good historian and states:

“[A good historian] is an infinitely truer student of life, an infinitely more reliable observer of the past. [...] the one paints with inimitable grace the face; the other, though in a somewhat rough way, dissects the heart. The one is superficially accurate and picturesque, the other is true to the core. The one stops outside, and, microscope in hand, examines with immense attention the coat: the other pierces into the life.”³⁰

The abstract concept of truth accordingly seems to lie beneath the surface. While the mediocre historian will only look at the “outside”, the ideal historian will “pierce into” life. While the one account is “accurate”, yet only “superficially”, the other one is “true to the core” and “dissects the heart”.³¹ It seems to be not only a

²⁷ Though of course the assessment of what is ‘really’ relevant in a history book was a fact neither then nor today, and thus there can be no right or wrong in answering this question.

²⁸ Of course, there are also reviews of history books to be found which show contemporary historical works in a favourable light, but nevertheless they always include points of criticism, and whenever history writing is discussed in general, on a theoretical level, discontent is the driving force. The only exceptions are reviews of history books written by James Froude and Arthur Helps, both of whom were writing for “Fraser’s”, Froude even being its editor between 1860 and 1874. Notably, however, their books are not dealt with theoretically and are not used as an example for a general standard or to design an ideal.

²⁹ Mayflowerings, in: Fraser’s Magazine, November 1864, p. 549.

³⁰ Shirley, The Sphinx. A Discourse on the Importance of History, in: Fraser’s Magazine, July 1861, pp. 68–69.

³¹ Ibid.

question of getting the facts straight, since the works being criticised are “accurate” yet not considered of high quality, but a question of depth and intensity. The ‘true’ historian does not look at history as a dead past, but as alive, and apparently is even able to enter it, “pierce into the life”.³² Therefore, there seems to be a distinction between a dead, factual past and a description which reinvigorates the past, recreates its life and thus is considered more true and real. He is, as Shirley points out, “the historian who rehabilitates in flesh and blood the dry bones³³ of the past”.³⁴ The difference between ‘good’ historians and those criticised therefore apparently lies in the way they relate to the past, or even in their relationship to the past. Thus, the ideal historian seems to stand in direct contact with the time he describes and therefore is able to paint a picture of ‘how it really was’.

Here the connection to Carlyle and his views on heroism can be found, as the ability of seeing, knowing and conveying the truth to others was one of the key characteristics of a Carlylean hero.³⁵ This central argument of Carlyle as well as the attributes of ‘his’ heroes are taken up and used by the contributors to describe their ideal historian: The model historian is “truthful”,³⁶ he³⁷ possesses “marvellous insight”,³⁸ is “a seer”,³⁹ in short a “genius”.⁴⁰ Carlyle believes that “great men”,⁴¹ “earnest, truthful kind of men”,⁴² “want to *know*; to get into the truth of anything”.⁴³ Only the hero, Carlyle believes, can perceive the “genuine essence of truth”⁴⁴ and with this knowledge guide people towards “truth and reality”.⁴⁵ Thus, not only are the keywords for the description of the hero reused for the description of the ideal historian in “Fraser’s Magazine” but the correlation of their function also becomes obvious: While the Carlylean hero acts as a “bringer back of men to reality”⁴⁶ for the present time, the historian performs the same function for the past. He thus is a ‘bringer back of reality to men’. By truthfully reinvigorating the reality of the past, the ideal historian is thus turned into a hero of the past.

The question remains as to how the abstract, mythical portion of the demanded truthfulness is to be achieved. In explaining this, the articles employ

³² Ibid.

³³ The reinvigoration of dry bones is a phrase which is taken up in several of the articles dealing with history writing.

³⁴ Shirley, *The Sphynx* (footnote 30), p. 68.

³⁵ Carlyle, *On Heroes* (footnote 23), p. 104.

³⁶ G. H. Lewes, *Carlyle’s Frederick the Great*, in: *Fraser’s Magazine*, December 1858, p. 631.

³⁷ In the following, I will only refer to the historian as a “he” since no article mentions a female history writer or regards even the possibility of there being one.

³⁸ H., *Thoughts on Modern English Literature*, in: *Fraser’s Magazine*, July 1858, p. 97.

³⁹ Shirley, *The Sphynx* (footnote 30), p. 67.

⁴⁰ Lewes, *Carlyle’s Frederick the Great* (footnote 36), p. 631.

⁴¹ Carlyle, *On Heroes* (footnote 23), p. 175.

⁴² Ibid., p. 43.

⁴³ Ibid., p. 52.

⁴⁴ Ibid., p. 56.

⁴⁵ Ibid., p. 111.

⁴⁶ Ibid., p. 119.

Carlyle's rhetoric. Thus, the semantic field of seeing, which recurs in all of Carlyle's lectures on heroism, is projected as an omnipresent basic characteristic of his hero. A 'great man' necessarily has to perceive the world differently from 'ordinary' men; he needs a different vision, needs to be a "seer".⁴⁷ So does Carlyle describe the hero in his second lecture as someone who "*looks* through the shews of things into things",⁴⁸ who has an "*eye* that flashes direct into the heart of things, and *sees* the truth of them".⁴⁹ He describes Shakespeare as possessing the "*seeing eye*"⁵⁰ and the heroic priest as having "an *eye* for [...] the *unseen* Heaven".⁵¹ The sceptics of the 18th century, whom he considers a hindrance to the emergence of heroes, are called "*eyeless*",⁵² the Marquis Mirabeau on the other hand a man "of true *insight*, superiority of *vision*".⁵³

The same use of words can then be found in the articles in "Fraser's Magazine" dealing with the question of history writing. The words used by Carlyle to describe his heroes are in this context attributed to the ideal historian the authors describe or imagine. Thus, this 'good' historian has "marvellous *insight* [...] into the secret chambers of the human heart".⁵⁴ The ideal historian is described as "a *seer*",⁵⁵ who "pierces into the life, noting the coat also as it passes and finding something even there which had somehow eluded the *eye* of the other".⁵⁶ The historian is a "good man and true, prophet and poet, with *far-seeing eye*, with heart alive to all noblest resonances, and with lips touched with most authentic fire".⁵⁷ Another contributor describes the ideal historian as "*look[ing]* about him with *eyes* absolutely clear and honest"⁵⁸ and being "enabled [...] to *see* the past, [...] to behold the actors as they lived and suffered, to make all the crowded scene *visible* to every spectator".⁵⁹ These words are used and reused in all articles dealing with the state of history writing, and by echoing Carlyle's wording the articles already place the ideal historian in the realm of the Carlylean hero.

To Carlyle's semantic of seeing the articles add the Promethean feature of light. One article distinguishes the incompetent historians from those who "throw more *light* on the real character" of history.⁶⁰ It is stated that the ideal historians

⁴⁷ Ibid., p. 104.

⁴⁸ Ibid., p. 49, emphasis mine.

⁴⁹ Ibid., p. 61, emphasis mine.

⁵⁰ Ibid., p. 94, emphasis mine.

⁵¹ Ibid., p. 103, emphasis mine.

⁵² Ibid., p. 155, emphasis mine.

⁵³ Ibid., p. 171, emphasis mine.

⁵⁴ H., Thoughts on Modern English Literature (footnote 38), p. 103, emphasis mine.

⁵⁵ Shirley, The Sphynx (footnote 30), p. 67, emphasis mine.

⁵⁶ Ibid., p. 69, emphasis mine.

⁵⁷ Helps's Spanish Conquest in America (footnote 25), p. 243, emphasis mine.

⁵⁸ A. Lang, Carlyle's Reminiscences, in: Fraser's Magazine, April 1881, p. 520, emphasis mine.

⁵⁹ Ibid., p. 526, emphasis mine.

⁶⁰ Mayflowerings (footnote 29), p. 540, emphasis mine.

“emit the flashes of light which reveal the heart” of history⁶¹ or “put [a historical] fact in a striking light”.⁶² The phrase of throwing or shedding light upon something is repeated numerous times in relation to history writers and sometimes even occurs several times in one article.⁶³ Thus, the historian is established as a bringer of light, a promoter of knowledge who makes things visible to others, which then ties in with the historian’s function as a ‘seer’.

Hence, the ideal historian as developed in “Fraser’s Magazine” is built along the lines of Carlyle’s concept of heroism. Both possess an eye superior to that of other men, both see more or differently, and additionally, both have an educative, reformatory function. They do not want to keep their superiority for themselves but want to share it with others. The historian’s sincere mission is thus to bring the figurative light of knowledge to others, to teach them the truth only he can see and thereby enlarge the public’s field of vision and show it the reality of the past.

However, the analogy does not stop at this point. In addition to the functions stated above, both the Carlylean hero and the ideal historian are said to perform the role of a moral leader. Carlyle, for example, describes his hero as possessing “true morality”,⁶⁴ as being “morally great, above all”.⁶⁵ This, for him, is also linked to the intellectual and spiritual insight of the hero, since “without morality, intellect were impossible”⁶⁶ and “a thoroughly immoral man could not know anything at all”.⁶⁷ Also, there is “much *morality* [...] in the kind of insight”⁶⁸ the hero possesses. Therefore, both the rational and the spiritual characteristics which distinguish the hero from others and elevate him morally are united in the ideal historian in “Fraser’s Magazine”. So does Shirley relate that “a sound analytic faculty implies not only an imaginative, but a moral guidance”.⁶⁹ Another author cites “moral excellence”⁷⁰ as a characteristic of the hero-historian, and yet another calls him the “advocate of a great moral revolution”.⁷¹ Shirley even goes as far as to state that “no historian, therefore, can be really great who is not at once a poet and a moralist”.⁷² This quote then not only affirms the historian’s role as a moral guide but leads us to a further analogy between hero and historian – the poetic quality.

⁶¹ Shirley, *The Sphynx* (footnote 30), p. 76.

⁶² *Mayflowerings* (footnote 29), p. 542.

⁶³ To give only a few examples: Lewes, *Carlyle’s Frederick the Great* (footnote 36), p. 648; Mr. Carlyle, December 1865, three times; Edward Gibbon, October 1852, p. 438; *Mayflowerings* (footnote 29), p. 550.

⁶⁴ Carlyle, *On Heroes* (footnote 23), p. 51.

⁶⁵ *Ibid.*, p. 85.

⁶⁶ *Ibid.*, p. 95.

⁶⁷ *Ibid.*

⁶⁸ *Ibid.*, p. 84.

⁶⁹ Shirley, *The Sphynx* (footnote 30), p. 68.

⁷⁰ Lewes, *Carlyle’s Frederick the Great* (footnote 36), p. 542.

⁷¹ Edward Gibbon (footnote 63), p. 445.

⁷² Shirley, *The Sphynx* (footnote 30), p. 68.

Disseminating Truth – the Poetic Qualities of the ‘Hero-Historian’

Carlyle’s statement that all ‘types’ of heroes are connected through their use of writing and the poetic quality of this writing⁷³ also holds true for the ideal historian as presented in “Fraser’s”. Almost all articles stress this fact and emphasise that it distinguishes a good from a mediocre or even bad history writer. One contributor, for example, states that “[p]oetry, indeed, is not history, nor is history poetry; and yet it is eternally true that, except by a poet, no perfect history can be written”.⁷⁴ Further, the work of the perfect historian is characterised as possessing the “serious and literal fidelity of Dante”⁷⁵ and thus not only moves him into a poetic context by comparing him to the literary figure but with this comparison also places him in the realm of Carlyle’s heroes, since Dante is one of the two examples Carlyle gives for his ‘hero as poet’. Numerous times, the historian is called a poet, his writings are aligned with works of literature and his literary qualities are stressed.

Again, this attribution performs two functions. On the one hand, the qualities are described in their effect on the reader when one contributor states that “this way of writing [...] is incomparably the liveliest and most instructive method that can be followed”.⁷⁶ Thus, one aim of the poetic quality of the historian should be to convey a historical event in a fashion which is both instructive for the audience and gives the readers a lively and ‘authentic’⁷⁷ impression of the topic. On the other hand, the poetic quality, as described by the contributors, is also connected to the abstract idea of the historian having superior insight, being able to see the truth and reality of the past. The historian “who rehabilitates in flesh and blood the dry bones of the past must be not only an antiquary but a poet”,⁷⁸ and thus it is the poet in the historian who is able to connect to the reality of the past and form the mythical, spiritual bond which makes him reinvigorate it.

It is not surprising that a similar passage can be found in Carlyle’s lecture on heroism. Already in his first lecture on the Scandinavian pagans, he calls them “poetic minds”⁷⁹ and relates them to the poet’s extraordinary position in contemporary society. When praising the pagan’s ability to see through the superficialities of life, he states that “in such a time as ours it requires a [...] Poet to teach us [this]”.⁸⁰ Carlyle believes that “the ancient earnest soul”⁸¹ does still live inside

⁷³ Cf. Carlyle, *On Heroes* (footnote 23), p. 143.

⁷⁴ H., *Thoughts on Modern English Literature* (footnote 38), p. 103.

⁷⁵ Lewes, *Carlyle’s Frederick the Great* (footnote 36), p. 539.

⁷⁶ *Mayflowerings* (footnote 29), p. 540.

⁷⁷ I use the word authentic in this context in an equally abstract way as the authors in “Fraser’s Magazine”, thereby referring to what they consider to make the historian’s work convey ‘reality’ and ‘truth’.

⁷⁸ Shirley, *The Sphinx* (footnote 30), p. 68.

⁷⁹ Carlyle, *On Heroes* (footnote 23), p. 5.

⁸⁰ *Ibid.*, p. 8.

some men and that “we still honour such a man; call him Poet, Genius and so forth”.⁸² It is thus the poetic quality in the contemporary hero which makes him see the world as it is. Consequently, every hero is necessarily a poet. By attesting the ideal historian’s poetic qualities and relating them to his mythical connection to the past, he is even more strongly related to the Carlylean hero. Thus, the hero-historian can be seen as one of the “ancient earnest soul[s]”,⁸³ thereby strengthening his connection to the past and further elevating him.

However, the historian in “Fraser’s Magazine” is not described as a ‘mere’ poet but even granted the position of a genius. It is pointed out that “it is only Genius that will undergo this labour [of writing a good history book], because it is only Genius that can feel this need”;⁸⁴ furthermore, “nothing but native genius could have enabled him [the true historian] to see the past as he did”.⁸⁵ Shirley states that “it requires a man of original and independent genius – a man who, by an imaginative logic, can put together the shattered fragments and the scattered *debris* [of history] – to prevent the restoration from becoming a monument of incongruities”.⁸⁶ Thus, the genius-idea is used as a further attempt to explain the abstract concept of the connection between historian and past. However, it also individualises the historian and elevates him further, since only a historian with “imagination of such extraordinary power [...] is endowed with such a marvellous faculty for making dry bones live”.⁸⁷ Accordingly, one article points out that the work of the historian – in this particular case the author is referring to Carlyle and Michelet – in its complexity cannot be conducted by anyone: “It is true that Carlyle in England, and Michelet occasionally in France, have adopted a manner very different from their predecessors; but Carlyle is a man *sui generis*, and therefore a most unsafe model for any one to follow.”⁸⁸ Thus, it is the genius historian who is able to produce a ‘real’ work on history, be it due to the workload (see quote above) or due to his *sui generis* qualities, and it is only a genius who can follow in his steps. The ‘normal’ man remains a recipient and is dependent on the genius historian if he wants to enter the realm of ‘real’ history.

Needless to say, Carlyle touches upon the concept of the genius as well in his lectures on heroism. Thus, he refers to the genius of his protagonists at various points in the lectures, speaks of their “poetic genius” or the “light of genius”, and further points out that contemporary society does not have a fixed term anymore for what he calls a hero when he says “for what we call ‘originality,’ ‘sincerity,’

⁸¹ Ibid.

⁸² Ibid., p. 19.

⁸³ Ibid., p. 8.

⁸⁴ Lewes, Carlyle’s Frederick the Great (footnote 36), p. 631.

⁸⁵ Lang, Carlyle’s Reminiscences (footnote 58), p. 526.

⁸⁶ Shirley, The Sphinx (footnote 30), p. 68.

⁸⁷ Mayflowerings (footnote 29), p. 540.

⁸⁸ Palgrave’s History of Normandy and of England, in: Fraser’s Magazine, July 1851, p. 2.

‘genius,’ the heroic quality we have no good name for”.⁸⁹ Thereby, he makes it clear that ‘genius’ is a, yet in his opinion insufficient, synonym for what he identifies as a hero, “a man of ‘genius’ as we call it”. By making his genius a key characteristic of the historian, he is therefore once more turned into a modern Carlylean hero.⁹⁰

It has thus become clear that the idea of the ideal historian as developed in “Fraser’s Magazine” is constructed in accordance with Thomas Carlyle’s concept of the hero. The contributors achieve this by giving the historian similar qualities as Carlyle’s heroes: he can see more clearly than other men, has insight denied to others and thus is able to perceive and understand the ‘truth’ and ‘reality’. These qualities of the hero are then shifted backwards in time so that the historian is, in contrast to Carlyle’s heroes, not a “seer” through the “shews”⁹¹ of contemporary life, but a seer of the past. His special, mythical, almost spiritual connection is one to the past. Both hero and historian have a didactic, reformatory function and see it as their task to bring their knowledge to others, share their vision with those who do not possess the genius to see it themselves. Their poetic quality enables them both to access the ‘reality’ and to convey their insight to others. Thus, the historian, who has to be seer, genius, poet and moral guide at once, can be considered a modern Carlylean hero whose reference point of insight has been shifted to the past.⁹²

Since the authors of “Fraser’s Magazine” construct their ideal historian as a Carlylean hero, one might wonder how Carlyle himself surfaces in these articles. Although the analogies between the historian and Carlyle’s hero concept are so striking, none of the articles draws a direct connection to Carlyle’s views on heroism. However, all the articles cited above, and many others on the topic of history writing, do not only fashion their ideal historian as a hero, but also give him a name: Thomas Carlyle. They thus establish the connection to Carlyle’s works and views by making him the prime example and representative of an ideal historian. By bringing up Carlyle again and again as *the* ideal historian and describing him with the categories of his own work, they indirectly evoke his lectures on heroism. They thus reaffirm Carlyle’s views in connection to contemporary history writing twice, first by designing the ideal historian as the Carlylean hero, and second by turning Carlyle himself into a hero of his own kind.

Furthermore, this offers a glimpse at what the contributors would expect their audience to know. It can be presumed that the audience was expected to understand the reference to Carlyle’s “On Heroes, Hero-Worship and the Heroic in His-

⁸⁹ Carlyle, On Heroes (footnote 23), p. 139.

⁹⁰ ‘Modern’ in that the hero historian is positioned in and influenced by modern society, which also explains him being considered a genius so often.

⁹¹ Carlyle, On Heroes (footnote 23), p. 104.

⁹² Carlyle himself also described his heroes as being able to connect past and present, cf. Carlyle, On Heroes (footnote 23), p. 143.

tory”, thereby emphasising its cultural significance strongly.⁹³ The demand for the hero-historian can thus be seen as a revolt against the new, secular, science-oriented, and increasingly democratised way of conducting affairs which developed in the second half of the 19th century. Though the Chartists’ efforts in the 1840s did not result in an effective change, the idea of granting political rights to members of all classes of society continued to circulate in public discussion and led to a Parliament reform in 1867. The Second Reform Act extended the right to vote to all householders as well as lodgers who paid rent of £10 a year or more. Although this change would only have affected middle-class men, it led to a change in public perception and continuing political demands of the working classes. After almost two more decades, in 1884, the Third Reform Act finally granted universal franchise – to men. It is this climate of political change and the loudening voice of the middle and working classes that the articles discussed above fall into. Apart from this opposition, the articles can also be read as an attempt to fight the lack of orientation after Darwin – by placing modern society in a longer historical narrative. After the realisation that “nature propagates species and is careless about individuals”,⁹⁴ the disorientation led in some parts of society to a growing demand for a guiding figure, an individual, a hero who would unite the divided society and show the confused and disoriented people what *truth*, what *reality* really is.

Though some authors comment upon the difficulty to adapt Carlyle’s views to modern times and, for example, acknowledge the threat that a charismatic, powerful leading figure in politics can be to a society,⁹⁵ this is always elegantly counterbalanced. For example, the religious focus of Carlyle’s concept is clearly seen as not adaptable to the second half of the 19th century, but this fact is then presented as the natural continuation of Carlyle’s lectures. While the heroes, at least in his lectures, start out as god-like and ‘end’ as secular kings, the non-religious hero in an increasingly secular society is seen as a logical continuation of this development. And although the criticism, quietly voiced as it may have been, reflects the general developments in Victorian society (which leave Carlyle a mere theorist), solidarity from the contributors’ side towards Carlyle can always be perceived. Thus, every argument against him is counterbalanced by praise of other qualities of his work. Carlyle is, through the decades, used as a reference point for authors looking for support in social and political matters.

⁹³ Interestingly, the commercial aspect of history writing is not dealt with in any of the articles. Though Carlyle himself points to this issue when speaking about the Man of Letters as a hero, the contributors to “Fraser’s” do not reflect upon the mechanisms of the print market, in which both the authors of history books as well as the periodical writers themselves are involved.

⁹⁴ O. Chadwick, *The Secularization of the European Mind in the Nineteenth Century*, Cambridge 1975, p. 253.

⁹⁵ Thus, for example, the contributor J. V. states that many “great men [set] to work as agitators and revolutionists to sow discontent and add to the difficulties of those who are responsible of maintaining public order”, J. V., *Is Monarchy an Anachronism?*, in: *Fraser’s Magazine*, October 1875, p. 413.

To summarise, the treatment of Carlyle in “Fraser’s Magazine” falls short of the developments in British society. This can, on the one hand, be related back to Carlyle’s own involvement in the early phase of the magazine. Since he himself partially shaped the profile of the magazine and his own political and social values were so much in accordance with those which the magazine propagated, a criticism of Carlyle could have been considered a criticism of the magazine at the same time. Though the contributors did not fully support Carlyle’s theories in the end and did not feel that heroes were *per se* still necessary in the modern world, they still held on to their ‘personal hero’ Carlyle. Similarly, the magazine in general had lost touch with the demands of the readers: having started out in the 1830s as a periodical which was designed *against* other competitors on the market, this ‘being other than’-mentality was at the heart of the magazine’s self-conception in the first, successful decades and seemed to have remained the focal point of reference in the time after the charismatic leaders had died. The periodical held on to this myth of the early years, neglecting the changing demands of the contemporary print market.

The articles discussed above serve as examples of this: By maintaining the format of long, political, conservative, and essentially elitist essays, the magazine set itself against contemporary society and tried to evoke a worldview which no longer correlated with the public perception of the world. The class for which the traditional content might still have been relevant, upper-class intellectual conservatives, may still have been at the fore in Parliament but had had to accept that they could not act as a leading caste which the rest of the country would follow. The middle classes were growing in importance, not only politically through the reforms mentioned above but especially by virtue of their increasing power on the consumer market. And a periodical like “Fraser’s” and the concept of heroism it presented was, judging by the circulation numbers, not what the average consumer was looking for.

The publication’s high point in circulation had been 8,000 copies in the 1840s, a success at the time but a number that could not stand up to those of popular magazines, which often had a circulation of between 100,000 and 500,000 copies. “Fraser’s” clung to the idea of elitist specialised content at a high price for an exclusive readership, while other journals provided substantiated information as well as entertainment at cheap prices and, importantly, recognised the middle classes as a target group with both monetary as well as societal and political potential. Interestingly, this more democratised and egalitarian view of society also resulted in a different representation of the heroic in other periodicals of the time (which can be called popular due to their high circulation figures). In publications such as “The Leisure Hour”, “Chambers’s Journal” or “All the Year Round”, heroism is not only something to be admired by the middle and working classes but something they can achieve themselves. Just as the middle classes in society seem to have taken up a portion of the upper classes’ dominance, the concept of the

Carlylean hero has been replaced by a more ‘common’ hero who serves as a role model and inspiration for others rather than a messiah.

“Fraser’s”, then, came to experience the main power of its audience – they stopped consuming. Thus, the magazine was down to a run of 500 copies in 1880. It had become too intellectual, theoretical and backwards-looking and, interestingly, the very last issue of the magazine programmatically contains almost only articles which trace history of some kind, be it of agricultural terms, the art of biography writing, or English philology. All of them state clearly that tradition should be favoured over the new, and the essay on English philology, which opens the last number, closes with the statement that the work of a real “man of letters” – again a term frequently employed by Carlyle as well – has its retribution beyond “mention in a price-list and market value”.⁹⁶ Thus, keeping in mind the utterance by Knowles that “an old thing cannot be revived – never has been”,⁹⁷ it is clear that both Carlyle’s theories and the magazines had fallen behind the times and that not only could Carlyle’s concept of heroism not be considered timely, but “Fraser’s” itself was not able to adapt to the environment around it anymore.

In November 1882, one month after “Fraser’s” discontinuation, “Longman’s”, the magazine’s supposed successor, was launched. However, when looking at the table of contents of the first issue, almost no resemblance to “Fraser’s” can be found. The sober design of “Fraser’s”, the focus of which had only ever been on the printed word, is replaced by floral ornaments. Instead of 20–30 page long essays and political opinion pieces, the reader is presented with three serial novels. And if one looks for Thomas Carlyle’s name – it can merely be found in advertisements under the heading “Memories, Reminiscences etc.”

⁹⁶ English: Its Ancestors Its Progeny, in: *Fraser’s Magazine*, October 1882, p. 457.

⁹⁷ Qtd. in Houghton, *The Wellesley Index* (footnote 1), p. 315.

Viele Helden für viele Leser

Das Heroische in viktorianischen Publikumszeitschriften

Barbara Korte

Einleitung: Helden und Zeitschriften in der viktorianischen Gesellschaft

Dieser Beitrag betrachtet die Darstellung und Verhandlung des Heroischen in einem Massen- und Leitmedium des 19. Jahrhunderts: Publikumszeitschriften (das heißt Veröffentlichungen für eine allgemeine Leserschaft im Gegensatz zu Fachzeitschriften) wollten die breite Öffentlichkeit erreichen, suchten die Nähe zur Lebenswirklichkeit und -praxis ihrer Leserschaften und waren sich bewusst, eine gemeinschaftsstiftende Funktion zu erfüllen. Sie durchdrangen den Alltag ihrer Leser und moderierten gesellschaftliche Diskurse, meist in einer Mischung verschiedener faktualer und fiktionaler Genres wie Essays, Biographien, Kurzgeschichten, Fortsetzungsromane und Gedichte. Publikumszeitschriften eignen sich deshalb in besonderer Weise für eine Untersuchung, wie das Thema und die Diskurse des Heroischen für Lesermassen aufbereitet wurden – und zwar zu einer Zeit, in der die Masse als soziale und politische Einheit hoch präsent und brisant war.

Meine Ausführungen konzentrieren sich auf das viktorianische Großbritannien ab 1850, das in zweifacher Hinsicht einen besonders fruchtbaren Boden für die folgenden Betrachtungen bietet:

1. Zwar expandierte der Zeitschriftenmarkt um die Mitte des 19. Jahrhunderts überall in Europa, aber Großbritannien stand an der Spitze dieser Entwicklungen. „Nineteenth-Century Britain“, so schreiben Jerry D. Vann und Rosemary VanArsdel, „was uniquely the age of the periodical“,¹ und Richard Altick konstatiert in seiner wegweisenden Studie über den „English Common Reader“:

„Great as was the increase in book production between 1800 and 1900, the expansion of the periodical industry was greater still. This was only natural, for of all forms of reading matter, periodicals – including newspapers – are best adapted for the needs of a mass audience. They can be produced and sold much more cheaply than books. They appeal to the millions of men and women who consider the reading of a whole book too formidable a task even to be attempted.“²

¹ J. D. Vann / R. T. VanArsdel (Hrsg.), *Victorian Periodicals and Victorian Society*, Toronto 1994, S. 7.

² R. D. Altick, *The English Common Reader: A Social History of the Mass Reading Public, 1800–1900*, Columbus, OH ²1998 [zuerst 1957], S. 318. Zur allgemeinen Bedeutung des Printkapitalismus für die Bildung von Gemeinschaften siehe auch B. Anderson, *Imagined*

2. Das Heroische wurde in der viktorianischen Gesellschaft nicht nur propagiert, sondern auch kritisch inspiziert, da durchaus unterschiedliche Vorstellungen über Heldentum, seine Signifikanz und Funktionen zirkulierten.

Zu diesen Vorstellungen gehörte Thomas Carlyles bedauernde und weit gehörte Feststellung, dass in einer verbürgerlichten und modernen Gesellschaft die Zeit der Heldenverehrung vorüber sei: „I am well aware that in these days Hero-worship, the thing I call Hero-worship, professes to have gone out, and finally ceased. This [...] is an age that as it were denies the existence of great men; denies the desirableness of great men.“³ Carlyles Sicht, die zuerst in seiner Vorlesungsreihe des Jahres 1840 formuliert wurde, ist postromantisch, elegisch und elitär. Sie lokalisiert Helden in Göttern und göttlich inspirierten Propheten, Poeten, Herrschern und anderen ‚großen Männern‘, die modellieren, was die breite Masse („the general mass of men“⁴) tun und erreichen kann. Diese Führergestalten können zwar der Masse entstammen, aber sie erheben sich aus ihr, weil sie einen Funken der Inspiration in sich tragen.⁵

Dies sah ein anderer Denker der Epoche anders: In „Self-Help“ (1859) propagierte Samuel Smiles, ebenfalls höchst einflussreich, dass gesellschaftlicher Erfolg jedem offen stünde, der zu Anstrengung, zum Durchhalten, zum Ertragen von Rückschlägen und Leid bereit sei,⁶ und für Smiles waren Menschen, die diese Eigenschaften beispielhaft verkörperten, Helden – egal ob sie tradierten heroischen Repertoires entstammten oder neueren Gesellschaftstypen wie den Erfindern, Wissenschaftlern und Unternehmern, die den viktorianischen Fortschritt mitbestimmten.⁷ Wo Carlyle über Helden schrieb, von denen sich die Masse *führen* lassen sollte, stellte Smiles seinen Lesern Helden vor, denen sie *nachstreben* konnten. Carlyle und Smiles waren bereits in ihrer eigenen Zeit prominente Referenzautoren für Diskussionen über das Heroische, wobei Smiles die größere Anschlussfähigkeit für eine sich demokratisierende Gesellschaft hatte.

Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism, London 1983, besonders S. 30–31 sowie S. 41–49.

³ T. Carlyle, On Heroes, Hero-Worship and the Heroic in History, London 1841 (Nachdr. London 1901), S. 12.

⁴ Ebd., S. 1.

⁵ Die Rezeption Carlyles bis in das späte 19. Jahrhundert lässt sich an den Neuauflagen von „On Heroes“ ablesen. 1880 wurde eine solche Neuauflage zum Beispiel in einer Annonce in der populären Zeitschrift „All the Year Round“ beworben, ebenso wie andere Publikationen zu Helden.

⁶ Siehe zu Smiles auch A. Jarvis, Samuel Smiles and the Construction of Victorian Values, Stroud 1997.

⁷ Gerade über diese Erfolgstypen der viktorianischen Gesellschaft verfasste Smiles auch zahlreiche Biographien, wie „Lives of the Engineers“ (1862) und „Men of Invention and Industry“ (1884). Zur Heroisierung von Erfindern siehe auch C. MacLeod, Heroes of Invention: Technology, Liberalism and British Identity, 1750–1914, Cambridge 2007, S. 1: „The inventor was an improbable hero. [...] [H]e toiled in an anonymous workshop, far from the glorious field of battle, or the terrors of the ice floes, the desert, or the jungle“.

Dass diese Demokratisierung zu Erweiterungen und Verschiebungen in der Definition des Heroischen führte, lässt sich an Publikumszeitschriften deutlich ablesen. Denn obwohl die viktorianischen Publikumszeitschriften als Massenmedium bezeichnet werden können, das alle lesekundigen Teile der Öffentlichkeit erreichte, richtete sich das Angebot einer einzelnen Zeitschrift konkret immer an ein Teilpublikum dieser Öffentlichkeit. Das Angebot der Zeitschriften war also gefächert, und so ist in ihnen nicht nur *viel* von Helden die Rede, sondern auch *vielfältig*. Zwar zeigt sich in meinen späteren Beispielen ein grundlegender ideologischer Konsens in Hinblick auf positive Heldenmodelle, die Bedeutung und den Wert des Heroischen, aber immer zugeschnitten auf ein bestimmtes Teilpublikum.

Publikumszuschnitte und -strategien der Zeitschriften

Abgesehen von der Variation zwischen Zeitschriften ist für die Aufbereitung des Heroischen in viktorianischen Publikumszeitschriften entscheidend, dass es sich hierbei meist um den Typus des Magazins und damit ein *heterogenes* Medium handelt:⁸ Jede einzelne Ausgabe einer solchen Zeitschrift setzt sich aus Beiträgen von verschiedenen Verfassern zu verschiedenen Themen und in der Regel in verschiedenen Textgattungen zusammen. Die Zeitschriften konfrontieren ihr jeweiliges Publikum also nie nur mit *einem* Heldenmodell oder -diskurs, sondern immer mit einem Geflecht heroischer Figurationen. Und sie tun dies mit einem besonders engen Publikumsbezug, der der Konkurrenz um Leser auf dem florierenden Zeitschriftenmarkt des späten 19. Jahrhunderts geschuldet ist. Für kommerziell verbreitete Zeitschriften waren Leser Kunden, um die gekämpft werden musste, und zwar mit sehr ähnlichen Mitteln wie auf dem heutigen Medienmarkt.⁹ Selbst für nichtkommerzielle (etwa von religiösen Trägern verbreitete) Publikationen stellte sich angesichts der großen Fülle erhältlicher Zeitschriften das Problem einer „Ökonomie der Aufmerksamkeit“.¹⁰

Zeitschriften griffen für das Gewinnen dieser Aufmerksamkeit auf verschiedene Strategien zurück. Die fundamentalste war der schon angesprochene Zuschnitt auf kleinere oder größere Teilpublika. Die Zeitschriften waren bestrebt, die Anschauungen und Interessen ihrer intendierten Leserschaften zu bedienen, das heißt, sie ließen sich einerseits von Leserinteressen leiten, wollten andererseits aber auch Interessen kanalisieren und die Ideale und Werte ihrer Herausgeber, Verleger und gegebenenfalls institutionellen Träger vermitteln. Für solche Zwecke konstruierten Zeitschriften ihre angenommene Leserschaft als Gemeinschaft, zu der sie – bzw.

⁸ Vgl. M. Beetham, *A Magazine of Her Own? Domesticity and Desire in the Woman's Magazine, 1800–1914*, London 1996, S. 1.

⁹ Vgl. zur Kundenbindung heute etwa D. Rogall, *Kundenbindung als strategisches Ziel des Medienmarketing*, Marburg 2000.

¹⁰ Vgl. den für den Wissenschaftsbetrieb geprägten Begriff von G. Franck, *Ökonomie der Aufmerksamkeit*. Ein Entwurf, München 1998.

ihre Herausgeber – ein freundschaftliches, geradezu vertrautes Verhältnis pflegen wollten.

Das Vorwort von Charles Dickens für die erste Ausgabe seiner populären Zeitschrift „Household Words“ betont diese Absicht ausdrücklich, und zwar für Leser „of both sexes, and of all ages and conditions“: „We aspire to live in the Household affections, and to be numbered among the Household thoughts, of our readers“.¹¹ Dickens erwartet von seiner Zeitschrift geradezu einen gemeinschaftsbildenden Effekt: „to bring the greater and the lesser in degree, together, [...] and mutually dispose them to a better acquaintance and a kinder understanding“.¹² Eine andere große Publikumszeitschrift, die „Leisure Hour“, bekundete in ihrem ersten programmatischen Vorwort ebenfalls die Absicht, ein Freund des Lesers werden zu wollen: „we are actuated by a desire, the very condition of future usefulness, to make as many friends as possible“. Auch hier wird betont, dass die Zeitschrift zum Leser nach Hause, in seine private Lebenswelt, kommen und ihn dort erbauen will mit „every virtue which ought to elevate and gladden our English home“. Wiederum wird das Bild einer intimen Nähe zwischen dem intendierten Publikum und einer Zeitschrift entworfen, die sich geehrt gibt, vom Leser in sein Wohnzimmer eingeladen zu werden: „[to] have the honour of being introduced to the amenities of his fireside; of talking to him with the easy confidence of a friend“. Dabei imaginierte die „Leisure Hour“ eine in sich diverse Leserschaft, die gleichwohl eine nationale Einheit bildete:

„We dedicate our pen to the thoughtful of every class. We aspire to catch the attention of peer and peasant, of master and man. From the highest to the lowest, there is no circle from which we desire to exclude ourselves; and none, we would fain hope, which will be disposed to exclude us. Our sympathies are universal; and though they will adapt themselves to the special circumstances of different classes, they will vibrate, we trust, with the love towards all. And why should they not? Are we not one people, one great commonwealth?“¹³

¹¹ C. Dickens, Preliminary Word, in: Household Words, 1. März 1850, S. 1. Alle Zeitschriftenartikel werden im Folgenden mit dem Datum des jeweiligen Zeitschriftenheftes und Seitenzahlen zitiert. In der Regel erschienen die Artikel ohne Autorenangaben. „Household Words“ (HW) und „All the Year Round“ (AYR) werden zitiert nach den Faksimiles in der frei zugänglichen Datenbank Dickens Journals Online, The University of Buckingham, www.djo.org.uk; die anderen Zeitschriften nach den Digitalisaten in der Datenbank Nineteenth Century UK Periodicals (für „Boy’s Own Magazine“ [BOM] und „Englishwoman’s Domestic Magazine“ [EDM]) sowie der Datenbank ProQuest (für „Leisure Hour“ [LH]).

¹² Als Dickens nach neun Jahren aufgrund von Konflikten mit seinem Verleger „Household Words“ beendete, aber mit „All the Year Round“ quasi fortsetzte, strebte er sogar noch eine Erweiterung seiner Leserschaft an, wie einer Ankündigung der neuen Zeitschrift in „Household Words“ zu entnehmen ist: „I look, and plan, for a very much wider circle of readers, and yet again for a steadily expanding circle of readers“, HW, 28. Mai 1850, S. 479.

¹³ H. D., Word with Our Readers, in: LH, 1. Januar 1852, S. 8–10, hier S. 8–9. Die Konstruktion einer Lesergemeinschaft bedeutete allerdings nicht unbedingt, dass *einzelne* Leser sich immer mit diesem Konstrukt identifizierten. Beth Rodgers konnte am Beispiel zweier

Viktorianische Publikumszeitschriften konstruierten für ihre Leserschaft(en) also einen Gestus der Nähe und sie redeten, wie sich später zeigen wird, die Leser in einzelnen Beiträgen auch explizit an.

Viele dieser Beiträge waren Teil von Serien, einem noch immer genutzten Prinzip der Rezipienten- bzw. Kundenbindung.¹⁴ Zudem betrieben die Zeitschriften Werbung und Selbstwerbung und nutzten Strategien, die man heute mit Begriffen wie ‚partizipativer Journalismus‘ fasst:¹⁵ Leser und Leserinnen wurden zur Korrespondenz mit dem Herausgeber¹⁶ und zur aktiven Mitwirkung an der Publikation aufgefordert, besonders in Form von Wettbewerben, bei denen man Essays oder Gedichte einreichen konnte und wo es hochwertige Preise zu gewinnen gab, mit denen dann wiederum geworben werden konnte. So annoncierte das erste Heft der Knabenzeitschrift „Boy’s Own Magazine“ gleich unter dem Titelblock: „Suitable Prizes, of not less value than One Hundred Guineas, annually distributed amongst the Purchasers“, und das Herausgeberwort des Heftes endet mit dem Hinweis:

„The first annual gift with the *Boys’* [sic] *Own Magazine* will be TWENTY SILVER WATCHES, of the full value of five guineas each. [...] The Publishers have also the intention, if the Magazine is well supported, of increasing the gifts by the addition of a number of Gold and Silver Penholders and Pencil Cases.“¹⁷

Als immaterielle Anerkennung wurden die Einsendungen gelistet und kommentiert, Gewinner-Essays wurden abgedruckt: entweder im „Boy’s Own Magazine“ selbst oder in einer separaten Buchausgabe. Die Leserinnen des „Englishwoman’s Domestic Magazine“ erhielten für ihre Essays Schreibtipps durch den Herausgeber, der ihnen das Begräbnis eines nationalen Helden, des Duke of Wellington, als geeignetes Übungsthema vorschlug.¹⁸

Mädchenzeitschriften der spätviktorianischen Epoche nachweisen, dass sich individuelle Leserinnen der Vergemeinschaftung entzogen: B. Rodgers, *Competing Girlhoods: Competition, Community, and Reader Contribution in “The Girl’s Own Paper” and “The Girl’s Realm”*, in: *Victorian Periodicals Review* 45, Heft 3, 2012, S. 277–300. Die Möglichkeit solch individueller Rezeptionsstudien ist stark abhängig davon, inwieweit Archive von Verlagen erhalten und darin auch Leserzuschriften bewahrt wurden. Sie ist daher nur in Einzelfällen möglich.

¹⁴ Vgl. zur Serialität neuere Publikationen wie F. Kelleter (Hrsg.), *Populäre Serialität: Narration – Evolution – Distinktion. Zum seriellen Erzählen seit dem 19. Jahrhundert*, Bielefeld 2012; G. Eschke / R. Böhne, *Bleiben Sie dran! Dramaturgie von TV-Serien*, Konstanz 2010; C. Mielke, *Zyklisch-serielle Narration: Erzähltes Erzählen von 1001 Nacht bis zur TV-Serie*, Berlin 2006.

¹⁵ Vgl. etwa S. Engesser, *Partizipativer Journalismus: Eine Begriffsanalyse*, in: A. Zerfaß [et al.] (Hrsg.), *Kommunikation, Partizipation und Wirkungen im Social Web: Strategien und Anwendungen. Perspektiven für Wirtschaft, Politik und Publizistik*, Köln 2008, S. 47–71.

¹⁶ Fast alle Zeitschriften hatten eine Rubrik „Correspondence“, die meist aber nicht die Zuschriften der Leser abdruckte, sondern nur kurze Antworten hierauf.

¹⁷ BOM, Januar 1855, o. S.

¹⁸ Vgl. *The Art of Composition (The Editor’s Letter to His Correspondents)*, in: EDM, Dezember 1852, S. 227.

Im Folgenden wird es darum gehen, mit welchen diskursiven ‚Profilen‘ in einzelnen Zeitschriften über Helden und das Heroische gesprochen wurde. Solche heroischen Profile sind durch eine Kombination von quantitativer und qualitativer Inhaltsanalyse oder, mit Franco Morettis Begriffen,¹⁹ eine Kombination von *distant* und *close reading* zu ermitteln.²⁰ Meine Beispiele sind vier Zeitschriften mit unterschiedlichen Leserausrichtungen, die oben schon angesprochen wurden. Sie alle erschienen erstmals in den 1850er Jahren, hatten eine regelmäßig hohe Zirkulation und relativ lange Laufzeiten; man kann sie deshalb zu den einflussreichsten Veröffentlichungen in einem Medium zählen, das schon um die Jahrhundertmitte als populär erachtet wurde.²¹ Alle vier Zeitschriften suchten ihre Hauptleserschaften im Spektrum der Mittelschichten und in den gebildeten Teilen der Arbeiterschicht, was sich in einem relativ moderaten Preis pro Heft niederschlug:

1. „Boy’s Own Magazine“ (BOM, monatlich 1855–1869 zunächst zu 2 Pennies pro Heft, ab 1862 zum Preis von 6 Pennies, ab 1863 wöchentlich) war eine teils illustrierte Zeitschrift für Jungen bis zum Alter von etwa 16 oder 17 Jahren. Das Vorwort der ersten Ausgabe im Januar 1855 weist auf den Leserschnitt ausdrücklich hin: „The Boys’ [sic] Own Magazine is commenced with the view of furnishing the numerous Youth of Great Britain with a periodical especially adapted to their reading.“
2. „Englishwoman’s Domestic Magazine“ (EDM, monatlich 1852–1879 zu 6 Pennies pro Heft) war eine illustrierte Zeitschrift für die Frau. Wie das „Boy’s Own Magazine“ wurde sie von Samuel Beeton verlegt.

¹⁹ F. Moretti, *Distant Reading*, London 2013.

²⁰ Zur Ermittlung von Beispielen wurden in einem bei Zeitschriftenanalysen üblichen Verfahren in Intervallen (hier jeweils 5 Jahre im Zeitraum 1850–1900) Zeitschriften ausgewertet. Es wurden Texte ermittelt, in denen Wörter des Wortfeldes *hero-* vorkamen, allerdings bereinigt um die Zahl von Fällen, die ausschließlich den Protagonistenstatus in Romanen, Theaterstücken oder Opern bezeichnen. Es wurden also Fälle berücksichtigt, in denen auf heroische Figuren, Eigenschaften oder Verhaltensweisen Bezug genommen wird. Ein solches Verfahren erfasst nicht die Gänge von Texten, in denen Eigenschaften des Heroischen verhandelt werden, aber die Auswahl nach dem Wortfeld *hero-* gibt verlässliche Hinweise auf den zirkulierenden Heldendiskurs. Vgl. zur Methode auch den Artikel von S. Colella, ‘That inscrutable something’: Business in the Periodical Press, in: *Victorian Periodicals Review* 46, Heft 3, 2013, S. 317–342. Colella stellt hier unter Bezug auf Foucaults „Archäologie des Wissens“ unter anderem fest: „What flows ‘anonymously’ in the ‘interstices of great discursive monuments’, Foucault writes, is the ‘spontaneous philosophy of those who did not philosophise’. [...] Digital archives of Victorian periodicals are the locus where ‘habits of the lip’ translated into print can be observed most efficiently“, ebd., S. 317.

²¹ So der viktorianische Kritiker E. S. Dallas in seinem Artikel *Popular Literature – the Periodical Press*, in: *Blackwood’s Edinburgh Magazine*, Januar 1859, S. 96–112, hier S. 101: „A periodical differs from a book in being calculated for rapid sale and for immediate effect. [...] It is necessary, therefore, to the success of a periodical, that it should attain an instant popularity – in other words, that it should be calculated for the appreciation, not of a few, but of the many. Periodical literature is essentially a popular literature.“

3. Die „Leisure Hour“ (LH, ab 1852 wöchentlich für 1 Penny pro Heft, ab 1880 monatlich für 6 Pennies, bis 1905) war eine besonders attraktiv illustrierte Zeitschrift, die zunächst zu einem sehr niedrigen Preis verkauft wurde, um ärmere Leser von billigen Sensationsblättern, den sogenannten *penny dreadfuls*, wegzulocken. Sie richtete sich an das generationen- und geschlechtsübergreifende Publikum der Familie, wie ihr Untertitel deutlich signalisierte: „A Family Journal of Instruction and Recreation“. Hinter der Zeitschrift stand die einflussreiche Religious Tract Society, die sich der Verbreitung christlicher Werte verpflichtet hatte.
4. Säkular ausgerichtet war dagegen die von Charles Dickens gegründete und maßgeblich gestaltete „Household Words“ (1850–59, wöchentlich für 2 Pennies pro Heft). Dickens setzte diese Familienzeitschrift unter dem Titel „All the Year Round“ mit leicht verändertem Konzept fort (sie bestand bis 1895). Beide Zeitschriften waren nicht illustriert, um sie möglichst preiswert zu halten, aber Dickens, dem Popularität bei seinen Lesern ein besonderes Anliegen war, kompensierte den Mangel an Illustrationen durch eine lebendige und unterhaltsame Schreibweise, die er allen Autoren seiner Zeitschriften abverlangte.²²

In den heroischen Profilen dieser Zeitschriften zeigen sich viele Gemeinsamkeiten. Alle nennen als Helden Militärführer wie Nelson und Wellington, große Entdecker wie Kolumbus, aber auch Wohltäter wie den Gefängnisreformer John Howard. Auch dem zeitgenössischen Kult um den Freiheitshelden Garibaldi konnten sich alle Blätter anschließen. Überall erkennt man eine Wertschätzung von zivilem und vor allem ‚moralischem‘ Heldentum,²³ die mit einer erweiterten sozialen Reichweite für Zuschreibungen heroischer Eigenschaften einhergeht. Neben diesen generellen Tendenzen zeigen sich in den Profilen der einzelnen Zeitschriften jedoch charakteristische Differenzen.

Heroische Profile für verschiedene Teilpublika

Das „Boy's Own Magazine“ hat eine besonders hohe Frequenz einschlägiger Artikel. Nicht nur in biographischen und historiographischen Artikeln, in Erzählungen und Gedichten beschäftigten sich die jungen Leser mit Heroischem, sondern auch in Rätseln und bei Essaywettbewerben.²⁴ Angesichts der Bedeutung, die die Ver-

²² Für weitere Angaben zu den Zeitschriften siehe L. Brake / M. Demoor (Hrsg.), *Dictionary of Nineteenth-Century Journalism in Great Britain and Ireland*, Gent 2009.

²³ Die Bezeichnung ‚*moral heroism*‘ begegnet in vielen Publikationen der viktorianischen Zeit und bezieht sich auf eine heroische Haltung, die sich durch Charakterstärke und Altruismus auszeichnet, so etwa in einem Buch für Kinder: C. Lucas Balfour, *Moral Heroism: or, The Trials and Triumphs of the Great and Good*, London 1846.

²⁴ 1864 erschien ein hochwertig (mit Goldprägung und Goldschnitt) ausgestattetes Buch mit „Prize Papers Written on Various Subjects for the Boy's Own Magazine“ (London: S. O. Beeton). Es enthielt alle Preisessays für das Jahr 1863, unter anderem An Essay on the Ancient Greek Heroes, in: *Prize Papers Written on Various Subjects for the Boy's Own Maga-*

mittlung von Leitbildern gerade in der Erziehung von Kindern hat,²⁵ überrascht dies nicht. Ebenso wenig überraschend ist angesichts des exklusiv männlich konzipierten Publikums dieser Zeitschrift, dass sie das Heroische – mit wenigen Ausnahmen wie Garibaldis erster Ehefrau²⁶ – vor allem als Ideal maskulinen Verhaltens präsentierte. Das erste Herausgeberwort (im Januar 1855) verkündete programmatisch:

„[...] feminine accomplishments [...] are to ,boys‘ entirely useless, if not distasteful. The pages of the *Boys‘ [sic] Own Magazine* will avoid naturally all these subjects [...]. Tales of Adventure, Stories of Heroism and Courage, will be recited, which will arouse feelings of ardent admiration for all that is good and noble.“

Beispielen heroischer Aktion und imperialer Männlichkeit²⁷ begegneten die jungen Leser in der Geschichte der großen Entdeckungen und der Eroberung²⁸ ebenso wie in Abenteuerromanen,²⁹ deren Protagonisten oft selbst Heranwachsende waren und den Lesern so ein besonderes Identifikationspotenzial boten.³⁰ Da das unter Königin Viktoria expandierende Empire zu Konflikten reichlich

zine, London 1864, S. 51–68, des 16-jährigen W. L. Barnes aus Winchester, der das antike Heldentum klar von den Eigenschaften eines modernen Heldentums abgrenzt, das ihm seine Zeitschrift als vorbildlich präsentierte: „It possessed no such qualities as generosity, justice, a sense of right, honesty, etc.; but bravery, strength, daring, and power were some of its principal attributes. Some of the very acts which gained them the name of hero were deeds of violence, plunder, and piracy. Such was heroism among the *early* Greeks. As, however, time passed on, laws were enacted and customs and morals became more refined, then also heroism assumed some of the softer qualities which were before unknown to it. Still heroism among a heathen nation, however civilized, must be a very different thing from heroism among a Christian nation, and we must limit our ideas of that quality and bear in mind that the ancients had not the same advantages as we have“, ebd., S. 61.

²⁵ Vgl. etwa P. Hunt, *An Introduction to Children's Literature*, Oxford 1994, S. 3; K. Lesnik-Oberstein, *Defining Children's Literature and Childhood*, in: P. Hunt / S. G. Ray (Hrsg.), *International Companion Encyclopaedia of Children's Literature*, London 1996, S. 17–31.

²⁶ Vgl. *A Hero's Son*, in: BOM, Mai 1861, S. 199–202. Der Titel des Artikels spielt sogar mit Erwartungen der jungen Leser, dass Helden Männer sind, denn Garibaldis Gattin wird hier im Titel nicht als Ehefrau eines Helden oder Mutter seines ebenso heroischen Sohnes vorgestellt, sondern selbst als Heldin, die nicht nur als „a marvel of kindness, courage, and devotion“, ebd., S. 200, galt, sondern auch mit der Muskete „heroic bearing“, ebd., S. 201, bewies.

²⁷ Vgl. etwa G. Dawson, *Soldier Heroes: British Adventure, Empire and the Imagining of Masculinities*, London 1994.

²⁸ Vgl. etwa „Cortez and the Conquest of Mexico“ (serialisiert zwischen Februar und Dezember 1855).

²⁹ Diese Romane vermittelten Vorstellungen einer Maskulinität, die sich in verschiedenen imperialen Aktionsfeldern mit Mut, Autorität, Durchhaltevermögen, Pflichtbewusstsein etc. bewähren konnte. Vgl. zum weiteren Kontext neben Dawsons Studie (*Soldier Heroes* [Anm. 27]) auch K. Boyd, *Manliness and the Boys' Story Paper in Britain: A Cultural History 1855–1940*, Basingstoke 2003; J. M. MacKenzie, *Heroic Myths of Empire*, in: J. M. MacKenzie, *Popular Imperialism and the Military 1850–1950*, Manchester 1992, S. 109–137; J. Richards (Hrsg.), *Imperialism and Juvenile Literature*, Manchester 1989.

³⁰ Solche Identifikationsmöglichkeiten bestanden auch im Fall der regelmäßig serialisierten Schulgeschichten, in denen vorbildliche Eigenschaften weniger in Abenteuerlust und außerordentlicher Tapferkeit lokalisiert wurden als in Verhaltensmustern, die der Lebenswirklichkeit der jungen Leser näher standen, wie Loyalität, Fairness, aber auch Sportlichkeit.

Anlass bot, ist im „Boy's Own Magazine“ auch militärisches Heldentum hoch präsent, von den Thermopylen bis zum Krimkrieg und der Indischen Rebellion von 1857. Eine lange Artikelserie stellte Träger des seit 1856 von der Königin für Tapferkeit (*valour*) verliehenen Victoria Cross vor;³¹ ihr Autor ist als „an Army Chaplain“ ausgewiesen, was erklären mag, warum die Artikel bei aller Würdigung soldatischer Taten nicht kriegsverherrlichend sind.³² Der Krimkrieg weckte aber auch generell humanitäres Interesse, und das Bild vom zivilisierten und menschlichen Soldaten wurde verstärkt in den Medien verbreitet. Ein Artikel betont ausdrücklich, dass Tapferkeit, die mit Menschlichkeit einhergeht, höher zu bewerten sei als tollkühnes Verhalten:

„It is ever gratifying to be able to record the deeds of brave men who for the honour of their country have risked their lives, without thought of self. It is, however, a still more agreeable task to perform when, in addition to the mere act of daring, we have to speak of kindly and humane feelings, which indicate higher and more noble sentiments on the part of the individual than the mere bull-dog courage which is more frequently found.“³³

Der gleiche Artikel hebt hervor, dass das Victoria Cross auch an einfache Soldaten und sogar Zivilisten verliehen wird, das heißt, die erweiterte soziale Reichweite des Heroischen und seine Übertragung in nichtmilitärische Aktionsfelder wird explizit angesprochen:

„To become distinguished for deeds of bravery, or to gain such a prize as the Victoria Cross, is now within the reach of every individual, for, as we have here shown, the honour is conferred where it is deserved, whether the individual who has won it be soldier or civilian, and thus many of our readers who may have no intention of joining the army may yet be placed in such situations as to call from them acts of courage and daring which will gain them the highest distinction, and the one most coveted by the modern soldier.“³⁴

Die Leser des „Boy's Own Magazine“ sollten vom Soldatentum allerdings auch nicht abgeschreckt werden. Ein Artikel über die Ausbildung von Kadetten auf einem Schulschiff räumt sogar ausdrücklich ein, dass die Lektüre von Heldenerzählungen, wie sie die Zeitschrift selbst anbot, sogar den Anstoß geben kann, der Marine beizutreten:

³¹ Zur Geschichte dieses Ordens und seiner Bedeutung für Vorstellungen des Heroischen in Großbritannien siehe M. C. Smith, *Awarded for Valour: A History of the Victoria Cross and the Evolution of British Heroism*, Basingstoke 2008.

³² Es kann auch dem Eindruck der öffentlich diskutierten und vielfach repräsentierten Opfer des Krimkrieges geschuldet sein, dass schon der erste Artikel der Serie die Kosten des Krieges – Tod, körperliche und psychische Verletzung – betont und das Ertragen von Leid als ebenso heroisch definiert wie die militärische Tat: „We write all this knowing that English boys feel deep sympathy with and have found admiration for, our soldiers, and to show that their powers of endurance, when disabled, equal in heroic worth their gallantry upon the field“, *Soldiers and the Victoria Cross*, in: BOM, Oktober 1863, S. 308–316, hier S. 312–313. Auch wird hier betont, dass einfache Soldaten ebenso tapfer waren wie Offiziere, und dass selbst Frauen im Tross und in Hospitälern heroische Eigenschaften bewiesen.

³³ R. L. Mangles, Esq., and the Victoria Cross, in: BOM, Juli 1864, S. 16–20, hier S. 18.

³⁴ Ebd., S. 20.

„There can be but few boys who have read any of the stirring stories of the enterprise and gallant deeds of British sailors, that abound in history and fiction, without feeling the glow of a latent desire to emulate their glorious acts of bravery and heroism awakening within them, warming the heart with an ardent longing to encounter the dangers of the seas, and share the laurels that may be gleaned from the boundless fields of the salt sea waves.“³⁵

Der Artikel betont dann jedoch, indem er die sorgfältige Ausbildung der Kadetten schildert, dass Abenteuerlust nicht genügt, und die begleitende Illustration zeigt die jungen Kadetten entsprechend als aufmerksame Schüler,³⁶ die auf einen *Beruf* vorbereitet werden und in dieser Hinsicht an der Seite der Helden der Zivilisierung und des Fortschritts stehen, die die Zeitschrift ebenfalls in großer Zahl vorstellte.

Das heroische Profil des „Boy’s Own Magazine“ ist insgesamt stark auf *Nachahmung* angelegt. So wird nie nur die Bedeutung und Größe heroischer Figuren herausgestellt, sondern immer auch die Werte, die sie verkörpern, denn es sind Werte wie Mut, Durchhaltevermögen, Tapferkeit, Sorge um das Wohlergehen anderer, die die Leser übernehmen sollen, auch in alltäglichen Lebensumständen. In diesem Sinne wird etwa für Kolumbus ausdrücklich festgehalten: „It is not [...] in the spirit of adventure [...] that we see the true greatness of the man.“ Seine Größe wird stattdessen in den folgenden „privaten“ und „öffentlichen“ Eigenschaften lokalisiert:

„The private character of Columbus was marked by piety and gentleness, whilst in his public career he was, as we have seen, patient in adversity, persevering amid discouragements, and dignified in the midst of success and applause. [...] How true it is that, in the most adverse circumstances of life, *success* is mainly dependent upon patience, and the continuance of manly effort! He that has a good end in view should never abandon it. He may often be foiled; but, with *constancy* and *courage*, the chances are that he will conquer yet.“³⁷

Ähnlich geht ein Artikel über den Erfinder und Eisenbahnpionier George Stephenson vor, der sich aus einfachsten Verhältnissen emporgearbeitet hatte und ein Vorzeigeheld Smilesscher Selbsthilfe war. Stephensons Heldentum im Dienst des Fortschritts wird zunächst ausdrücklich vom scheinbar glanzvolleren des militärischen Heroismus abgesetzt:

„Now, boys, you would not, perhaps, guess the name of our hero, if we would allow you one half hour to do it in; for would not your mind be wandering over the great men who fought against Napoleon in the fierce European struggle – in that contest of giants dating from the siege of Toulon to the battle of Waterloo? [...] The honoured sound of Nelson would be heard, and Arthur Wellesley pronounced. It is, however, none of these; for there are other kinds of greatness besides that which we call war greatness –

³⁵ F. Y., The Boys at the Big Guns, in: BOM, Januar 1863, S. 63–66, hier S. 63.

³⁶ Ebd., S. 65.

³⁷ Christopher Columbus, in: BOM, Juni 1855, S. 163–165, hier S. 163.

there is other heroism besides that in the field, great and honourable as that is, too. [...] But our ‚hero of the iron horse‘ [...] and his exploits were, the building of the first locomotive engine and the construction of the first railway in Great Britain. How our hero came to do this was through *perseverance* of the very highest order.“³⁸

Stephensons Heroismus erweist sich laut der Darstellung des Artikels in der Tat vor allem in Durchhaltevermögen und dem Aushalten von Widerständen: „Perseverance in spite of poverty, in spite of ignorance, and in spite of all the difficulties with which the great and wealthy surrounded him.“³⁹ Der Entdecker der Renaissance und der Erfinder des 19. Jahrhunderts werden also für die Leser des „Boy’s Own Magazine“ mit den gleichen heroischen Charaktereigenschaften gezeichnet, und es sind diese Eigenschaften, die die Leser sich aneignen sollen. Um solche Adaption anzuregen, wurden den jungen Lesern immer wieder auch ‚echte‘ Kinderhelden vorgestellt, wie ein holländischer Junge, der sein Dorf rettete, indem er bis zur Erschöpfung mit seinem Finger einen Deich abdichtete,⁴⁰ oder Jungen, die sich in militärischen Konflikten – vor allem in ehrenhaften Kämpfen um Freiheit und Befreiung – trotz ihrer Jugend tapfer verhielten.⁴¹

Dass das Heldenverständnis ihrer ‚eigenen‘ Zeitschrift die jungen Leser tatsächlich prägte, kann man Beispielen wie dem Preisessay zum Thema „True Courage“ entnehmen, dessen Autor für seine Ausführungen mit einem silbernen Schreibetui belohnt wurde. Er hat offensichtlich den Heldendiskurs seiner Zeitschrift internalisiert und schreibt ihn mit ausdrücklichem Verweis auf den kleinen holländischen Jungen fort: „The power of endurance, the venture of life for the salvation of others, and obedience to duty under the most trying circumstances, are much higher manifestations of true courage than that displayed in the field.“ Am Ende betont er nochmals:

„We are not, then, to look only to the battle-field in search of true courage? Clearly no! nor [sic] to any one rank or condition in life. Whoever does his duty manfully and firmly, overcomes obstacles placed in his legitimate path with perseverance and resolu-

³⁸ The Hero of the Iron Horse [Part I], in: BOM, November 1857, S. 325–331, hier S. 326.

³⁹ Ebd., S. 326.

⁴⁰ The Little Dutch Hero, in: BOM, Oktober 1855, S. 292–293.

⁴¹ Der Artikel Kit Snyder: The American Boy-Patriot, in: BOM, April 1857, S. 114–118, porträtiert den Jungen, der das erste Opfer der Boston Tea Party wurde: „the first martyr in the cause of American liberty“, ebd., S. 118. In dem Artikel The Linden Tree of Fribourg: A Story of Heroism, in: BOM, Juli 1857, S. 193–197, wird eine Episode aus dem Schweizer Freiheitskampf geschildert: Ein junger verwundeter Mann riskiert sein Leben, um der Stadt Fribourg den Sieg über die Burgunder zu verkünden. Aus dem Lindenzweig, den er in seiner Hand hält, wächst später ein großer Baum, der an seine Tat erinnert: „this tree – calm, grand, and beautiful, a grateful shade, and an object of admiration – became, as it were, a part of history, a corroborative proof, a living witness, a page glowing and immortal, a green and leafy chronicle of what was, in Swiss history, an heroic age. It was, also, a coronal for him who had fought and bled, and who died with the glorious tidings upon his lips“, ebd., S. 194. Der junge Soldat ist für die Bürger seiner Stadt, die ihn von ihrer Mauer anlaufen sehen, „their hero, who was henceforth to become a model for their future youth“, ebd., S. 197.

tion, and sustains misfortune and defeat with calm and dignified fortitude, displays that glorious attribute which belongs alone to mind, and which we call TRUE COURAGE.“⁴²

Der Heldenrezipient der Zeitschrift wird hier selbst zum Heldenproduzenten.

Da das „Boy’s Own Magazine“ zur Nachahmung heroischer Eigenschaften auffordern wollte, war es einem Gestus der Helden*bewunderung* nicht abgeneigt.⁴³ Helden*verehrung* dagegen wird oft eine Absage erteilt. So wird unter den Einsendungen zu einem Essaywettbewerb über den niederländischen Prinzen Moritz von Nassau vor allem ein Essay gelobt, der auch die dunklen Seiten des Prinzen betont und so von naiver Verehrung absieht.⁴⁴ Ein Artikel über den wegen militärischen Versagens 1757 exekutierten Admiral Byng mahnt, dass Versuche, den Admiral nachträglich wieder zu heroisieren, kritisch zu hinterfragen seien, denn dieser habe ja in Hinblick auf bestimmte Eigenschaften, vor allem Entscheidungskraft, deutliche Defizite an den Tag gelegt:

„[W]e have no sympathy with the maudlin philanthropy that seeks to make a hero and a martyr out of a British admiral who failed to do his duty. Want of energy and decision is as gross a crime in a commander as physical cowardice; and he who jeopardises the honour of his nation and the safety of his country’s armies by infirmity of purpose is hardly entitled to the lenient judgement of posterity.“⁴⁵

Keinesfalls sollten die jungen Leser selbst zu Heldenposen animiert werden, insbesondere nicht die der unteren Schichten: In einem Artikel über einen Reinlichkeitswettbewerb in einer Fabrik, der mit einer Fotografie des Gewinners belohnt wurde, wird ausdrücklich festgehalten, dass das erste Foto eines Gewinners ausge-

⁴² True Courage, in: BOM, September 1858, S. 268–271, hier S. 269 und S. 270–271.

⁴³ Vgl. genauer den interdisziplinären Literaturbericht von I. Schindler [et al.], *Admiration and Adoration: Their Different Ways of Showing and Shaping Who We Are*, in: *Cognition and Emotion* 27, Heft 1, 2013, S. 85–118. Unter anderem muss im Fall von Bewunderung der Bewunderer dem Bewunderten in einzelnen Eigenschaften folgen können: „Admiration results when the individual recognises one or a few concrete values of personal significance in the other, such as altruism, competence, courage, or tenacity. [...] Admiration thereby often responds to a specific action or outcome of the other rather than the other as an entire person“, ebd., S. 99. In diesem Sinne spezifizieren auch die Artikel über nachahmenswerte Helden in den viktorianischen Zeitschriften fast immer spezifische Eigenschaften von Helden.

⁴⁴ „[W]hile awarding to Maurice his just need of praise as the most consummate warrior of his age, they do not fail to recognise the darker side of his character, nor to point out those blemishes as a ruler which tarnished his fair fame as a soldier.“ Der Zweitplatzierte wird in dieser Hinsicht besonders gelobt: „He is no ‚whole hog‘ hero-worshipper, and when Maurice goes wrong, Master Lewis is down on him for not playing fair“, *Prize Papers for the Boy’s Own Magazine: Prince Maurice of Nassau*, in: BOM, Juni 1865, o. S. Dieser Beitrag findet sich in dem unpaginieren Teil, in dem üblicherweise die Werbung und Korrespondenz mit den Lesern veröffentlicht wurde. Er wurde bei einer Bindung der Hefte zu einem Band normalerweise entfernt, ist in einigen Exemplaren der Zeitschrift aber glücklicherweise erhalten.

⁴⁵ W. H. Davenport, *The Story of Admiral Byng*, in: BOM, Oktober 1864, S. 343–349, hier S. 348.

tauscht werden musste, weil er zu heroisch posiert hatte, und das Foto daher dem darzustellenden Ideal von „honourable toil“ widersprach.⁴⁶ Ein weiterer Artikel setzt sich kritisch mit den von Jungen gerne gelesenen *penny dreadfuls* auseinander. Die Kritik richtet sich nicht nur gegen die billige Qualität und den Sensationalismus dieser Publikationen („modern cheap-and-nasty-romance“), sondern vor allem die Tatsache, dass hier oft Kriminelle heroisiert wurden, wie der Straßenräuber Jack Sheppard, der 1724 mit nur 22 Jahren gehängt wurde. Dagegen setzt der Artikel eine gezielte Deheroisierung Sheppards und schließt mit einem Appell an die jungen Leser:

„For pity sake, boys, let the poor dead and buried felon rest, and when an attempt is made to set his dishonoured bones before you, in a cheap and attractive form, let not the gaudy paint and tinsel with which the tap-room author decorates them attract you or gull you out of a single penny.“⁴⁷

Abgesehen von solchen Wertungen, die richtige von falschen Helden klar unterscheiden, lässt sich das „Boy's Own Magazine“ grundsätzlich als Zeitschrift charakterisieren, in der heroische Figuren und Ideale prominent und affirmierend präsentiert wurden, um den jungen Lesern nachstrebenswerte Vorbilder aufzuzeigen.

Ambivalenter und zurückhaltender ist das heroische Profil des vom gleichen Verleger herausgebrachten „Englishwoman's Domestic Magazine“. Diese Publikation war Teil eines neuen Booms von Frauenzeitschriften für die Mittelschichten. Sie verortete Weiblichkeit vor allem im Rahmen des Privaten und Häuslichen,⁴⁸ unterstützte allerdings auch zeitgenössische Forderungen nach Frauenrechten.⁴⁹ Den kulturellen und gesellschaftlichen Leistungen von Frauen zollte das „Englishwoman's Domestic Magazine“ wie andere Frauenzeitschriften in zahlreichen biographischen Essays Tribut. Insofern kompensierten die Frauenzeitschriften die Tatsache, dass weder Carlyle noch Smiles in ihren einflussreichen Schriften weiblichen Leit- und Vorbildern nennenswerte Beachtung schenkten. Auffällig ist aber, dass diese biographischen Artikel, auch wenn sie oft die Entschlossenheit, den Mut und die Führungskompetenz von Frauen erwähnen, diese Frauen eher selten explizit als ‚heroisch‘ bezeichnen.⁵⁰ Allgemein war die zeitgenössische Kopplung von Heroizi-

⁴⁶ C. Burroughs, Photography in the Factory: A Tale of a White Devil, in: BOM, Januar 1861, S. 36–41, hier S. 40.

⁴⁷ A True Account of the Rascally Jack Sheppard, in: BOM, April 1869, S. 216–220, hier S. 220.

⁴⁸ Vgl. R. Ballaster [et al.], Women's Worlds: Ideology, Femininity, and the Woman's Magazine, Basingstoke 1991, S. 88.

⁴⁹ Beetham stellt daher fest: „The extraordinary diversity of genres and voices which characterized the EDM allowed very different models of femininity to co-exist on its pages“, Beetham, A Magazine of Her Own? (Anm. 8), S. 61.

⁵⁰ So charakterisieren die „Historical Female Biographies“ von Agnes Strickland Mary Stuart als „endued with the noble and heroic qualities of a great mind“, A. Strickland, Historical Female Biographies: Mary Stuart, in: EDM, August 1862, S. 171–180, hier S. 173, und schreiben über Madame Roland: „We only see Madame Roland, wise, earnest, self-contained, courageous, industrious, fruitful in resource, equal to emergency, and various as

tät, Maskulinität und öffentlicher Aktion zu stark, als dass sie sich reibungslos auf Frauen – selbst exzeptionelle Frauen – übertragen lassen konnte.

Aber auch generell erweist sich das „Englishwoman's Domestic Magazine“ bei der Darstellung von Heldentum reserviert. Explizite Verweise auf Heroisches sind deutlich seltener als im „Boy's Own Magazine“, und sie finden sich oft nur als kürzere Erwähnungen in Artikeln zu anderen Themen. Soldatisches Heldentum spielt, nicht überraschend für eine Frauenzeitschrift, eine untergeordnete Rolle. Eine der emphatischsten Würdigungen des Heroischen findet sich bezeichnenderweise in einem Gedicht zu Ehren eines zivilen Helden, des Feuerwehrmanns James Ford, der bei der Rettung einer Frau und ihres Kindes ums Leben gekommen war.⁵¹

Häufiger wird im „Englishwoman's Domestic Magazine“ eine Diskrepanz zwischen romantischen Vorstellungen über ‚Helden‘ und der Wirklichkeit festgestellt – vor allem mit Bezug auf Mädchen und junge Frauen, und interessanterweise vor allem innerhalb serialisierter Romane, also einer Gattung, der vorgeworfen wurde, vor allem bei Leserinnen weltfremde Fantasien zu erzeugen.⁵² So müssen mehrere Protagonistinnen von Romanen die Erfahrung machen, dass ihre durch Fiktion genährten Vorstellungen heroischer Maskulinität von den Männern, die sie heiraten wollen oder müssen, nicht erfüllt werden. Die Titelfigur des Romans „Christian Hazell's Married Life“ klagt zum Beispiel am Vorabend ihrer Hochzeit: „I always fancied I should like a person with something great, something heroic, about him, like the Chevalier Bayard, or – John Howard, or George Washington. Now Alick seems so different.“⁵³ Und die Protagonistin des Romans „The Saviles“, „much given to hero worship“, sieht der Ehe mit einem Mann entgegen, den sie „prosaic in the extreme“ findet.⁵⁴

Zum „Englishwoman's Domestic Magazine“ lässt sich resümieren, dass die Zeitschrift heroische Eigenschaften unter bestimmten Umständen positiv darstellte, vor allem dort, wo Menschen ihre Pflicht taten, egal in welchem Aktionsfeld. Im Vergleich zur Zeitschrift für Jungen ist die Einstellung gegenüber dem

the sternest demands of every hour – the grand heroine of the Revolution“, A. Strickland, *Historical Female Biographies: Madame Roland*, in: EDM, Juni 1872, S. 329–334, hier S. 332. Der Artikel betont zudem, wie tapfer Roland zum Schafott schritt – im Gegensatz zu einem männlichen Hinzurichtenden: „Lamarque excited her pity by his unmanly fears“, ebd., S. 333. In einem Artikel über „Woman's Rights“ werden heroische Herrscherinnen wie Semiramis und Zenobia erwähnt: EDM, 1. Juni 1872, S. 349–350.

⁵¹ Fire! Fire! Fire!, in: EDM, Januar 1872, S. 55.

⁵² Ein Beitrag des Herausgebers in der Rubrik „A Woman's World of Thought“ räumt ein, dass die Literatur auch positive und nachstrebenswerte Helden zu bieten habe, wie etwa die Romane von Sir Walter Scott: *The Example of Fiction*, in: EDM, Mai 1877, S. 246–247.

⁵³ Christian Hazell's Married Life, in: EDM, Januar 1877, S. 4.

⁵⁴ The Saviles, in: EDM, Oktober 1872, S. 185, S. 190. Dass *hero-worship* auch bei Männern zur Desillusion führen kann, spricht ein Artikel über Beethoven und seine enttäuschte Napoleon-Verehrung aus: Beethoven: His Life, His Works, and Their Interpreters, in: EDM, Oktober 1867, S. 530–534, hier S. 531.

Heroischen aber zurückhaltender und skeptischer. Wie in dieser Frauenzeitschrift wird auch in den Familienzeitschriften oft nur beiläufig auf Helden verwiesen, zum Beispiel in Berichten über Reisen oder in topographischen Texten, in denen Denkmäler oder Gräber heroischer Figuren beschrieben werden. Auch bei dieser Art von Zeitschrift sind Artikel, die explizit dem Heroischen gewidmet sind, seltener als im „Boy's Own Magazine“. Gleichwohl lässt es das Material zu, zwischen der „Leisure Hour“ und den von Dickens herausgegebenen Zeitschriften abweichende Profile des Heroischen festzustellen.

Die christliche „Leisure Hour“ bekannte sich grundsätzlich zur Bedeutung von Helden und Heiligen für die Stiftung nationaler Identität, zum Beispiel in einem Artikel über Bibellektionen für das Alltagsleben:

„A nation, a whole nation, is raised and blessed by its heroes and saints. They give it a character by their own virtue, and largely help their fellows to be better than they would have been without their example and influence. The great men of a people bring, moreover, a blessing on that people, directly and indirectly. Now although a man may not be so gifted as to become conspicuous for the wholesome effect he has upon mankind, or upon a particular nation, every one can contribute something, and so far bring about that general good state which all desire.“⁵⁵

Dass die „Leisure Hour“ Heldenfiguren gezielt als nachstrebenswerte Vorbilder für ihre Leser präsentierte, kann man auch einer Annonce entnehmen, mit der die Zeitschrift wiederholt auf eine Buchpublikation ihrer Trägerin, der Religious Tract Society, hinwies: „British Heroes and Worthies“.⁵⁶ Mit dieser Absicht präsentierte sie – neben einem charakteristischen Augenmerk auf religiöse Helden⁵⁷ – wie das „Boy's Own Magazine“ Heldenfiguren verschiedener Provenienz: Militärführer, einfache Soldaten und Seeleute, Entdecker, Helden der Zivilisierung und des Fortschritts (Ingenieure, Wissenschaftler) sowie Lebensretter.⁵⁸ Da das Heldenbild der „Leisure Hour“ jedoch in besonders hohem Maße religiös imprägniert war, wird an der Verehrung von Helden auch besondere Kritik geübt, denn *worship* sei schließlich Gott vorbehalten: „Every other species of man-worship is a robbery of him“, heißt es in einer Notiz über „Hero Worship“.⁵⁹ Selbst im Nachruf auf den großen Nati-

⁵⁵ Bible Lessons for Every-Day Life, in: LH, 25. September 1880, S. 614–615, hier S. 614.

⁵⁶ British Heroes and Worthies, With Portraits, London 1871. Das Buch war mit Goldprägung und Goldschnitt wertvoll aufgemacht. Präsentiert werden Bildporträts und Biografien unter anderem von Wycliffe, John Knox, Lady Jane Grey, John Foxe, Sir Philip Sidney, Sir Walter Raleigh, William Harvey, John Milton, Andrew Marvell und Sir Christopher Wren.

⁵⁷ Siehe etwa Bible Lessons for Everyday Life (Anm. 55). Der Artikel „Visit to the Plymouth Breakwater“ ist ein Reisebericht, in dem die Pilgrim Fathers als „heroes of religious freedom“ bezeichnet werden, Visit to the Plymouth Breakwater, in: LH, 18. März 1852, S. 177–181, hier S. 178.

⁵⁸ The Vanguard of Progress, in: LH, 8. Januar 1852, S. 26–28; Science in Humble Life, in: LH, 1. Mai 1875, S. 277–280; Livingstone's Heroic Spirit of Duty (in der Rubrik „Varieties“), in: LH, 27. März 1875, S. 208.

⁵⁹ H. Miller, Hero Worship (in der Rubrik „Varieties“), in: LH, 3. Mai 1860, S. 436.

onalhelden Wellington greift dieses Tabu der Verehrung menschlicher Helden, und Wellington wird so ausdrücklich als Instrument Gottes präsentiert:

„We are not hero-worshippers ourselves, and of all so-called heroes we have the least predilection for mere warriors. War, for its own sake, would be a despicable thing, even were it not a horrible and soul-destroying thing. But God sends his judgments upon the earth in the shape of wars, as well as of earthquakes and pestilences. [...] True patriots and true heroes are often his instruments in bringing this about. Such an instrument in the hand of God we have been in the habit of regarding the Duke of Wellington. To us he appears to have been specially trained by an overruling power.“⁶⁰

Der Wellington-Nachruf ist auch insofern für die „Leisure Hour“ charakteristisch, als sich hier eine noch stärkere Wertschätzung für *moral heroism* artikuliert als in anderen Zeitschriften. In der Tat ist es nur dieses moralische Heldentum ethischen Handelns und mentaler Festigkeit, das Wellington für die Leser überhaupt zugänglich macht, denn in seinen öffentlichen Taten ist er von den Lesern der Zeitschrift viel zu weit distanziert, als dass sie ihm nachstreben könnten:

„The triumphant commander, the arbiter of war, the stern senator, the counsellor of sovereigns – the iron Duke – stands too far aloof from our common sympathies. We claim a human relationship with the great departed, and in support of that claim we seek in his past deeds some touch of nature which makes the whole world kin.“⁶¹

Der Nachruf will also eine menschliche Beziehung zum großen Verstorbenen („a human relationship with the great departed“) aufbauen und reduziert Wellington deshalb in Anekdoten auf eine Dimension, in der er auch gewöhnlichen Menschen ein nachahmbares Vorbild sein kann, etwa wenn er in Indien ein verwaistes Kind in seine Obhut nimmt oder wenn er um Tote in einer Schlacht trauert.

Generell ist die „Leisure Hour“ eine große Verfechterin des moralischen Heldentums mit Werten wie Pflichtbewusstsein, Prinzipienfestigkeit, Zielstrebigkeit, mentaler Stärke und Opferbereitschaft, denn diese sind nicht nur mit der christlichen Ausrichtung der Zeitschrift kompatibel, sondern auch ihrem Selbstverständnis als klassenüberschreitende Publikation: „From the highest to the lowest, there is no circle from which we desire to exclude ourselves“, wie es im oben bereits zitierten allgemeinen Vorwort an den Leser heißt.⁶² Eigenschaften moralischen Heldentums kann jeder im eigenen Alltag beweisen, wie die Zeitschrift mit Beiträgen über

⁶⁰ The Duke of Wellington, in: LH, 4. November 1852, S. 713–718, hier S. 718. Angesichts solcher Einschränkungen gegenüber Heldenverehrung verwundert es nicht, dass die Zeitschrift Carlyle kritisch gegenüberstand. Negativ wird Carlyle zum Beispiel in einem Artikel gezeichnet, der ihm eine arrogante Haltung gegenüber einem heroischen Bergarbeiter vorwirft: „Here was a case of ‚manful, prompt, and salutary human heroism,‘ according to Mr. Carlyle’s own account, and yet he, the prophet of hero-worship, could sneer at it. Can the reader?“, Miners of Cornwall, in: LH, 9. Februar 1860, S. 91–95, hier S. 95.

⁶¹ The Duke of Wellington (Anm. 60), S. 716.

⁶² H. D., Word with our Readers (Anm. 13), S. 9.

heroisches Verhalten einfacher Menschen zeigt,⁶³ und auch in Beiträgen über heroische Frauen, denen zugestanden wird, in Ausnahmefällen ebenso tapfer agieren zu können wie Männer.⁶⁴

Grundsätzlich war die Zeitschrift aber auf Geschlechterdifferenz bedacht. Ein Artikel über die Dichterin Felicia Hemans spricht aus, dass Frauen einen „higher heroism“ als Männer verkörpern, ein Heldentum gesteigerter Moralität, das sich vor allem über Selbstverleugnung und Hingabe definiert und über die große öffentliche Tat erhebt:

„In these days of utilitarianism, it is not without its uses to show woman as she has been, and we venture to say, ever will be – capable of the loftiest actions of self-denial and devotion, imbued with the heart of the martyr, and the spirit of the hero. Wherever danger and death have been, in all ages and in all countries [...] there do we find the presence of woman as the ‚falcon-hearted dove,‘ showing strength out of very weakness, courage out of very cowardice.“⁶⁵

⁶³ Vgl. Heroes in Humble Rank (in der Rubrik „Varieties“), in: LH, 12. Juli 1855, S. 448. Siehe auch das Gedicht The Plate-layer Hero, in: LH, Februar 1900, S. 361, über einen Eisenbahnarbeiter, der sich opfert, um ein vergessenes Werkzeug von den Schienen zu holen, bevor es einen Zug zum Entgleisen bringen kann. Es handelt sich um ein preisgekröntes Gedicht der Leserin Georgina Brown für das Leisure Hour Eistedfodd. Der kurze Artikel The Power of „Good Spirit“ (in der Rubrik „Varieties“), in: LH, 22. Mai 1880, S. 336, beschreibt den Mut, mit dem Krankheit ertragen wird, und in der Serie „The Lessons of Biography: A Lecture for Working-Men“ heißt es im letzten Teil: „among the labouring and industrious classes [...] we have witnessed as many examples of real heroism and stern virtue as we have found in the most cultivated circles“, The Lessons of Biography: A Lecture for Working-Men, in: LH, 29. Juli 1852, S. 485–506, hier S. 486.

⁶⁴ So heißt es in einem Artikel über die Indische Rebellion von 1857: „men and women, soldiers and civilians, of all ranks in the revolted districts, swelled for the time to the dimensions of heroes“, English Heroism in India, in: LH, 16. Februar 1860, S. 108–109, hier S. 109. Siehe auch einen Artikel über die Globetrotterin Ida Pfeiffer: „a perfect heroine in foreign travel, undauntedly mingling with lawless tribes without an escort, penetrating the depth of woods, roaming the desert, exploring the terrible phenomena of volcanic sites, and accomplishing a journey round the globe“, The Lady Traveller, in: LH, 29. Januar 1852, S. 69–72, hier S. 69. Beiträge über große Frauengestalten der Geschichte boten unter anderem die Serie Poccahontas, in: LH, 9. September 1852 bis 30. September 1852, sowie Artikel über Elisabeth von der Pfalz: Electress Palatine Elizabeth, in: LH, 3. Juli 1875, S. 427–431, und Johanna von Orleans: Birthplace of Joan of Arc, in: LH, 29. Juli 1876, S. 488–490.

⁶⁵ Felicia Hemans, in: LH, 29. Januar 1852, S. 72–76, hier S. 72, S. 73. Vgl. in diesem Kontext auch E. Salmons Artikel What Girls Read, in: Nineteenth Century, Oktober 1886, S. 515–529, der ebenfalls einen überlegenen, da zivilisierteren, Heroismus des weiblichen Geschlechts propagiert: „In the ranks of girls and women it may be conceded are centred the greatest heroism, the noblest devotion, the highest purpose, the longest suffering, the harshest and cruellest of human trials. [...] It is courage of the first order. The courage which makes a man face boldly an enemy on the field of battle or fling himself into the boiling surf to rescue a fellow-creature is, too, deserving of all honour, but it is, nevertheless, courage of a second order and is primarily man's. [...] It requires to face fever in a loathsome alley, or to minister to the needs of the wounded soldier, a courage dissimilar in all respects to that called forth by the necessity of spiking a gun or swimming out to a wreck. The one is devotion, human, spiritual, Christian; the other is pluck, animal-like in its character, desperate in its instincts. The former is noted by God and lauded by man, but requires an uncommon power to treat adequately from the point of view of the story

Die Vorstellung eines nobleren weiblichen Heroismus steht im Einklang mit den dominanten Geschlechternormen der hochviktorianischen Epoche, die Frauen der Mittelschichten über häusliche und damit kompatible Tugenden und Aktivitäten definierten. Gleichwohl ist moralischer Heroismus ein Feld, in dem sich die fortschreitende Demokratisierung von Heroisierungsprozessen nicht nur auf der Klassen-, sondern auch der Geschlechterebene schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts abzeichnet.

Ähnlich wie in den anderen betrachteten Zeitschriften wird auch in der „Leisure Hour“ über das Heroische reflektiert und werden angemessene und unangemessene Heroisierungen unterschieden. So stellt ein Artikel über Robert Clive, einen wichtigen, aber umstrittenen Akteur der Kolonisierung Indiens, die Frage, ob Clive ein Denkmal verdiene; zwar war er der Sieger der Schlacht von Plassey (1757), aber auch für seine Korruption bekannt.⁶⁶ Das Gedicht „War“ fragt ebenso kritisch, wie im Krieg zwischen Mördern und Helden unterschieden werden könne: „One murder makes a villain, Millions a hero“.⁶⁷ Und auch die „Leisure Hour“ fragt, wie das „Boy’s Own Magazine“, ob man Räuberei, auch wenn sie der Umverteilung von Reichtümern dient, als Heldentat feiern dürfe.⁶⁸

In Charles Dickens’ Zeitschriften finden sich weniger Artikel mit prominenter Referenz auf das Heroische als in der „Leisure Hour“. Für Dickens, dem soziale Reformen in der Gegenwart ein zentrales Anliegen waren, hatte die englische Geschichte an heroischen Leitbildern wenig zu bieten,⁶⁹ und auch für die Gegenwart wird heroisches Posieren lächerlich gemacht, zum Beispiel in dem Artikel „Heroes Afloat“, der Zivilisten beschreibt, die per Schiff in den Krimkrieg aufbrechen und sich dabei übertrieben martialisch gebärden.⁷⁰

Allerdings finden sich in „Household Words“ und „All the Year Round“ einige Artikel, die heldenhaftes Verhalten in bestimmten Bereichen noch würdigen. Garibaldi als Freiheitsheld scheint jenseits aller Kritik,⁷¹ ebenso wie die heroischen Entdecker in der Arktis, die „Household Words“ in einer dramatischen Szene (zum Nachspielen) präsentierte.⁷² Auch moralischer Heroismus wird propagiert, etwa in einem „All the Year Round“-Artikel mit dem bezeichnenden Titel „A Simple Hero“. Er präsentiert einen Soldaten, der bei einer Choleraepidemie aufopferungsvoll Kameraden pflegt, bis er der Seuche selbst zum Opfer fällt:

reader; the latter is easily susceptible of a treatment, feverish and romantic, which may be expected to appeal to the dullest of imaginations. The gore of the battle-field and the flames of the burning building are facts more readily grasped by, and hence more interesting to, the majority of youthful readers than the sick room and injured heart“, ebd., S. 516.

⁶⁶ Vgl. Lord Clive, in: LH, 8. März 1860, S. 153–154.

⁶⁷ War, in: LH, 24. September 1870, S. 624.

⁶⁸ Siehe den Artikel William Brodie, in: LH, 22. November 1855, S. 745–747.

⁶⁹ In seiner „Child’s History of England“, die zwischen 1851 und 1853 in HW serialisiert wurde, identifizierte Dickens kaum Helden der nationalen Geschichte.

⁷⁰ Heroes Afloat, in: HW, 5. August 1854, S. 593–596.

⁷¹ To Nicæa, the Birthplace of Garibaldi, in: AYR, 17. Juli 1860, S. 324–325.

⁷² Arctic Heroes: A Fragment of Naval History, in: HW, 27. April 1850, S. 108–109.

„There was nothing very remarkable or striking about him – he was only a private soldier in a line regiment – an orderly, or tender of the sick, in a regimental hospital.“ Nicht durch die große Kriegstat zeichnet sich dieser Soldat aus, sondern durch seinen selbstlosen humanitären Einsatz, der die Pflicht übersteigt: „And where all did their duty well and bravely, none was so fearless, none so untiring, so zealous for suffering comrades as my humble hero“. ⁷³ Wie in den anderen betrachteten Zeitschriften ist also auch im Profil der Dickens-Zeitschriften eine Tendenz zur erweiterten sozialen Reichweite von Heldenzuschreibungen erkennbar, ebenso wie eine Erweiterung auf ziviles und humanitäres Heldentum.

Je nach intendierter Leserschaft, so lässt sich vorläufig resümieren, setzen viktorianische Zeitschriften bei der Darstellung und Bewertung des Heroischen unterschiedliche Akzente. Allerdings gibt es auch große Linien, die für ihre Epoche charakteristisch sind: Signifikant ist die Skepsis gegenüber unkritischer Heldenverehrung, während die Bewunderung für Helden, weil sie Nachahmung von Vorbildlichem befördert, sanktioniert war und besonders für junge Leser nachdrücklich ermutigt wurde. Die Wertschätzung für nachahmbares Heldentum zeigt sich auch in der Bedeutung, die alle Zeitschriften zivilem und speziell moralischem Heldentum zuschrieben. Gerade dieser Akzent passt in das Bild, das sich die Zeitschriften von ihrem Publikum machten, und zu der Funktion, die sie für diese Leser und Leserinnen erfüllen wollten, nämlich die Vermittlung gemeinschaftsstiftender Ideale und Werte. Nur wenige Leser und noch weniger Leserinnen der betrachteten Zeitschriften hätten Spielräume für heroische Aktion im militärischen Feld, als abenteuerliche Entdecker und Reisende, als herausragende Erfinder und Wissenschaftler oder als große Wohltäter gehabt. Im Alltagsleben und in einem kleineren Maßstab aber konnten sie Helden folgen, wenn deren als heroisch identifizierte Eigenschaften im weitesten Sinne Charaktereigenschaften und Merkmale ethischen Verhaltens waren. Für eine *imitatio* in diesem Sinne sollten Helden nicht im Carlyleschen Sinne *verehrt* werden, aber sie mussten weiterhin *bewundert* und entsprechend präsentiert werden, in „Tales of Adventure, Stories of Heroism and Courage [...] which will arouse feelings of ardent admiration for all that is good and noble“, wie das „Boy’s Own Magazine“ in seinem ersten Vorwort programmatisch formulierte. ⁷⁴ *Bewunderung* nämlich stiftet das affektive Band zwischen Helden und ihrer Interpretationsgemeinschaft, das zur Nachahmung animiert. Dessen waren sich die Produzenten und Autoren der Zeitschriften bewusst, und man stößt somit immer wieder auf Artikel, die die Bewunderung eines Publikums für einen Helden explizit thematisieren und sogar inszenieren. Ein Beispiel dafür soll abschließend eingehender untersucht werden.

⁷³ A Simple Hero, in: AYR, 28. Oktober 1876, S. 147–149, hier S. 148.

⁷⁴ BOM, Januar 1855, o. S.

Die Inszenierung der Bewunderung

Mein Beispiel entstammt nicht zufällig einer der Zeitschriften von Dickens, der, wie erwähnt, ein für Publikumswirkung besonders sensibler Autor und Herausgeber war. Im Oktober 1859 veröffentlichte „All the Year Round“ einen von William Blanchard Jerrold verfassten (allerdings wie üblich anonym publizierten) Artikel mit dem Titel „The Conquering Heroes Come“.⁷⁵ Der Titel bezieht sich auf einen bekannten Chor aus Händels Oratorium „Judas Maccabeus“, welches Händel zu Ehren des bei der Schlacht von Culloden (1746) gegen die Jakobiten siegreichen Prinzen Wilhelm Augustus komponiert hatte: „See, the conquering hero comes! / Sound the trumpets, beat the drums“. Im Artikel gefeiert werden aber Soldaten (und zwar auch der einfachen Ränge), die soeben in einem aktuellen Konflikt gekämpft haben, nämlich dem Krieg zwischen Frankreich und Österreich in Italien. Geschildert wird mit großem Detail und großer Lebendigkeit der Empfang, den die Stadt Paris und ihre Bürger der siegreichen Armee am 14. August des Jahres bereiteten. Der Text operiert dabei mit der Strategie, seinen Lesern ein intradiegetisches Publikum vorzustellen, dessen Reaktion auf Helden die Leser somit beobachten und gegebenenfalls zu sich selbst in Bezug setzen können: Der Triumphzug wird als Ereignis inszeniert, an dem nicht nur die heroischen Soldaten teilnehmen, sondern auch das sie bewundernde Publikum am Straßenrand. Die Sprache des Textes gibt die emotionale Erregung dieses Publikums und das überwältigende Spektakel der Truppen präsentisch und dynamisch wieder. Als die „Conquering Heroes“ endlich ihren Auftritt haben, hat sich die gespannte Erwartung der Menge auf den berichtenden Augenzeugen übertragen und wird in dieser überblendeten Perspektive auch den Lesern vermittelt. Die Darstellung ist ebenso sinnlich wie affektgeladen:

„Yes, yes, they are coming! Oh! moment of supreme happiness! Oh! proud mothers and sisters, and wives, throw open your arms – for your heroes, with lofty step, though foot-sore and elbow-greasy, are tramping along the triumphal way; and every step presses a votive flower! Bright helmets gleam through the dust, the music swells, and sharp is the roll of the drums. A loud, shrill prolonged cry greets this new assurance that the heroes are at hand. And then a dead silence follows. Every eye is searching a few yards behind the sturdy horsemen who open the march, searching for a solitary figure.“⁷⁶

Dem nach der vorangegangenen Aufregung hier mit ehrfürchtigem Schweigen begegneten Heerführer folgen die von der Menge dann wieder bejubelten Verwundeten der Schlacht, und sogar einem mitgeführten Regimentshund scheint in der bewundernden Wahrnehmung Stolz auf die erbrachten Taten anzusehen zu sein: „And the dog marching before all Paris, with a decoration upon his proud canine chest, and his general military costume, is equal to his brilliant destiny.“⁷⁷

⁷⁵ The Conquering Heroes Come, in: AYR, 1. Oktober 1859, S. 541–546.

⁷⁶ Ebd., S. 545.

⁷⁷ Ebd.

Erst ein Regenguss vermag der Bewunderung der Helden ein Ende zu setzen. Hier und an einigen anderen Stellen zeigt der Artikel eine leichte, wohlwollende Ironie angesichts der überbordenden Begeisterung für die Helden; aber auch der berichtende Augenzeuge wird letztlich von dieser Begeisterung angesteckt. Die Theatralik des Heldenempfangs wird von ihm gewürdigt und die emotionale Reaktion der Bewunderer nachvollziehbar gemacht.⁷⁸

Artikel wie dieser erkannten an, dass es in der viktorianischen Öffentlichkeit neben Heldenskepsis auch noch ein Bedürfnis nach Helden gab, und sie signalisierten ihrem zeitgenössischen Publikum, dass Helden, so kritisch manche ‚falschen‘ Heroisierungen auch gesehen wurden, weiter bewunderns- und sogar feierenswert waren – zumal die gemeinschaftliche Feier und geteilte Bewunderung (ob bei einem Publikum auf der Straße oder bei den Lesern einer Zeitschrift) eine Wertegemeinschaft stiften konnte. Das innertextliche Publikum in „The Conquering Heroes Come“ ist, wie die intendierten Leserschaften der betrachteten Zeitschriften, eine Masse, aber keine streikende oder gar revolutionäre und damit für die Gesellschaft prekäre, sondern eine in der Bewunderung für Helden geeinte – ganz im Sinne der Funktion, die die Zeitschriften sich selbst in der Beziehung zu ihrem Publikum zuschrieben.

*

Publikumszeitschriften mussten in der viktorianischen Zeit wie heute Publikumsinteressen und -bedürfnisse bedienen, um auf einem kompetitiven Markt überleben zu können. Dass in den betrachteten Zeitschriften das Thema des Heroischen behandelt wurde, reagiert auf ein Interesse, das in der viktorianischen Kultur am Heroischen bestand und das sich auch in anderen Bereichen der kulturellen Produktion niederschlug. Die Zeitschriften reagierten aber nicht nur auf ein Interesse an Helden und bestehende Diskurse über das Heroische, sondern sie wirkten – als mediale ‚Heldenmacher‘ – an diesen Diskursen aktiv mit und prägten das Heldenverständnis ihrer Leser in unterschiedlicher Weise. Das Interesse der betrachteten Publikumszeitschriften am sozialen Zusammenhalt – ob der ganzen Nation oder der Gemeinschaft der eigenen Teilpublika – dürfte sie nicht nur für das Heldenthema disponiert haben. Es mag zudem erklären, warum der Blick dieser Zeitschriften auf das Heroische zwar vielfältig, aber nie kontrovers ist. Zwar sind die Zeitschriften auch mit ihren Heldenprofilen auf bestimmte Leserschaften zugeschnitten (mit besonders deutlichen Unterschieden zwischen der Knaben- und der Frauenzeitschrift), verfolgen dabei aber die gleichen übergeordneten Intentionen: Heldenfiguren und das Thema des Heroischen dienten in allen Zeitschriften als Projektionsfläche für die im politischen und kulturellen Erwartungshorizont der viktorianischen Gesellschaft angelegten und auf breiter Basis akzeptierten Werte. Gegenüber Sozialrebellern wird zur Vorsicht gemahnt, und weibliche Exzeptionali-

⁷⁸ Ähnliches geschieht in der Ballade *An Every-Day Hero*, in: HW, 17. August 1850, S. 492–494.

tät wird in Zeiten der aufkeimenden Frauenbewegung zwar anerkannt, gleichzeitig aber zu einem höheren moralischen Heldentum stilisiert und so in seinem Transgressivitätspotenzial eingehegt. Vorstellungen einer Polarisierung durch Helden oder der Störung der Ordnung durch widerständige Helden wird ausgewichen, was angesichts zeitgenössischer bzw. kürzlich vergangener Sozialunruhen (unter anderem Chartistenbewegung und Arbeitskonflikte in Großbritannien, Revolutionen auf dem Kontinent) auch politisch motiviert gewesen sein dürfte. Der Held als provokanter Grenzgänger und Normsprenger wird ausgeblendet und stattdessen die Aufmerksamkeit auf den Helden als vorbildlichen Normerfüller (oder sogar -übererfüller) gelenkt.

Hinter solcher Darstellung liegt eine Absicht der Egalisierung und Stabilisierung: Figuren, die viktorianische Publikumszeitschriften als heldentauglich präsentierten und propagierten, standen für hegemonial anerkannte Ideale und Werte, und sie sollten deshalb auch nicht unerreichbar über denen stehen, für die sie Helden sein sollten. Wenn sie es taten (wie etwa im Fall Wellingtons), wurde ihre Exzeptionalität so weit an das normalmenschliche Maß angeglichen, dass auch der Durchschnittsbürger in den Helden bzw. einzelnen von ihnen verkörperten Eigenschaften, Möglichkeiten der Nachahmung erkennen konnte. Eine *Verehrer*-gemeinschaft sollte das Massenpublikum der viktorianischen Zeitschriften nicht sein, wohl aber eine Gemeinschaft von *Bewunderern* für Helden, die die Werte ihrer Gemeinschaft nachahmenswert repräsentierten und somit für den Zusammenhalt der Gesellschaft – über alle Klassen- und Geschlechtergrenzen hinaus – in Anspruch genommen werden konnten.

„die ganze gesellschaftliche Welt in einer Nuß“ Opernhelden und ihr Publikum am Beispiel des deutschen Hoftheaters im mittleren 19. Jahrhundert

Carolin Bahr

Die Geschichte der Oper ist eng mit der Geschichte der Gesellschaft und ihres Wandels verknüpft. Doch was in der musik- und kulturwissenschaftlichen Forschung als unbestrittene Tatsache gilt, erweist sich als problematisch, sobald konkrete Wechselbeziehungen zwischen Oper und Gesellschaft aufgezeigt und beschrieben werden sollen. Die Frage danach, ob Opern (sowie auch die darstellenden Künste im Allgemeinen) einen direkten Einfluss auf gesellschaftliche Entwicklungen haben und *vice versa*, wird in gegenwärtigen Untersuchungen kontrovers und eingehend diskutiert.¹ Dabei ist es dem wissenschaftlichen Paradigmenwechsel der 1960er Jahre und der zunehmenden Betonung der performativen Zusammenhänge dramatischer Texte zu verdanken, dass auch Opern nicht mehr nur in ihrer fixierten, unveränderbaren Werkgestalt untersucht werden, sondern vielmehr deren wandelbare, von Ort, Zeit und gesellschaftlichem Umfeld der Aufführung abhängige Erscheinungsformen interessieren.²

In diesem Kontext rückt auch das Publikum als ein vom Theaterereignis untrennbarer Bestandteil in den wissenschaftlichen Fokus. Vor allem im Hinblick auf das 19. Jahrhundert, das im mitteleuropäischen Raum durch eine flächendeckende Öffnung von Opernhäusern für ein breites, aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten zusammengesetztes Publikum gekennzeichnet war, wird die aktive Rolle des Rezipienten stark gemacht: „Die Teilnehmer an Opernaufführungen des 19. Jahrhunderts waren selber Akteure, die den Charakter eines Abends durch ihre körperliche Präsenz, ihre Bewertung der Musik und ihr Hörverhalten wesentlich prägten“,³ urteilt Sven Oliver Müller, der im Rahmen seiner

¹ Die Schnittstellen zwischen Musik, Oper und Gesellschaft sind beispielsweise zentrales Thema der von Ph. Ther herausgegebenen Schriftenreihe „Die Gesellschaft der Oper. Musikultur europäischer Metropolen im 19. und 20. Jahrhundert“ (München [u.a.] 2006–2012), in deren zahlreichen Einzelbänden der Versuch unternommen wird, über das Musiktheater einen Zugang zu einer gesamteuropäischen Kulturgeschichte zu schaffen.

² Vgl. für die theaterwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Begriffen und Phänomenen der Performanz stellvertretend R. Schechner, *Performance Theory* (Routledge Classics), London/New York 1988; Ders., *Performance Studies. An Introduction*, London/New York 2002; E. Fischer-Lichte, *Ästhetik des Performativen* (Edition Suhrkamp; 2373), Frankfurt am Main 2004.

³ S. O. Müller, *Saalschlachten. Ausschreitungen in Londoner Opernhäusern in der Mitte des 19. Jahrhunderts*, in: S. O. Müller / J. Toelle (Hrsg.), *Bühnen der Politik. Die Oper in europäischen Gesellschaften im 19. und 20. Jahrhundert* (Die Gesellschaft der Oper; 2), Wien/München 2008, S. 160–176, hier S. 161. Vgl. auch die jüngst im Rahmen des Projekts „Die

umfassenden Publikumsforschung die These vertritt, dass das Theater zu dieser Zeit sowohl einen Aktions- als auch einen Repräsentationsraum unterschiedlicher sozialer Gruppen darstellte. Indem Oper für ihn „gleichzeitig sozialen Status, kulturelle Verhaltensmuster und politische Ungleichheit [repräsentierte und generierte]“, ⁴ geht er von Wechselwirkungen zwischen Bühne und Auditorium aus, die auch Carlotta Sorba beschreibt, wenn sie in der Oper „a continuous interchange between production and consumption, musical composition and social reality“ ⁵ sieht und feststellt: „The relationship between the stage and the real world was a mutual exchange. The action of melodrama sometimes transferred its energy to the public, and sometimes the heroic transfiguration of real life into opera inverted to become a heroic melodramaticization of the real.“ ⁶ Ähnlich konstatiert Bruce McConachie aus theaterwissenschaftlicher Perspektive: „theatre helps people to constitute themselves as social beings“, und er definiert eine Aufführung als „a type of ritual which functions to legitimate an image of a historical social order in the minds of its audience“. ⁷

Bei aller methodischen Vielfalt, mit der die Wechselwirkungen zwischen Werk und Publikum unter historisch-systematischen, text- und musikwissenschaftlichen, deskriptiven oder theoretischen Aspekten abgehandelt werden können, bleibt doch die grundlegende Beobachtung konstant: Im ‚langen‘ 19. Jahrhundert erlangte die Oper im zentraleuropäischen Raum gesellschaftliche Bedeutung und Popularität in einem Ausmaß, das vorher und nachher unerreicht blieb. In der Zeit zwischen den Werken Wolfgang Amadeus Mozarts und Giacomo Puccinis entfalteten Opern- und Theaterhäuser als zentrale Schauplätze kulturellen und gesellschaftlichen Lebens ihre größte Wirkungsmacht zumindest auf solche Bevölkerungsschichten, denen Kultur aufgrund von Herkunft, Bildung und Besitz zugänglich war.

Davon legen der konstante Anstieg von Theaterbauten und die Vergrößerung der Besucherkreise, die eine neue Öffentlichkeit konstituierten, ebenso Zeugnis ab wie die Erweiterung und Verfestigung eines Opernrepertoires, die Erweiterung von

Gesellschaft macht Musik. Das Opern- und Konzertpublikum in Berlin, London und Wien im 19. Jahrhundert“ der Max-Planck-Forschungsgruppe „Gefühlte Gemeinschaften? Emotionen im Musikleben Europas“ erschienene Publikation von S. O. Müller, *Das Publikum macht die Musik. Musikleben in Berlin, London und Wien im 19. Jahrhundert*, Göttingen 2014.

⁴ S. O. Müller, Distinktion, Demonstration und Disziplinierung. Veränderungen im Publikumsverhalten in Londoner und Berliner Opernhäusern im 19. Jahrhundert, in: *International Review of the Aesthetics and Sociology of Music* 37, Heft 2, 2006, S. 167–187, hier S. 168.

⁵ C. Sorba, To Please the Public. Composers and Audiences in Nineteenth-Century Italy, in: *The Journal of Interdisciplinary History* 36, Heft 4 (Opera and Society; 2), 2006, S. 595–614, hier S. 614.

⁶ Ebd.

⁷ B. A. McConachie, Towards a Postpositivist Theatre History, in: *Theatre Journal* 37, Heft 4, 1985, S. 465–486, hier S. 473.

personellen und institutionellen Netzwerken als Grundlage rasanter Kulturtransfers, die Etablierung von musikalischen Fachzeitschriften als zentrale Vermittlungsorgane zwischen Werk und Rezipient u.v.m.⁸ In der wissenschaftlichen Betrachtung dieses Phänomens setzte sich aufgrund des zeitlichen Nebeneinanders vom Aufstieg des Bürgertums und vom Aufstieg der Oper in den Mittelpunkt zumindest der zentraleuropäischen ‚Hochkultur‘ die von Theodor W. Adorno ausgehende Ansicht durch, dass die Oper des 19. Jahrhunderts ein genuin bürgerliches Genre sei.⁹ Namentlich in den Ausprägungen der ernsten Gattungen wie der französischen Grand Opéra, dem italienischen Melodramma und dem deutschen Musikdrama, die in der ersten Jahrhunderthälfte von einer Zurückdrängung der antiken und mythologischen Stoffe des barocken Musiktheaters zugunsten romantischer und historischer Sujets der Neuzeit gekennzeichnet waren, glauben Forscher, den Einfluss bürgerlicher Normen und Werte auf die Werkästhetik zu erkennen. So stellt etwa Carl Dahlhaus fest, „daß die Opera seria des 19. Jahrhunderts, auch wenn sie in Hoftheatern aufgeführt wurde, literarisch primär auf das bürgerliche Parkettpublikum als ‚Geschmacksträgerschicht‘ zielte“.¹⁰

Dahlhaus benennt drei Punkte, die wichtig erscheinen, wenn sich im Folgenden das Erkenntnisinteresse auf das Opernpublikum, dessen Zusammensetzung und dessen Verhältnis zu Werk, Bühnengeschehen und den im Werk auftretenden (heroischen) Figuren richten soll: Erstens stellt Dahlhaus einen kausalen Zusammenhang zwischen bürgerlichem Publikum und den gattungstechnischen Entwicklungen der italienischen Opera seria her, die – ebenso wie ihre französischen und deutschen Pendanten aus dem Bereich der ernsten, gewissermaßen ‚stilhohen‘ Operngattungen – in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in besonderem Maße von dem erwähnten Vordringen romantischer Sujets geprägt war. Weil sich damit einhergehend auch das vormals aus unantastbaren Göttern, siegenden Herrschern, tapferen Kämpfern der mythischen oder vormodernen Zeit zusammengesetzte Heldenpersonal der Opern zu nunmehr gebrochen und psychologisch tiefengeschärft dargestellten Figuren und Gemeinschaften der jüngeren Geschichte wandelte, wäre danach zu fragen, inwiefern dieser Wandel mit der Präsenz bürgerlicher Schichten im Auditorium zusammenhing und ob deren neuartige Hör- und Seh-erwartungen mit der Präsentation neuartiger Heldenfiguren auf der Bühne korrelierten.

Zweitens lenkt Dahlhaus die Aufmerksamkeit auf das Hoftheater als Ort, an dem sich das bürgerliche Publikum als „Geschmacksträgerschicht“ etablierte. Zwar

⁸ Vgl. zu sozialgeschichtlichen Aspekten der Oper grundlegend M. Walter, „Die Oper ist ein Irrenhaus“. Sozialgeschichte der Oper im 19. Jahrhundert, Stuttgart/Weimar 1997; A. Gerhard, Die Verstädterung der Oper. Paris und das Musiktheater des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1992.

⁹ Vgl. Th. W. Adorno, Bürgerliche Oper [1955], in: Th. W. Adorno, Gesammelte Schriften, Bd. 16, Musikalische Schriften 1–3, Frankfurt am Main 1978, S. 24–39.

¹⁰ C. Dahlhaus, Die Musik des 19. Jahrhunderts (Neues Handbuch der Musikwissenschaft; 6), Wiesbaden/Laaber 1980, S. 37.

waren die Hoftheater gerade im italienischen Raum aufgrund der sozialen Strukturen der Kulturmetropolen seit jeher durch hohe Anteile bürgerlicher Schichten gekennzeichnet, dennoch lässt sich damit auf ein Phänomen rekurrieren, das sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts flächendeckend in den europäischen Residenzen durchsetzte: So öffneten in zahlreichen Städten die Hoftheater ihre zuvor vielerorts nur einem geschlossenen, aristokratischen Kreis zugänglichen Pforten einem breiten, zahlenden Publikum, wodurch sie sich zu einem Ort wachsender sozialer Durchmischung entwickelten.¹¹ Weil Hoftheater infolgedessen von höfischen Subventionierungen und Repräsentationsansprüchen ebenso abhängig waren wie von den Einnahmen aus dem Publikum und somit auch von dessen Geschmacksurteilen, könnten Momente wechselseitiger Beeinflussung und Kontrolle von Hof und Publikum hinsichtlich des Geschehens auf und vor der Bühne aufgedeckt werden. Innerhalb des Auditoriums hebt Dahlhaus, drittens, das Parkett hervor, in dem er das bürgerliche Publikum ansiedelt. Andere Orte des Publikumsraums waren demnach anderen Publikumskreisen zugeordnet, so dass schließlich auch nach dem Zusammenhang zwischen Architektur, Platzierung und Publikum im Raum des Hoftheaters gefragt werden kann.

Im Folgenden sollen diese allgemeinen Ausführungen anhand eines Beispiels konkretisiert werden. Dafür bietet sich das deutsche Hoftheater angesichts seiner Verortung in einer restaurativ geprägten, dezentralen Kleinstaatenkultur im frühen und mittleren 19. Jahrhundert insofern an, als Prozesse der Verbürgerlichung im Vergleich zu großen europäischen Kulturzentren wie etwa Paris oder London nur verzögert und weniger radikal, aber kontinuierlicher abliefen. Im Hinblick auf das allmähliche Vordringen neuer „Geschmacksträgerschichten“ und somit auch neuer opernästhetischer Kriterien in einen vormals höfisch geprägten Raum können daher Merkmale eines gesellschaftlichen Wandlungsprozesses im Raum des Hoftheaters überblicksartig beschrieben werden. Dabei richtet sich der Blick erstens auf das Verhältnis zwischen höfischem Repräsentationswillen und Publikumsanspruch, zweitens auf die konkrete Zusammensetzung, Positionierung sowie Verhaltensmuster des Publikums und drittens schließlich auf die eingangs benannte Wechselbeziehung von Oper und Gesellschaft.

1.

Während sich das deutsche Hoftheater des 18. Jahrhunderts dadurch auszeichnete, dass Opern- und Theatervorstellungen zumeist nur einem exklusiven Publikum zugänglich waren, das sich aus der Hofgesellschaft und eingeladenen örtlichen und durchreisenden Notabeln zusammensetzte, gingen, wie Ute Daniel feststellt, in den 1770er Jahren die ersten deutschen Fürsten dazu über, „ihre Hoftheater durch

¹¹ Vgl. zur Entwicklung der Hoftheater am Beispiel des deutschen Kulturraums grundlegend U. Daniel, *Hoftheater. Zur Geschichte des Theaters und der Höfe im 18. und 19. Jahrhundert*, Stuttgart 1995.

festangestellte deutsche Schauspieltruppen bespielen zu lassen und gegen Eintritt einem anonymen Publikum zu öffnen“.¹² Zunächst beschränkt auf die großen deutschen Königshäuser sowie den Wiener Kaiserhof und vereinzelt auch kleinere Residenzen wie zum Beispiel Weimar oder Esterháza, sollten zu Beginn des 19. Jahrhunderts weitere deutsche Höfe ihre Theater öffentlich zugänglich machen und so direkte Berührungspunkte zwischen Fürst, Hof und Residenzbevölkerung schaffen. Diese Berührungspunkte bildeten die Grundlage für eine Wechselbeziehung zwischen Obrigkeit und Publikum, die für das deutsche Hoftheater des Vormärz konstitutiv war. Das Publikum war zwar am Hof der Sozialdisziplinierung ausgesetzt und hatte sich dem höfischen Reglement zu unterwerfen. Aber zugleich hatte der Opernbesucher auch die Möglichkeit zu Bildung, Unterhaltung sowie zur Demonstration seiner Loyalität dem Regenten gegenüber. Das deutsche Hoftheater wandelte sich auf diese Weise, wie Andreas Münzmay am Beispiel des Stuttgarter Theaters darlegt, zunehmend

„von einem rein höfischen – zur Unterhaltung des Adels [...] und zur herrscherlichen Repräsentation dienenden – Ort barocker Manier, an dem der Öffentlichkeit allenfalls eine Rolle als Zuschauer (sowohl des Theaterstücks als auch vor allem des Hofes selbst) zukam, in eine primär öffentliche Einrichtung, die unabhängig von höfischer Präsenz sinnhaft war und funktionierte, aber gleichzeitig vom König weiterhin privilegiert benutzt werden konnte.“¹³

Um die Präsenz eines öffentlichen Publikums in einem vormals exklusiv höfischen Raum zu legitimieren, erhielt das deutsche Hoftheater nicht zuletzt vor dem Hintergrund aufklärerischer Ideen vielerorts den ästhetischen Rang einer Erziehungsanstalt. So definierte der Wiener Hof 1817 die Stellung der kaiserlichen Theater als eine Einrichtung, „an dessen Vergnügen dem Publikum unter bestimmten Bedingungen und Vorschriften teilzunehmen gestattet ist, in welcher Hinsicht die Hoftheater zugleich in die Kategorie einer öffentlichen auf die Sittlichkeit und Bildung des Publikums berechneten Anstalt eintreten“.¹⁴ Hinter diesem Bildungsaspekt verbargen sich, Daniel zufolge, jedoch auch kulturpolitische Motive: Der infolge des Wiener Kongresses 1814/15 einsetzende „sparsamere Zuschnitt der Hofhaltungen und die geringere Bedeutung der höfischen Luxusausgaben als Mittel der sozialen Abgrenzung“¹⁵ bewirkte auch, dass am Hof ein gewissermaßen ‚verbürgerlichter‘ Habitus zur Schau gestellt wurde. So gingen Regenten nunmehr verstärkt „auf diejenigen Aspekte ‚aufklärerischen‘ Gedankenguts bildungsbürgerlicher Provenienz ein, die geeignet waren, diese neue Mode zu mehr als einer Notlösung zu

¹² Ebd., S. 66.

¹³ A. Münzmay, Musikdramaturgie und Kulturtransfer. Eine gattungsübergreifende Studie zum Musiktheater Eugène Scribes in Paris und Stuttgart (Forum Musikwissenschaft; 5), Schliengen 2010, S. 234.

¹⁴ Zitiert nach H. Zielske, Zwischen monarchischer Idee und Urbanität. Hoftheater und Stadttheater im Vormärz, in: M. Pörmann / F. Vaßen (Hrsg.), Theaterverhältnisse im Vormärz (Jahrbuch / Forum Vormärz-Forschung; 7.2001), Bielefeld 2002, S. 43–69, hier S. 50.

¹⁵ Daniel, Hoftheater (Anm. 11), S. 117.

machen“.¹⁶ Das Hoftheater eignete sich optimal als Ort dieser Zurschaustellung, vereinte es doch den Regenten, der das Theater als Hort für Kunst, Bildung und Unterhaltung ermöglichte und subventionierte, das Publikum, das dies durch finanzielle Gegenleistung aufnahm, und den Künstler, der als direkter Vermittler zwischen Kunst und Publikum auftrat, unter einem Dach. Dies verdeutlicht auch der Artikel „Hof-Theater“ des „Allgemeinen Theater-Lexikons“ von 1841:

„Als das deutsche Theater anfang, zu einer bestimmten Selbstständigkeit zu erwachen [...], da nahmen kunstsinnige Fürsten sich seiner an, schützten und bewahrten es, sicherten die Zukunft der Künstler und gaben den Instituten einen festen Halt im Anlehnen an die geordneten Verhältnisse der Hofhaltungen. [...]

Der Regent hat durch ein H.[of]=T.[heater] Gelegenheit sich täglich in der Mitte seiner Unterthanen zu zeigen, ohne der zu großen Annäherung des Publikums ausgesetzt zu sein, bei Besuchen fremder fürstl. Personen erspart ein glänzendes Theater dem Hofe die ungleich kostbarem Hoffestlichkeiten als Jagden, Bälle, Maskeraden u.s.w.; das Publikum hat Gelegenheit die hohen Gäste zu sehen [...]. Für die Kunst liegt der Vortheil, den H.=T. gewähren, in dem dauernden Zusammensein und Zusammenwirken der darstellenden Künstler, in den geordneten Verhältnissen überhaupt, in der Rücksicht, daß auf solchen Bühnen sich das Repertoire fest gestalten und dem Anbringen der seichten Tageserzeugnisse sich wehren läßt. [...] Für das Publikum in dem reichen und doch in seinen Grundzügen festern Repertoire, in der Gewißheit eine gesittete, anständige Versammlung zu finden, auf welche die Gegenwart des Hofes einen entschieden wohlthätigen Einfluß ausübt, endlich aber in der besseren Ausstattung der Vorstellungen.“¹⁷

Hier wird das Verhältnis zwischen Monarch und Publikum an einem Hoftheater als nutzbringend für beide Seiten beschrieben. Dem Fürsten war die Möglichkeit einer mittelbaren, verwaltungstechnisch geregelten und finanziell überschaubaren Selbstrepräsentation seinen Gästen und dem Publikum gegenüber gegeben, während dieses neben der allgemeinen Zugänglichkeit der Theater von den Vorteilen einer stehenden Bühne mit festem Repertoire und fest angestelltem künstlerischen Personal, also einer Art von Qualitätssicherung der künstlerischen Erzeugnisse, profitieren konnte.

Durch seine Präsenz im Hoftheater formte das Publikum also eine neue Öffentlichkeit und Trägerschicht eines Geschmacks, der mit den fürstlichen Ansprüchen in Übereinstimmung zu bringen war. Dabei lässt sich der im Artikel erwähnte Repräsentationsanspruch eines Regenten, der sich im Theater „in der Mitte seiner Unterthanen“ zeigen konnte, besonders deutlich an Festvorstellungen anlässlich fürstlicher Jubiläen und Feiertage beschreiben, auf deren Mitgestaltung ein Fürst durch finanzielle Zuschüsse großen Einfluss nehmen konnte. Dass zum Beispiel Gioacchino Rossinis Oper „Guillaume Tell“ im Oktober 1830 an der Berliner Hofoper anlässlich der Vermählung des Prinzen Albrecht von Preußen erstmals aufgeführt wurde, kann einerseits als direktes Zugeständnis des Hofes an einen Publi-

¹⁶ Ebd., S. 117–118.

¹⁷ L. Schneider, Hof-Theater, in: R. Blum [et al.] (Hrsg.), Allgemeines Theater=Lexikon [...], 7 Bde., Bd. 4, Altenburg/Leipzig 1841, S. 241–243, hier S. 241, S. 242–243.

kumsgeschmack gedeutet werden, der sich in den 1820er Jahren in Berlin zentral an den Opern Rossinis orientierte. Weil die Aufführung andererseits zu einem großen Teil aus der Privatkasse König Friedrich Wilhelms III. von Preußen finanziert wurde, erschien die Oper Rossinis in Berlin jedoch im Gewand einer stark bearbeiteten Version unter dem Titel „Andreas Hofer“, die die revolutionär-liberale Aussage des Werkes in eine konservativ-monarchische umwandelte.¹⁸ Indem also modifizierend in die Werkgestalt eingegriffen wurde, konnte der Spagat zwischen Publikumsanspruch und fürstlichem Repräsentationswillen bewerkstelligt werden.

An kleineren Hoftheatern, die in weit höherem Maße auf fürstliche Zuschüsse angewiesen waren als die Publikumsmagneten der deutschen Großstädte, schlugen sich Vorlieben der Regenten bei der Gestaltung der Vorstellungen und des Spielplans noch deutlicher nieder. In einer mittelgroßen Residenzstadt wie beispielsweise Weimar bevorzugte Großherzog Carl Friedrich in den 1820er und 1830er Jahren die Aufführung von Balletten, während seine Gattin Maria Pawlowna ein großes Interesse an klassischen Opern des ausgehenden 18. Jahrhunderts hegte. Auf den Weimarer Spielplänen finden sich daher zu dieser Zeit vor allem an den Tagen großherzoglicher Festvorstellungen zu Ehren Carl Friedrichs Ballette sowie zu Ehren Maria Pawlownas Werke Mozarts und Glucks.¹⁹ In Stuttgart hingegen, wo die königliche Familie um Wilhelm I. von Württemberg herum weniger das historische als vielmehr das aktuelle Opernrepertoire bevorzugte, wurden zwischen den 1820er und frühen 1860er Jahren vor allem die königlichen Geburtstage zum Anlass genommen, große und aktuelle Opern aufzuführen.²⁰

Opernvorstellungen, die in den Rahmen höfischer Feierlichkeiten eingebunden waren, stellten demnach in Bezug auf das Wechselverhältnis zwischen Hof und Publikum besonders signifikante Ereignisse dar – sie bildeten einen Kristallisationspunkt, an dem die Interessen des Hofes und des Publikums aufeinandertrafen. Hier konnte der Regent einen großen, durch finanzielle Unterstützung erwirkten Einfluss auf die Gestaltung des Spielplans ausüben und durch die Auswahl von Stücken, die ein großes Publikum anzogen, signalisieren, wie er sich innerhalb des verbreiteten Geschmacks positionierte. Demgemäß stellt Münzmay in Bezug auf Stuttgart fest, dass Theatervorstellungen im Umfeld höfischer Feste nicht nur die einzigen waren, „bei denen überhaupt ein direkter höfischer Einfluss auf die Programmgestaltung des Theaters abzulesen ist, sondern sie markieren auch einen besonders engen Berührungspunkt von höfischer Repräsentation und städtischer Öffentlichkeit“.²¹ Dass etwa in Stuttgart die Grand Opéra „La Muette de Portici“ von

¹⁸ Vgl. zu der Berliner Umarbeitung des „Guillaume Tell“ Ch. Henzel, Tell in Tirol. Zu einer antirevolutionären Rossini-Bearbeitung, in: T. Ott / H. von Loesch (Hrsg.), Musik befragt, Musik vermittelt. Peter Rummenhölter zum 60. Geburtstag, Augsburg 1996, S. 405–420.

¹⁹ Vgl. dazu näher C. Bahr, Zur Entwicklung der Oper am Weimarer Hoftheater zwischen 1817 und 1840, in: O. Breidbach (Hrsg.), Vom Ende des Ereignisses (Laboratorium Aufklärung; 7), München/Paderborn 2011, S. 123–136.

²⁰ Vgl. Münzmay, Musikdramaturgie und Kulturtransfer (Anm. 13), S. 300–301.

²¹ Ebd., S. 300.

Daniel-François-Esprit Auber zum Geburtstag König Wilhelms I. am 4. September 1830 erstmals aufgeführt wurde, obwohl wenige Tage zuvor eine Vorstellung dieser Oper in Brüssel den Anlass bildete für politische Unruhen und die Stürmung des Brüsseler Justizpalastes,²² konnte mithin als liberaler Akt und Vertrauensbekundung des Königs seinem Volk gegenüber verstanden werden.²³ Ähnliche Intentionen mochte in Weimar Großherzogin Maria Pawlowna verfolgt haben, als sie anlässlich ihres Geburtstags am 16. Februar 1831 im Umfeld der Pariser Juli-revolution Rossinis Freiheitsoper „Guillaume Tell“ erstmals aufführen ließ. Auch Giacomo Meyerbeers 1836 in Paris uraufgeführte Grand Opéra „Les Huguenots“, die aufgrund der brutalen Darstellung des Glaubenskampfes zwischen Hugenotten und Katholiken im Umfeld der sogenannten Bartholomäusnacht (1572) in vielen deutschen Residenzen nicht aufgeführt werden durfte, fungierte vereinzelt als Festvorstellung: Dass das Werk zum Beispiel in Stuttgart 1842 am Geburtstag des Königs erstmals aufgeführt wurde, konnte „sicherlich auch als Zeichen gegen religiöse Eiferer jeder Konfession in Württemberg verstanden werden“.²⁴ In Preußen wiederum ernannte der seit 1840 amtierende König Friedrich Wilhelm IV. Meyerbeer 1842 zum preußischen Generalmusikdirektor der Hofoper und ließ zu Meyerbeers Einstand „Les Huguenots“ am 20. Mai 1842 erstmals in Berlin auf-führen. Dadurch grenzte er sich von der konservativen Kulturpolitik seines Vaters Friedrich Wilhelms III. ab, unter dessen Regentschaft die Aufführung der Oper bis zuletzt verboten war.

Die genannten Beispiele zeigen, dass der Einfluss höfischen Repräsentationswil-lens durch die Entstehung einer Öffentlichkeit im deutschen Hoftheater nicht verdrängt wurde, sondern mit dieser in eine Wechselbeziehung trat: In Form von repräsentativen Aufführungen konnte ein deutscher Regent einerseits seine Nähe zum Publikumsgeschmack demonstrieren und andererseits auf die musikalische und szenische Gestaltung der Aufführung Einfluss nehmen. Dem Besucher dieser Vorstellungen war hingegen die Möglichkeit gegeben, eine populäre Oper in einer Erstaufführung oder Neuinszenierung zu erleben. Der besondere Reiz kann für den Besucher darin gelegen haben, Teil eines gesellschaftlichen und medialen Großereignisses zu werden, lösten die mit überdurchschnittlich hohen finan-ziellen und künstlerischen Mitteln ausgestatteten Aufführungen doch häufig ein gro-ßes Presseecho in den Tages- und Musikzeitungen aus. Wenn dabei jedoch ange-nommen wird, dass das Theater für das Publikum, wie im „Allgemeinen Theater-Lexikon“ kritisch bemerkt wird, „in allen seinen Productionen eine Vergnügungs-

²² Interessanterweise handelte es sich bei dieser legendären Brüsseler Aufführung von „La Muette de Portici“ am 25. August 1830 ebenfalls um eine Festvorstellung anlässlich des Geburtstags von König Wilhelm I. der Niederlande; vgl. zum Zusammenhang der Brüs-seler Aufstände mit der Opernaufführung etwa Walter, „Die Oper ist ein Irrenhaus“ (Anm. 8), S. 264–266; Gerhard, Die Verstädterung der Oper (Anm. 8), S. 115–121 (Ab-schnitt „Oper und Revolution“).

²³ Vgl. Münzmay, Musikdramaturgie und Kulturtransfer (Anm. 13), S. 302–303.

²⁴ Ebd., S. 301.

anstalt“²⁵ darstellte, so muss geklärt werden, wie sich dieses Publikum überhaupt zusammensetzte und welche Handlungsmotive einen Opernbesuch bestimmten.

2.

Vor dem Hintergrund, dass sich die deutschen Hoftheater im 19. Jahrhundert mithilfe staatlicher und fürstlicher Zuschüsse zu einem Großteil selbst verwalten, gewann das Publikum vor allem eine wirtschaftliche Bedeutung: Seine Kaufkraft diene als wesentliches Mittel zur Finanzierung des Theaters. So war, nach Michael Walter, die „Öffnung der Hoftheater in Deutschland [...] kein Akt der Demokratisierung, sondern einer der finanziellen Notwendigkeit“.²⁶ Fragt man also nach der sozialen Reichweite des deutschen Hoftheaters als Ort des Aufeinandertreffens von Obrigkeit und Publikum, muss man sich vergegenwärtigen, dass der häufig undifferenziert verwendete Begriff ‚das Publikum‘ keinesfalls als repräsentatives Abbild der deutschen Gesamtbevölkerung dienen kann, solange das Attribut ‚zahlungsfähig‘ nicht mitgedacht wird. Denn das „gesamte ‚Volk‘ als Theaterpublikum – wenn man darunter auch die Arbeiterschaft [...] versteht – war eine fiktive Größe, da aufgrund der Eintrittspreise sich das ‚Volk‘ im Theater im Wesentlichen aus großbürgerlichen und geringen kleinbürgerlichen Anteilen zusammensetzte“.²⁷ Da eine Eintrittskarte noch am Ende des 19. Jahrhunderts an größeren deutschen Bühnen rund die Hälfte des durchschnittlichen Wochenlohns eines Arbeiters gekostet hat, waren regelmäßige Opernbesuche für diesen kaum finanzierbar.²⁸ Das durchschnittliche deutsche Theaterpublikum muss sich also vor allem aus Angehörigen aristokratischer sowie solcher bürgerlicher Gesellschaftsschichten zusammengesetzt haben, die sich einen Opernbesuch sowohl in finanzieller als auch in zeitlicher Hinsicht leisten konnten.

²⁵ L. Schneider, Publicum, in: R. Blum [et al.] (Hrsg.), Allgemeines Theater=Lexikon [...], 7 Bde., Bd. 6, Altenburg/Leipzig 1842, S. 138–140, hier S. 139.

²⁶ Walter, „Die Oper ist ein Irrenhaus“ (Anm. 8), S. 320.

²⁷ Ebd., S. 322.

²⁸ Vgl. ebd. Eine Auflistung von Eintrittspreisen an ausgewählten europäischen Opernhäusern vor 1848 findet sich ebd., S. 95–96. Bezeichnenderweise bildete sich im 19. Jahrhundert der Begriff des Sonntagspublikums heraus, mit dem jener Teil des Publikums gemeint war, der sich einen Opernbesuch allenfalls an einem werkfreien Tag und dann auch lediglich in einem kostengünstigen Preisbereich (meist in der Galerie eines Theaters) leisten konnte. Demgemäß wird im Allgemeinen Theater-Lexikon auch dezidiert zwischen dem Sonntags- und dem wohlhabenderen Publikum hinsichtlich des finanziellen Vorteils für ein Theater unterschieden: „Obgleich der Vorstand eines Theaters auch auf die Theilnahme der niedern Stände angewiesen ist, welche das sogenannte *Sonntags-P[ublikum]* bilden, so kann er doch für die Dauer nur auf die Unterstützung der Wohlhabendern unter den Einwohnern einer Stadt rechnen“, Schneider, Publicum (Anm. 25), S. 139 (Hervorhebung im Original). An anderer Stelle wird darauf hingewiesen, dass mit dem „regelmässig guten Besuch [des Sonntagspublikums] nicht zu rechnen“ ist und es allenfalls „an Sonn- und Feiertagen[,] besonders wenn Spektakelstücke gegeben werden“, das Theater besucht, L. Schneider, Gallerie, in: R. Blum [et al.] (Hrsg.), Allgemeines Theater=Lexikon [...], 7 Bde., Bd. 3, Altenburg/Leipzig 1840, S. 334–336, hier S. 335.

Der Weg zwischen dem Entschluss eines Regenten, sein Hoftheater einem nicht-aristokratischen, zahlenden Publikum zu öffnen, und dessen Realisierung verlief indes keineswegs reibungslos. Aus Berlin etwa wurde im Jahr 1799 in einer Monatszeitschrift berichtet, dass „die Absicht des Königs, dem ganzen Publikum ein Vergnügen zu verschaffen, [...] großtheils vereitelt“²⁹ wurde. Denn bis auf einen kleinen Teil frei verkäuflicher Karten war der Großteil der Plätze in der Berliner Hofoper lediglich einem privilegierten Kreis von Offizieren, hohen Beamten und Hofangehörigen vorbehalten:

„Die Oper kann itzt nur von einem Theil des Publikums besucht werden, nur von demjenigen Theile der seine angewiesenen Plätze hat: nemlich von den Offizieren, den obern Zivilbedienten, und von solchen Personen die zum Hofe gehören. Für Fremde, denen ihr Stand nicht erlaubt am Hofe zu erscheinen, für die Mitglieder derjenigen Kollegien welche erst in spätern Zeiten errichtet worden sind, für die subalternen Zivilbedienten, und für die ganze achtungswürdige Klasse der Fabrikanten, Kaufleute, Künstler, und der gebildeten Handwerker, ist kein Raum vorhanden.“³⁰

Zur Minderung des hohen Anteils an Offizieren und Beamten, die in der Regel weniger an der Opernvorstellung, sondern vielmehr an der Repräsentation ihrer selbst interessiert waren,³¹ forderte der Autor die allgemeine Erhebung von Eintrittsgeldern. Da die Hofoper auf diese Weise für ein interessiertes Publikum zugänglich gemacht würde, könne „die neue Einrichtung zur Verfeinerung der Sitten etwas beitragen“.³² Der Autor vertrat damit die in der Zeit um 1800 durchaus progressive Vorstellung, dass nicht die Zugehörigkeit zum höfischen Zeremoniell das entscheidende Kriterium eines gesitteten Opernbesuchs darstelle, sondern die Zahlungsfähigkeit des Besuchers, durch die eben auch dem wohlhabenden Bürger der Zugang zur Hofoper ermöglicht werden sollte. Dass die Berliner Theaterleitung zu dieser Zeit jedoch nur wenige Eintrittskarten in den freien Verkauf gab, wurde in dem Artikel unter anderem mit der Gefahr und der Angst des wohlhabenden Publikums vor dem Eindringen niederer Bevölkerungsschichten begründet. Denn der Direktion war es

„unmöglich, zu verhüten daß mit den Billetten nicht vielfältiger Mißbrauch getrieben werde. Eine Menge derselben werden von den angesehensten Personen, oder doch auf den Namen derselben, verlangt; gerathen aber in die Hände von Leuten aus der niedrigsten Klasse. Natürlich hält dies Viele ab, sich um Billette, besonders für ihre Frauen und Töchter, zu bemühen; man fürchtet die Nachbarschaft.“³³

²⁹ Th., Ein Vorschlag, die Berlinische Oper und Redoute betreffend, in: Neue Berlinische Monatsschrift 1, April 1799, S. 241–260, hier S. 248.

³⁰ Ebd. Der Artikel wird eingehend besprochen bei M. Walter, Distinktionsmerkmale des Opernpublikums am Ende des 18. Jahrhunderts, in: T. Betzwieser [et al.] (Hrsg.), Bühnenklänge. Festschrift für Sieghart Döhring zum 65. Geburtstag, München 2005, S. 489–500.

³¹ Vgl. zur Zusammensetzung und zum Verhalten des Berliner Opernpublikums Ch. Henzel, Die italienische Hofoper in Berlin um 1800. Vincenzo Righini als preußischer Hofkapellmeister, Stuttgart/Weimar 1994, besonders S. 29–37 (Kapitel „Opernhaus und Publikum“).

³² Th., Ein Vorschlag, die Berlinische Oper und Redoute betreffend (Anm. 29), S. 259.

³³ Ebd., S. 249.

Erst zögerlich und unter den genannten Vorbehalten jener, die sich plötzlich mit der „Nachbarschaft“ von Menschen niederen Ranges konfrontiert sahen, öffnete die Berliner Hofoper in den 1810er und 1820er Jahren nicht zuletzt aus Gründen finanzieller Engpässe mehr und mehr Plätze einem nicht-exklusiven Publikum. Das Resultat dieser Entwicklung, die sich so oder ähnlich auch in anderen deutschen Residenzstädten vollzog, war eine wachsende soziale Durchmischung und Heterogenität des Publikums, die im Vergleich zu großen Kulturmetropolen wie etwa Paris weitaus größer ausfiel. Dort nämlich bewirkte das Vorhandensein verschiedener großer Operneinrichtungen eine Aufteilung der Bevölkerungs- und damit auch „Geschmacksträgerschichten“ auf die einzelnen Häuser: Während sich in der Opéra auch das Bürgertum unter das sonst vornehmlich aristokratische Publikum mischte, stellte das Théâtre-Italien vor allem einen exklusiven Treffpunkt aristokratischer Kreise dar.³⁴

Dieses Nebeneinander ebenbürtiger Bühnen fand sich nur bedingt in deutschen Residenzstädten, verfügten diese doch neben der Hofbühne bestenfalls über kleinere, privat oder städtisch finanzierte Theaterhäuser. Der Umstand, dass zumeist ausschließlich die Hofbühnen eine staatliche Privilegierung und Finanzierung genossen, führte zu einer Monopolisierung des Vergnügungsangebotes im Hoftheater. Die Bevölkerung war so, nach Daniel, „zur Befriedigung ihrer Schaulust mehr oder weniger auf das Hoftheater angewiesen“.³⁵ Weil demnach die Heterogenität des Publikums umso größer war, je weniger alternative Vergnügungsangebote ihm zur Verfügung standen, stieg folglich „die soziale Durchmischung des Publikums im umgekehrten Verhältnis zur Größe der Residenzstadt an“.³⁶ Je kleiner die Stadt war, umso geringer fielen die alternativen Unterhaltungsangebote aus und umso größer war die Wahrscheinlichkeit, dass Angehörige verschiedener sozialer Schichten in einem Hoftheater zusammentrafen.

Die Vereinigung von Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft an einem öffentlichen Ort steigerte in den Augen einiger Beobachter in der Zeit des Vormärz den politischen und ideellen Stellenwert des Theaters im Prozess der Demokratisierung der Gesellschaft.³⁷ Der großherzoglich Badische Oberbaudirektor Friedrich Weinbrenner etwa, der bereits 1809 fundamentale Überlegungen über das Theater als Erziehungsinstitution anstellte, war von der Idee durchdrungen, dass sich einzelne Gruppen im Theater auf harmonische Weise gegenseitig beeinflussten:

³⁴ Zur Publikumsstruktur der Pariser Opernhäuser vgl. Gerhard, *Die Verstädterung der Oper* (Anm. 8), S. 29–36 (Abschnitt „Opern für ein neues Publikum“); S. Huebner, *Opera Audiences in Paris 1830–1870*, in: *Music & Letters* 70, Heft 2, 1989, S. 206–225.

³⁵ Daniel, *Hoftheater* (Anm. 11), S. 130.

³⁶ Ebd., S. 131.

³⁷ Vgl. dazu ausführlich J. Meyer, *Theaterbautheorien zwischen Kunst und Wissenschaft. Die Diskussion über Theaterbau im deutschsprachigen Raum in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts* (Studien zur Geschichte der Architekturtheorie), Zürich/Berlin 1998, besonders S. 159–201 (Kapitel „Die soziale Funktion des Theaters: Das Publikum und sein Einfluss auf die Konzeption der Auditorien“).

„Unter die beliebtesten öffentlichen Gebäude der neuern Zeit gehören unstreitig die Theater. Für sie interessirt sich bei weitem der grössere Theil des Publikums, ohne Unterschied des Standes, der Religion, der Bildung. Sie sind der allgemeinste Vereinigungsort, wo Menschen sich nicht nur sehen, sondern auch wechselseitig, nach den Graden ihrer Bildung sich Ideen und Gefühle ihres Wohlgefallens oder Missfallens an den gegebenen Vorstellungen mittheilen.“³⁸

Auch der Schauspieler und Schriftsteller August Lewald, der als Korrespondenzpartner (und Publizist) der politischen und musikkulturellen Beobachtungen Heinrich Heines bekannt geworden ist und 1835 die liberale Zeitschrift „Europa“ gründete, erhob in seinem „Theater-Roman“ 1841 das Theater zu einem Ort, der „in unsern gesellschaftlichen Beziehungen im engern Sinne das einzige, öffentliche Element“ und „für einen großen Theil der Menschen wirklich die ganze gesellschaftliche Welt in einer Nuß“ darstellte.³⁹ Mit dieser Einstellung verband sich die Ansicht, dass dem von einem „großen Theil der Menschen“ gemeinsam rezipierten Kunstprodukt – dem Schauspiel und der Oper – ein Identität, wenn nicht gar Gemeinsinn stiftendes Moment innewohne.⁴⁰ Vor dem Hintergrund sozialgeschichtlicher Entwicklungen wurde der Kunst eine soziale Dimension und dem Theater eine Bedeutung als sozialer Lebensraum, als auf einen Ort – eine „Nuß“ – konzentrierter Spiegel der Gesellschaft beigemessen.

Dabei dienten einige der zahlreichen Genres und Gattungen, die sich zu dieser Zeit im Bereich des Schauspiels und der Oper neu herausbildeten, als Modelle und potenzielle Ausdrucksformen einer Kunst, die kulturelle Grenzen dauerhaft aufzulösen vermochte. Als etwa die Welle der Begeisterung, die Aubers „La Muette de Portici“ in Paris auslöste, in den deutschen Raum übertrat, prognostizierte man 1830 in der Musikzeitschrift „Cäcilia“, die Oper werde sich „vielleicht ein Jahrhundert mindestens auf der Bühne halten; ihr Genre gehört allen Ländern, allen Zeiten, den Gebildetsten wie den untersten Volksklassen an“.⁴¹ Offenbar wurde mit dieser Oper, in der die revolutionäre Erhebung von neapolitanischen Fischern gegen die spanische Fremdherrschaft im mittleren 17. Jahrhundert thematisiert wird, ein Wandel im sozialen Stellenwert von Kunst assoziiert: Einerseits entwickelte sich die Idee der Langlebigkeit von musikalischen Werken

³⁸ F. Weinbrenner, Über Theater in architektonischer Hinsicht mit Beziehung auf Plan und Ausführung des neuen Hoftheaters zu Karlsruhe, Tübingen 1809, S. 1.

³⁹ A. Lewald, Theater-Roman, Stuttgart 1841, S. III–IV. Auch zitiert in Münzmay, Musikdramaturgie und Kulturtransfer (Anm. 13), S. 238.

⁴⁰ Vgl. Meyers Ausführungen über den Zusammenhang von Publikum, Theaterbau und der Entwicklung der Idee einer ‚absoluten Kunst‘ in Meyer, Theaterbautheorien (Anm. 37), besonders S. 194–201 (Abschnitt „Von der ‚ästhetischen Kunst‘ zur ‚Lebenskunst‘: das Theater als Forum der absoluten Kunst“). Mit der sozialen Funktion von öffentlichen Theatern in der Zeit des Vormärz beschäftigt sich auch eingehend I. Matthes, „Der allgemeinen Vereinigung gewidmet“. Öffentlicher Theaterbau in Deutschland zwischen Aufklärung und Vormärz (Theatron; 16), Tübingen 1995.

⁴¹ Lindner, Ueber die Verpflanzung neuester französischer Opern auf die Bühnen und den Musikalienhandel Deutschlands, in: Cäcilia, eine Zeitschrift für die musikalische Welt 12 [Mainz], Heft 45, 1830, S. 35–54, hier S. 40.

(in Zeiten eines erst schwach ausgeprägten Repertoiresystems war die Vorstellung, eine Oper würde sich „ein Jahrhundert mindestens auf der Bühne halten“, geradezu utopisch), und andererseits verband sich mit der Grand Opéra, als deren erste Vertreterin „La Muette de Portici“ gilt, die Vorstellung eines „Genres“, das nicht elitär war, sondern die Grenzen zwischen Klassen und Ländern aufzulösen vermochte.

Mit der Realität des Theaters als Begegnungsort verschiedener Bevölkerungsschichten hatten diese idealisierenden Anschauungen jedoch eine nur geringe Schnittmenge. Das Theater stellte weniger einen Ort der Vereinigung und Verständigung zwischen verschiedenen Gruppierungen dar, als vielmehr einen höchst heterogenen sozialen Raum, in dem unterschiedliche Verhaltensweisen kultiviert wurden. Wo Gegensätze aufeinandertrafen, Adel auf Bürgertum, Männer auf Frauen, Protestanten auf Katholiken, Musikkenner auf Musikliebhaber, war man nicht nur „penibel darauf bedacht[,] Klasse, Geschmack und Habitus herauszustellen“⁴² und sich durch unterschiedliches Verhalten voneinander abzugrenzen, sondern es wurden durch den regelmäßigen und geregelten Theaterbesuch zugleich auch neue kulturelle Verhaltensmuster generiert.

Die Beobachtungen, die der Berliner Hofchauspieler Louis Schneider diesbezüglich 1842 im „Allgemeinen Theater-Lexikon“ über das Publikum anstellte, machen deutlich, dass sich in den unterschiedlichen Bereichen des Zuschauerraums unterschiedliche Praktiken herausbildeten, mit denen sich die Gruppen voneinander abgrenzten:

„Welch ein Abstand von dem Studenten, der nach sorgfältiger Vorbereitung durch wiederholtes Lesen einer klassischen Dichtung mit dem Buche in der Hand der Darstellung im Parterre folgt, bis zu dem Vornehmen, der nach einem glänzenden Diner gähmend in den Logen des 1. Ranges verdaut; von dem Handwerker, der Sonntags seine Familie mit den Ersparnissen der Woche auf die Gallerie führt, bis zu dem Musikkenner, der, den Klavierauszug in der Hand, die Leistung des Orchesters und der Sänger beurtheilt. Die höchste geistige Bildung neben der rohesten Vergnügungssucht, der Glanz und die Beaglichkeit der bevorrechteten Stände neben dem Mangel und der niedrigen Neigung!“⁴³

Die Zusammenführung von Gesellschaftsschichten in einem Raum war eine wesentliche Folgeerscheinung der Öffnung von Hoftheatern, denn diese waren auf ein differenziertes, aus verschiedenen Bevölkerungsschichten zusammengesetztes Publikum angewiesen, wollten sie eine möglichst hohe Auslastung und damit wirtschaftliche Selbstständigkeit erreichen. Dergestalt unter einem Dach vereint, also räumlich miteinander vermischt, wurden nunmehr innerhalb des Auditoriums Abgrenzungsmechanismen in Bezug auf Rezeptionsverhalten und Platzwahl in Gang gesetzt. Indem der Adel, die Hofangehörigen und Verwaltungsspitzen im ersten Rang, das gutsituierte Bürgertum im Parkett und der Rest, bestehend aus

⁴² Müller, *Distinktion, Demonstration und Disziplinierung* (Anm. 4), S. 168.

⁴³ Schneider, *Publicum* (Anm. 25), S. 138–139.

Studenten, Kaufleuten, Offizieren, an werkfreien Tagen auch Angehörigen niedrigerer Bevölkerungsschichten, in den oberen Rängen, der Galerie und im Stehparcett anzutreffen waren, standen die Architektur der Opernhäuser und das Publikumsverhalten in einer engen Wechselbeziehung.⁴⁴

Die unterschiedlichen Verhaltensweisen spiegelten sich in der räumlichen Unterteilung des Auditoriums wider: einerseits in der Staffelung von Eintrittspreisen, von den teuersten Plätzen in den vorderen Parkettreihen sowie den ersten Logen, die mit komfortablen Sitzen ausgestattet waren und einen guten Blick auf die Bühne boten, bis hin zu den um ein Vielfaches billigeren Plätzen in den Galerien, die zumeist nur mit einfachen Holzbänken oder Stehplätzen ausgestattet waren,⁴⁵ andererseits in den gesonderten Treppenaufgängen und Foyers. Die räumliche Trennung der repräsentativen, prunkvollen Aufgänge ins Hauptgeschoss oder gar in die königliche Loge von den oft schmucklosen Nebenaufgängen zu den oberen Rängen und der Galerie war darauf angelegt, ein Aufeinandertreffen der verschiedenen Gruppen beim Eintritt in das Theatergebäude sowie in den Pausen zu vermeiden.⁴⁶

Auf diese Trennung wurde auch bei Theaterneubauten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts teils penibel Wert gelegt: Als beispielsweise in Stuttgart in den 1830er Jahren ein Neubau des Hoftheaters geplant wurde, bemängelten die höfischen Gutachter in Bezug auf die geplanten Treppenaufgänge zu den Rängen und zugleich zur Galerie, „daß 3/4 Theile der Zuschauer nämlich die des zweiten und dritten Ranges gemischt mit denen der obersten 4ten Gallerie [...] herunter und hinaufgehen müssen“.⁴⁷ Eine Trennung sollte hier nicht nur zwischen aristokratischen und bürgerlichen Schichten vollzogen werden, sondern gar innerhalb des

⁴⁴ Vgl. zur Positionierung der verschiedenen Publikumsschichten Walter, *Distinktionsmerkmale des Opernpublikums* (Anm. 30), besonders S. 490–492.

⁴⁵ Über die allgemeine Staffelung von Eintrittspreisen berichtet ausführlich D. F. von Linstow, *Beiträge zur zweckmäßigen Anordnung des Zuschauerraumes in Schauspielhäusern*, in: *Allgemeine Bauzeitung* 9 [Wien], 1844, S. 207–221. Der Artikel bietet einen überaus wichtigen Einblick in die Bau- und Funktionsweise von öffentlichen Hoftheatern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er veranschaulicht ferner, wie wichtig der finanzielle Aspekt bei der Öffnung der Hoftheater für verschiedene Bevölkerungsschichten war: „Die Opernhäuser oder Haupttheater, besonders in größeren Städten, welche von Zuschauern mannigfaltiger Art besucht werden, müssen aber, um bestehen zu können, auf eine große Verschiedenheit der Entréepreise berechnet sein, damit ein Jeder nach seinen Umständen dort Platz finden kann, und ein bedeutender Unterschied zwischen den theuersten und billigsten Entréepreisen, mit gehörigen dazwischenliegenden Abstufungen ist hier nothwendig“, ebd., S. 219–220.

⁴⁶ Vgl. zur Architektur von Theaterräumen ausführlich Meyer, *Theaterbautheorien* (Anm. 37), besonders S. 261–273 (Abschnitt „Das Raumprogramm“); Matthes, „Der allgemeinen Vereinigung gewidmet“ (Anm. 40), S. 136–195 (Kapitel „Der Innenraum des öffentlichen Theaters“).

⁴⁷ Ch. Wawra, *Zwischen Repräsentation und Resignation. Um- und Neubaupläne des Württembergischen Hoftheaters Stuttgart 1750–1912* (Sammlungen des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart), Stuttgart 1994, S. 52, zitiert nach Münzmay, *Musikdramaturgie und Kulturtransfer* (Anm. 13), S. 276.

Bürgertums, was Münzmay auf ein „dezidiert exklusives, das ‚einfache Volk‘ ausschließendes (Selbst-)Verständnis gerade auch der um das Bürgertum erweiterten ‚guten Gesellschaft‘“⁴⁸ schließen lässt. Ähnliches war jedoch auch auf den unteren, teuren Logenrängen zu beobachten, wo sich Aristokratie und wohlhabendes Bürgertum begegneten und wo die Praxis, die Logen durch seitliche Trennwände und verschließbare Türen voneinander abzugrenzen, weit ins 19. Jahrhundert hinein Bestand hatte. Noch 1849 führte Gottfried Semper, Erbauer des 1841 eröffneten neuen Dresdner Hoftheaters, unter dem Eindruck der revolutionären Ereignisse „das separatistische Abschiessen der einzelnen Logen“ als eine unzeitgemäße „Folge unserer aristokratischen Einrichtungen“ an.⁴⁹

Die Beschaffenheit und räumliche Aufteilung eines Hoftheaters lässt darauf schließen, dass sich parallel zu den musikalischen Inszenierungen auf der Bühne auch soziale Inszenierungen im Zuschauerraum abspielten. Die heterogene Situation im Auditorium verwandelte Betrachter laut Müller in Akteure: „Opernaufführungen zu betrachten[,] heißt daher, der Inszenierung und Produktion sozialer Wirklichkeit beizuwohnen.“⁵⁰ Gerade dem wohlhabenden Publikum diene der Opernbesuch dazu, Geschmack, Reichtum und Manieren zur Schau zu stellen und dadurch die bestehende politische und soziale Ordnung gewissermaßen zu legitimieren, wobei das Hauptanliegen der Zuschauer zunächst keineswegs der aufmerksamen Aufnahme des musikalischen Bühnengeschehens galt. Begünstigt durch die Tatsache, dass das Auditorium noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein auch während der Vorstellung hell erleuchtet blieb, war es durchaus üblich, dass Besucher später kamen oder früher gingen, im Zuschauerraum umherliefen, sich während der Vorstellung unterhielten und gegenseitig in den Logen besuchten, aßen und rauchten, Bekanntschaft mit Prostituierten machten und sich nur höchst selektiv auf die Musik konzentrierten.⁵¹ Vor allem auf die prominenten Stellen der Partitur und die bekannten ‚Highlights‘ reagierte das Publikum dann aber mit teilweise heftig sich artikulierender Zustimmung oder Ablehnung. Unruhen und lautstarke, gelegentlich gewaltsame Publikumsreaktionen bestimmten den Theateralltag des Vormärz, wobei diese, Müller zufolge, nicht nur aus spontanen Eingebungen resultierten, sondern als „oft bewusst zur Schau gestellte [...] Emotionen im Zuge von kulturellen Demonstrationen und politischen Deutungskämpfen“⁵² angesehen werden können.

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ G. Semper, *Das königliche Hoftheater zu Dresden, Braunschweig 1849*, S. 8.

⁵⁰ Müller, *Distinktion, Demonstration und Disziplinierung* (Anm. 4), S. 170.

⁵¹ Vgl. ebd., S. 174.

⁵² Ebd., S. 177. Mit der Rolle der Emotionalität des Publikums im Rahmen von Opernaufführungen beschäftigt sich auch eingehend R. Schlesinger, *Die Emotionale Revolution. Die Oper als Schlüssel zu den 150 Jahren des 19. Jahrhunderts*, Wien 2001; D. Fuhrmann, „Herzohren für die Tonkunst“. Opern- und Konzertpublikum in der deutschen Literatur des langen 19. Jahrhunderts (*Rombach Wissenschaften / Reihe Litterae*; 134), Freiburg/Berlin 2005.

Wie diese Beobachtungen zu distinktiven Verhaltensweisen des Opernpublikums zeigen, bedeutete die zunehmende Präsenz bürgerlicher Schichten nicht zugleich eine Verbürgerlichung des Hoftheaters im Sinne neuartiger, egalitärer Verhaltensmuster und -normen. Vielmehr übernahm das gehobene Bürgertum Verhaltensweisen des vormals rein aristokratischen Publikums, indem es das Theater als Raum der Unterhaltung und Selbstrepräsentation nutzte und sich innerhalb dieses Raums von niederen Publikumssegmenten abzugrenzen versuchte. Wo zuvor eine Hierarchisierung durch höfischen Rang stattfand, basierte sie nunmehr auf persönlichem Besitz. Dergestalt blieb die Funktion der Oper als Repräsentationsorgan trotz der Verbürgerlichung des Publikums und des Bruchs mit dem höfischen Wertesystem nach wie vor erhalten.⁵³

Erst um die Jahrhundertmitte veränderte sich das Rezeptionsverhalten des deutschen Opernpublikums grundlegend durch Praktiken einer disziplinierten, schweigenden Aufnahme der Musik, die ihren Ausgangspunkt in den Konzerthäusern nahmen. Hier erfolgte in den 1820er und 1830er Jahren eine Aufwertung der Instrumentalmusik zu einer der höchsten Kunstformen, die eine prinzipielle Rezeptionshaltung der Andacht erforderte, wie sie von Vertretern der deutschen romantischen Bewegung um Ludwig Tieck und Wilhelm Heinrich Wackenroder beschrieben wurde. Infolgedessen schärfte sich auch im Bereich der Oper allmählich die Wahrnehmung des Kunstcharakters von Musik. Müller sieht in dem Wandel des Publikumsverhaltens den zunehmenden Einfluss des aufstrebenden Bürgertums, das „seinen Status durch die öffentliche Demonstration seines vorgeblich überlegenen Geschmacks“ unterstrich und das schweigende, hingebungsvolle Hörverhalten als neue Praxis der „Idealisierung der Musik und bürgerlicher Selbstinszenierung“ etablierte.⁵⁴ Aber auch der Bau von neuen, immer größer werdenden Opernhäusern, die zunehmende Heterogenität des Opernpublikums und der daraus resultierende „Rückgang spontaner Affektausbrüche und Emotionen in der Öffentlichkeit als eine Form von wechselseitigem Selbstzwang“⁵⁵ bestimmte dieses neue Publikumsverhalten. Die Aufführung der Oper rückte von der Peripherie einer das gesellschaftliche Spektakel im Zuschauerraum umrahmenden Unterhaltungsform zunehmend in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, und mit ihr auch die in der Oper auftretenden Figuren bzw. die Sänger, die sie darstellten.

3.

Mit der zunehmenden Aufmerksamkeit und Bedeutung, die das Publikum Opern und ihren Inhalten im Laufe des 19. Jahrhunderts beimaß, vertiefte sich

⁵³ Vgl. Walter, *Distinktionsmerkmale des Opernpublikums* (Anm. 30), S. 497.

⁵⁴ Müller, *Distinktion, Demonstration und Disziplinierung* (Anm. 4), S. 179.

⁵⁵ Ebd., S. 184–185. Müller beruft sich bei der Beschreibung der sich verstärkenden öffentlichen Selbstbeschränkung des Opern- und Konzertpublikums auf Norbert Elias' grundlegende Studie „Über den Prozeß der Zivilisation“ (erstmal erschienen 1939).

im musikalischen Fachdiskurs auch die Diskussion um den Einfluss von Opern auf ihre Rezipienten. Hier trat Heinrich Heine prominent als einer der ersten Autoren hervor, die ein Wechselverhältnis von Oper und der revolutionären Gesellschaft der 1830er Jahre zu erkennen glaubten, wobei er Meyerbeer als einen der wichtigsten künstlerischen Wortführer dieser Zeit auserkor. Für Heine stellte der Zeitpunkt, an dem der deutsche Komponist mit der fulminanten Uraufführung seiner Grand Opéra „Robert le Diable“ 1831 in der Pariser Musikwelt erschien und das Publikum seither in Massen anzog, einen Wendepunkt in der Musikgeschichte dar, der mit einem Wendepunkt im politischen Bewusstsein der Gesellschaft des Vormärz korrelierte. So entfachte Heine 1837 während seines Pariser Exils die viel beachtete Melodie-Harmonie-Kontroverse im neunten der Briefe „Über die französische Bühne“ an seinen Freund August Lewald, in der er Meyerbeers Musik diejenige Rossinis vergleichend gegenüberstellte, um anhand der populärsten Repräsentanten zweier unterschiedlicher Opernstile den Paradigmenwechsel zu veranschaulichen. Nach Heines Ansicht war Rossini aufgrund des Melodienreichtums in seinen Opern als Anhänger des alten, restaurativen Systems anzusehen, während er in Meyerbeer aufgrund der vermeintlichen Vorherrschaft einer auf Zusammenklang und Harmonien, vor allem aber auf der Interaktion verschiedener gesellschaftlicher Gruppierungen gegründeten Musik den richtungweisenden Visionär des neuen, revolutionären Systems sah:

„Denn auf den Wogen Rossinischer Musik schaukeln sich am behaglichsten die individuellen Freuden und Leiden des Menschen; Liebe und Haß, Zärtlichkeit und Sehnsucht, Eifersucht und Schmollen, Alles ist hier das isolirte Gefühl eines Einzelnen; charakteristisch ist daher in der Musik Rossini's das Vorwalten der Melodie, welche immer der unmittelbare Ausdruck eines isolirten Empfindens ist. Bei Meyerbeer hingegen finden wir die Oberherrschaft der Harmonie; in dem Strome der harmonischen Massen verklingen, ja versäufen die Melodien, wie die besonderen Empfindungen des einzelnen Menschen untergehen in dem Gesamtgefühl eines ganzen Volkes, und in diese harmonischen Ströme stürzt sich gern eine Seele, die von den Leiden und Freuden des ganzen Menschengeschlechts erfaßt ist und Partei ergriffen hat für die großen Fragen der Gesellschaft. Meyerbeers Musik ist mehr social als individuell; die dankbare Gegenwart, die ihre inneren und äußeren Fehden, ihren Gemüthszwiespalt und ihren Willenskampf, ihre Noth und ihre Hoffnung in seiner Musik wieder findet, feiert ihre eigene Leidenschaft und Begeisterung, während sie dem großen Maestro applaudirt.“⁵⁶

Heine verortete die Musik der beiden Komponisten somit in zwei unterschiedlichen politischen Zeiträumen. Rossinis Musik war für ihn „angemessener für die Zeit der Restauration, wo, nach großen Kämpfen und Enttäuschungen, bei dem blasirten Menschen der Sinn für ihre großen Gesamtinteressen in den Hinter-

⁵⁶ H. Heine, Über die französische Bühne. Vertraute Briefe an August Lewald. Neunter Brief, in: Allgemeine Theater-Revue 3 [Stuttgart und Tübingen], 1837, S. 220–235, hier S. 223. Bezeichnenderweise klammert Heine Rossinis für die Pariser Opéra komponierten Werke, namentlich seinen „Guillaume Tell“, in dem Rossini sich stilistisch wohl am weitesten von seinen großen Belcanto-Opern der 1810er und 1820er Jahre entfernt hatte, aus diesen Betrachtungen aus.

grund zurückweichen mußte“.⁵⁷ In der gegenwärtigen Zeit hingegen, die geprägt war von den Ereignissen und Nachwirkungen der Julirevolution, wie Heine sie in den 1830er Jahren während seines Pariser Exils wahrnahm, haben die Menschen „weder Muße noch hinlängliche Seelenruhe, um sich an den Melodien des Privatgefühls zu ergötzen, und nur wenn die großen Chöre von *Robert le Diable* oder gar der Hugenotten harmonisch grollen, [...] horchen ihre Herzen, und schluchzen, jauchzen und grollen im begeisterten Einklang“.⁵⁸ Für Heine war Meyerbeer demnach der Mann seiner Zeit, der das „Privatgefühl“ zugunsten der gesellschaftlich-revolutionären Ideen der Gegenwart überwunden hat. So glaubte Heine, in den Opern Meyerbeers das musikalische Sprachrohr unterdrückter Volksschichten und eine ideale Ausdrucksform des aufkeimenden Liberalismus zu erkennen. Mit Meyerbeer hat die Oper für Heine den Platz in der Mitte einer Gesellschaft eingenommen, deren liberales Bestreben nach politischer Veränderung im Medium der Musik gespiegelt wurde.⁵⁹

Im deutschen Kulturraum hingegen, wo Opern französischer und italienischer Provenienz weitaus konstanter und in größerer Zahl auf den Theaterspielplänen vertreten waren als deutsche Opern, begegneten vor allem jene Autoren der Popularität Meyerbeers mit großer Skepsis, die sich im Umfeld aufkeimender deutsch-nationaler, frankophober Strömungen für die Etablierung einer deutschen Nationaloper aussprachen. Dabei warf man dem Komponisten vor, sich mit einem Übermaß an spektakulären Bühneneffekten und mitreißenden Massenszenen sowie dem Ausreizen sämtlicher musikalischer Mittel der Schaulust des Pariser Publikums anzubiedern. So unterstellte ihm etwa Robert Schumann, Gründer der deutsch-national ausgerichteten „Neuen Zeitschrift für Musik“, in einer radikalen Kritik an Meyerbeers „Les Huguenots“ ein Handeln nach reinem Erfolgskalkül: „Verblüffen oder kitzeln ist Meyerbeers höchster Wahlspruch“,⁶⁰ weshalb seine Oper „das Gesamtverzeichnis aller Gebrechen und der einigen wenigen Vorzüge seiner Zeit“ darstelle und auf nichts anderes abziele als den „kleine[n] Beifall der Gegenwart“.⁶¹ Ähnlich urteilte die Schriftstellerin Jeanette

⁵⁷ Ebd.

⁵⁸ Ebd., S. 224.

⁵⁹ Heines Anschauungen über die Musik Meyerbeers sind jedoch nur vor dem Hintergrund zu verstehen, dass er, nachdem seine politischen Schriften Ende des Jahres 1835 per Dekret des deutschen Bundestags verboten worden waren, auf das Gebiet des Musikjournalismus ausweichen und somit „in den unverfänglichsten, von allen Tagesfragen entferntesten Winkel seiner ihm durch die Umstände aufgenötigten [...] ästhetisch-kritischen Produktion“ flüchten musste, M. Mann, Heinrich Heines Musikkritiken (Heine-Studien), Hamburg 1971, S. 29. So hat er seine Ansichten über die politischen Umstände seiner Zeit nunmehr in der verschlüsselten Form von musikästhetischen Beobachtungen äußern können.

⁶⁰ R. Schumann, Fragmente aus Leipzig 4, in: Neue Zeitschrift für Musik [Leipzig], Bd. 7, Nr. 19, 5. September 1837, S. 73–75, hier S. 74, Sp. 1.

⁶¹ Ebd., S. 75, Sp. 2. Vgl. zu Schumanns Rezension ausführlich M. Walter, „Man überlege sich nur Alles, sehe, wo Alles hinausläuft!“ Zu Robert Schumanns „Hugenotten“-Rezension, in: Die Musikforschung 36, Heft 3, 1983, S. 127–144.

von Haza in ihrer Kritik an derselben Oper, indem sie bemängelte, dass das deutsche Publikum dem „absurde[n], krassen und obscönen Theatermischmasch“⁶² der Oper ausgesetzt sei, und forderte, „dass man daher, wegen des Schadens, der dadurch für die ungebildeten Zuschauer entstehen kann, sie ohne Gnade von der Bühne verbannen sollte“.⁶³

Wie Heine sah auch Haza in der Musik Meyerbeers eine wesentliche Erscheinungs- und Ausdrucksform einer neuen, von der Öffentlichkeit bestimmten Zeit, was sie jedoch im Gegensatz zu Heine als Gefahr für die Entfaltung individueller Interessen bewertete. So lehnte sie in geradezu biederer Haltung die politischen Entwicklungen ihrer Zeit ab, in der „die *Oeffentlichkeit* an der Tagesordnung und die *Bewegung* die erste Bürgerpflicht ist, seitdem wir selber Regenten geworden, und über der Sorge für die Familien Andrer, unsre eigne vernachlässigen“.⁶⁴ Die politischen Entwicklungen ihrer Zeit sah sie in den Opern Meyerbeers und seiner Pariser Komponistenkollegen, die stets revolutionäre, kriegerische oder religiöse Konflikte der Vergangenheit thematisierten, gleichsam auf der Bühne gespiegelt und somit unumwunden mit ihnen verknüpft: „[...] seitdem müssen wir in der *Stummen von Portici*, den *Hugenotten*, und allen möglichen *furiosen Opern*, in Blutströmen waten bis ans Knie, um öffentliches Wesen und öffentlichen Zwist zu lernen“.⁶⁵ Das Pariser Repertoire symbolisierte so für die Autorin einen Wendepunkt, von dem aus der Rückzug der Gesellschaft ins Private und Häusliche nicht mehr möglich war und an dem sich eine neue, politische Öffentlichkeit konstituiert hatte.

Die französische Grand Opéra, deren Hauptvertreter Meyerbeer und ihre Rolle im Fachdiskurs des deutschsprachigen Musikschrifttums zeigen auf exemplarische Weise, wie sich sowohl Inhalte als auch Wahrnehmungsformen von Opern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts veränderten. Indem die Werke neuartige Stoffe, Figuren und Konflikte präsentierten, die von den Ereignissen der jüngeren Geschichte und der romantischen Literatur Walter Scotts und Victor Hugos inspiriert waren, boten sie dem um bürgerliche Schichten erweiterten Publikum neuartige Möglichkeiten der Identifikation. Ähnlich wie auch die von romantischen Strömungen beeinflussten italienischen Opern Vincenzo Bellinis, Gaetano Donizettis und vor allem Giuseppe Verdis sowie auch die frühen Opern Richard Wagners evozierte die Grand Opéra, eingekleidet in Sujets der jüngeren Vergangenheit und visualisiert durch detailgetreue Bühnenbilder und nachgebaute Originalschauplätze, das scheinbar authentische Kolorit vergangener Epochen.⁶⁶ In dieser Form

⁶² H. Paris [Pseud. J. von Haza], Einige deutsche Gedanken bei Gelegenheit einer französischen Oper. Von einem Laien, in: *Cäcilia*, eine Zeitschrift für die musikalische Welt [Mainz], Bd. 20, 1839, S. 1–51, hier S. 8.

⁶³ Ebd., S. 24.

⁶⁴ Ebd., S. 44 (Hervorhebungen im Original).

⁶⁵ Ebd. (Hervorhebungen im Original).

⁶⁶ Die Inszenierung und Bedeutung von Geschichte bildet einen zentralen Untersuchungsgegenstand in englischsprachigen Publikationen zur Grand Opéra; vgl. etwa die Studien von

nahm die Bühnenhandlung, so Walter, „Bezug auf die Lebenserfahrungen des neuen, bürgerlichen Publikums, nicht mehr auf die Bildungserfahrungen der alten Aristokratie“.⁶⁷ Diese neuen Lebenserfahrungen waren vor allem geprägt von den rasanten Entwicklungen in Großstädten wie Paris, ihren Kontrasten und politischen Umbrüchen, ihren diversen gesellschaftlichen Gruppierungen, die gemeinsam an den Unterhaltungsangeboten partizipierten, und dem daraus resultierenden „Konflikt zwischen den Ängsten und Hoffnungen einzelner Individuen und der unaufhaltsamen Dynamik von unkontrollierten Massenprozessen“.⁶⁸ Auf solchen Kontrasten basierte denn auch, mit Gerhard, der zentrale dramaturgische Konflikt der Grand Opéra, indem sie „unter dem Druck neuer Wahrnehmungszumutungen schrittweise neue Anschauungsformen ausprägte“.⁶⁹

Vor dem Hintergrund, dass also die Grand Opéra sowie die mit ihr verwandten Gattungen aus dem italienischen und deutschen Raum künstlerische Plattformen bildeten, auf denen gesellschaftliche Entwicklungen verhandelt, neue Wahrnehmungsformen dargeboten und Identifikationspotenziale bereitgestellt wurden, prägte sich auch ein neuer Heldentypus aus, der durch innere Haltung und äußere Handlung Vorbildfunktionen für das neue Publikum bereithielt und Wertvorstellungen (re)präsentierte. In dem Maße, in dem die Institution der Oper zunehmend ihre Funktion als exklusives Repräsentationsorgan herrschender Eliten verlor und auch das bürgerliche Publikum in den Kreis der durch das Bühnengeschehen und Bühnenpersonal Adressierten hinzutrat, verschwanden zunehmend die antiken und mythischen Heldenfiguren des barocken und klassischen Musiktheaters, spiegelten diese in ihrer Unantastbarkeit und Unfehlbarkeit doch vor allem die Exzeptionalität realer Herrscher wider. An ihre Stelle traten psychologisch konturierte Menschen unterschiedlichster sozialer Herkunft, die in der realen, nach-antiken Geschichte verortet waren und durch deren Vermögen zu Liebe, Leid und Kampf Handlungsräume aufgezeigt wurden, innerhalb derer das Verhältnis von Individuen zu gesellschaftlichen Umwälzungen und zu sozialer und politischer Ungerechtigkeit ausgelotet wurde. Die Verstrickung des Helden in eine politische oder religiöse, meist in der realen Geschichte verankerten Revolte, die anzuführen er durch die Unterstützung seiner Anhängerschaft auserkoren ist, gehört zu den dramaturgischen Hauptcharakteristika des Rollenprofils von Heldenfiguren.

S. Hibberd, *French Grand Opera and Historical Imagination*, Cambridge 2009; M. A. Pottinger, *The Staging of History in France. The Characterization of Historical Figures in French Grand Opéra during the Reign of Louis-Philippe*, Saarbrücken 2009; C. Newark, *Staging Grand Opéra. History and the Imagination in Nineteenth-Century Paris*, Oxford 1999 sowie S. Williams, *The Spectacle of the Past in Grand Opera*, in: D. Charlton (Hrsg.), *Cambridge Companion to Grand Opera*, Cambridge 2003, S. 58–75.

⁶⁷ Walter, „Die Oper ist ein Irrenhaus“ (Anm. 8), S. 56.

⁶⁸ A. Gerhard, *Grand Opéra*, in: *Die Musik in Geschichte und Gegenwart* 2, Sachteil, Bd. 3, Kassel [u.a.] 1995, Sp. 1575–1595, hier Sp. 1582.

⁶⁹ Gerhard, *Die Verstädterung der Oper* (Anm. 8), S. 51.

So führt etwa Raoul in Meyerbeers „Les Huguenots“ in der sogenannten Bartholomäusnacht 1572 die Hugenotten im Kampf gegen die Katholiken an, Arnold ruft in Rossinis „Guillaume Tell“ die schweizer Verbündeten zum Unabhängigkeitskampf gegen die habsburgische Fremdherrschaft um 1300 auf, Masaniello in Aubers „La Muette de Portici“ ist Anführer eines neapolitanischen Fischeraufstandes im Jahre 1647, und Arrigo beteiligt sich in Verdis Risorgimento-Oper „La battaglia di Legnano“ am Kampf der Norditaliener gegen Friedrich I. Barbarossa im 12. Jahrhundert. Auch real existierende Personen finden sich in einigen Opern als Heldenfiguren wieder: Cola di Rienzo (1313–1354) etwa versucht in Wagners „Rienzi“ als Volkstribun die politische Ordnung in Rom wiederherzustellen, und Jan van Leiden (1509–1536) führt in Meyerbeers „Le Prophète“ als Jean de Leyde die niederländische Wiedertäuferbewegung an. Emotional gestärkt oder auch ins Schwanken gebracht durch die Liebe zu einer Frau finden diese und viele andere Heldenfiguren mit ähnlicher Agenda am Ende tragischer Final- und Kampfszenen den Tod. Dabei lassen sie sich gerade in ihrem Scheitern dem Typus romantisch-tragischer Helden zuordnen, wie sie auch in der Literatur und im Theater dieser Zeit vorkommen.

Die Verbindung von Oper und Gesellschaft liegt auf dieser Ebene der dramaturgischen Gestaltung der Heldenfiguren darin, dass hier viele auf die Moderne vorausweisende Fragen nach dem Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft permanent evoziert und sowohl Chancen als auch Bedrohungen aufgezeigt werden, die die in Form von Chören omnipräsente Masse für die Freiheit des Einzelnen darstellt.⁷⁰ Weil diese Masse sich in den Werken gleich einer ‚Interpretationsgemeinschaft‘ zum Einzelnen, der Heldenfigur, in Beziehung setzt, seinem Handeln zustimmend oder ablehnend gegenübertritt und auf die meist vom Helden ausgelöste Konfliktsituation aktiv reagiert, bot sie dem Zuschauer die Möglichkeit, die dargestellten Konflikte im imaginären Raum des Musiktheaters nachzuvollziehen, sich sowohl mit der Masse zu identifizieren als auch zum Konflikt des Helden zu positionieren und auf das Bühnengeschehen aktiv – etwa durch Mitsingen, Zischen oder andere Bekundungen des Beifalls oder Missfallens – einzuwirken.⁷¹

Zu dieser Erschaffung einer gewissenmaßen lebendigen Illusion im Raum des Theaters trug aber nicht nur die dramatische Situation und die Präsenz einer Heldenfigur und seiner Gemeinschaft auf der Bühne bei, sondern auch der einzelne

⁷⁰ So bemerkt auch Simon Williams: „[I]t is possible to see the work of Auber, Halévy and Meyerbeer a first instance of one of the most persistent conflicts in modern drama, that of the individual pitted against the forces of an impersonal society, which has little concern for the integrity of freedom of human beings“, Williams, *The Spectacle of the Past in Grand Opera* (Anm. 66), S. 74.

⁷¹ Die besonders im italienischen Raum heftig sich artikulierenden Publikumsreaktionen und die Vereinnahmung von Verdis frühen Opern für politische Deutungen beschreibt eingehend P. Stamatov, *Interpretative Activism and the Political Uses of Verdi's Operas in the 1840s*, in: *American Sociological Review* 67, Heft 3, 2002, S. 345–366.

Sänger durch seine Fähigkeit, sich in der Bühnensituation vokal zu artikulieren. Nachdem das Heldenfach ab den 1820er Jahren von Tenorsängern dominiert wurde, wandelte sich die Ästhetik des virtuosen Gesangs in extrem hoher Stimm- lage, wie sie vor allem durch die italienischen Kastratensänger des 18. Jahrhun- derts etabliert und im Zuge einer Übernahme von männlichen Heldenrollen durch Frauenstimmen im frühen 19. Jahrhundert fortgeführt wurde,⁷² zuneh- mend in Richtung einer auf Durchschlagskraft und Dramatik ausgerichteten voka- len Präsentation des Helden. Indem Gesang und Darstellung mehr und mehr in eine funktionale Einheit traten, konnten sich die seelische Tiefe und der innere und äußere Konfliktreichtum der Heldenfiguren artikulieren. Dabei galt die Fä- higkeit eines Sängers, kraft seiner Stimme und seines Ausdrucks die psychische und emotionale Konfliktsituation der von ihm dargestellten Figur äußern und für den Zuhörer nachvollziehbar machen zu können, als ein zentrales Bewertungskri- terium seines Gesangs. So bewunderte man 1823 etwa an dem international re- nommierten Tenorsänger Domenico Donzelli in seiner Paraderolle des Rossini- schen Otello „die Steigerung, mit welcher er die in seiner Brust auflodernde Lei- denschaft so lebendig vor unsern Augen [...] zu entfalten wusste, dass die Macht der Täuschung ihre ganze Gewalt auf die Zuschauer ausübte“.⁷³ Der im deutschen Raum hochgefeierte Tenor Joseph Tichatschek überzeugte wiederum 1847 als In- terpret der Heldenpartie des Raoul in Meyerbeers „Les Huguenots“, „wo er das Heldenthum, mit welchem Raoul gegen das gewaltige Schicksal kämpfen muss, das auf seinen jugendlichen Schultern lastet, in feuriger Kraft vertrat“ und da- durch einen nicht enden wollenden „Beifall- und Hervorruf“ auslöste.⁷⁴

Wie sich zeigt, entstanden innerhalb des Opernpublikums in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts neue Wahrnehmungszusammenhänge, die wiederum mit neuen Artikulations- und Darstellungsformen von Heldenfiguren und den sie umgebenden Gemeinschaften auf der Bühne korrelierten. Indem Opern dem um bürgerliche Schichten erweiterten Publikum durch Gesang und Darstellung neu- artige Identifikationsmöglichkeiten boten, wandelten sie sich von einem Ort, an dem die aufmerksame Werkrezeption vor dem Hintergrund der Herausstellung, Demonstration und Kultivierung unterschiedlicher sozialer Praktiken eine nach- rangige Rolle spielte, zu einem Ereignis, bei dem sich Realität und Illusion

⁷² Vgl. zu der Übergangszeit, in der die vormalig von Kastratensängern verkörperten Opernhel- den zunehmend durch Sängerinnen abgelöst wurden, N. A. André, *Voicing Gender. Castrati, Travesti, and the Second Woman in Early-Nineteenth-Century Italian Opera*, Bloomington, IN 2006 sowie Th. Seedorf, *Heldensoprane. Die Stimmen der eroi in der italienischen Oper zwischen 1600 und 1840 (Figurationen des Heroischen; 1)*, Göttingen 2015.

⁷³ Rezension über eine Aufführung des „Otello“ 1823 am Wiener Kärntnertortheater in: All- gemeine musikalische Zeitung, mit besonderer Rücksicht auf den österreichischen Kaiser- staat [Wien], Jg. 7, Nr. 76, 20. September 1823, S. 602, Sp. 2.

⁷⁴ Rezension über eine Aufführung der „Hugenotten“ 1847 an der Berliner Hofoper in: Neue Berliner Musikzeitung [Berlin], Jg. 1, Nr. 10, 10. März 1847, S. 87.

durchdringen konnten. Oper und Gesellschaft waren somit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem in der politisch gefärbten Wahrnehmung ihrer Beobachter in ein neuartiges Wechselverhältnis getreten.

Maximin und Cäsar

Adorationsmodelle im Stefan George-Kreis¹

Ann-Christin Bolay

Im Jahr 1946 erschien unter dem Titel „Helden und Heldenverehrung“ ein Dialog, den der Schriftsteller und Journalist Heinrich Berl Ende der 1920er Jahre mit dem Literaturwissenschaftler Friedrich Gundolf geführt hatte:

„Man kann für oder gegen George sein“, sagte er [Gundolf], „aber man kann die deutsche Dichtung der Gegenwart nicht mehr ohne George beurteilen, sowie man für oder gegen Kant, aber nicht mehr ohne Kant denken kann.“

„Vielleicht hat der esoterische Charakter des ‚Kreises‘ viel zu den Gerüchten über George beigetragen“, entgegnete ich [Berl].

„Sie haben recht“, meinte er, „aber wie hätte die Zuchtlosigkeit des Naturalismus anders überwunden werden können? Schließlich sind alle großen geistigen Bewegungen aus der Esoterik hervorgegangen.“

„Allerdings hat die früher oder später notwendige Öffentlichkeit auch immer zum Verfall esoterischer Schulen geführt.“²

Hier bricht das überlieferte Gespräch ab. In den knappen Worten der Dialogpartner zeichnet sich jedoch ein Problem ab, das in hohem Maße Fragen nach Formen von Verehrung tangiert: das dialektische Verhältnis von esoterischer und exoterischer, von geheimer und öffentlicher Adoration. Die komplexen Verehrungsmodelle, die der Kreis um den Dichter Stefan George anbietet, changieren bewusst zwischen kreisinterner und kreisexterner Wirkung. Lässt sich die von Berl formulierte These einer „früher oder später notwendige[n] Öffentlichkeit“, die esoterische Praktiken zwangsläufig überwindet, daher tatsächlich auf den George-Kreis übertragen?

Ein zeitgenössischer Theoretiker, Gustave Le Bon, hat die ‚Masse‘ als eigenständige Partei in einem Modell von Verführung untersucht und dabei grundlegende Gedanken zum Verhältnis eines ‚Führers‘ zur Öffentlichkeit formuliert:

„Glauben erzeugen, sei es religiöser, politischer oder sozialer Glaube, Glaube an eine Person oder an eine Idee, das ist die besondere Rolle der großen Führer, und das ist der Grund, warum ihr Einfluß immer beträchtlich ist. [...] Dem Menschen einen Glauben schenken heißt, seine Kraft verzehnfachen.“³

¹ Wertvolle Anregungen verdankt der vorliegende Aufsatz einer Arbeitsgruppe des Teilprojekts B8 im Sonderforschungsbereich 948 „Helden – Heroisierungen – Heroismen“ unter der Leitung von Achim Aurnhammer.

² H. Berl, Helden und Heldenverehrung. Friedrich Gundolf, in: H. Berl, Gespräche mit berühmten Zeitgenossen, Baden-Baden 1946, S. 73–77, hier S. 75.

³ G. Le Bon, Psychologie der Massen, autorisierte Übersetzung nach der 12. Aufl. von Dr. R. Eisler (Philosophisch-soziologische Bücherei; 2), Leipzig 1908, S. 84–85. Gustave Le Bons

In seinem Standardwerk zur „Psychologie der Massen“⁴ nahm Le Bon die Strategie vorweg, die später Georges Maximin-Kult bestimmte. George teilte wohl Le Bons Einschätzung, dass er seine Position im Kreis der Freunde dadurch stabilisieren könne, dass er sie zu Gläubigen macht, und übertrug die Idee der Massenüberzeugung auf einen kleinen esoterischen Kreis. Im Kult um den zum ästhetischen Gott stilisierten Maximilian Kronberger löste er diese Überzeugung ein. Ihren sichtbarsten Ausdruck fand die Stilisierung in „Maximin. Ein Gedenkbuch“, das George 1906 drucken ließ und das im folgenden Jahr erschien.⁵

In der verkündigenden Prosa-Vorrede, die das Gedenkbuch eröffnet, wird Maximin zum jugendlich-heroischen Verehrungsobjekt erhoben. Der mythisierten Gestalt Maximin liegt der 1904 verstorbene Münchner Gymnasiast Maximilian Kronberger zugrunde, dem Stefan George mehrfach begegnete. Kronbergers Lebensdaten, insbesondere die Zusammenkünfte mit George, flossen in die Vorrede ein. Sie zeigen, wie befremdlich die Wahl dieser Person als Vergötterungsobjekt auf den Außenstehenden wirken musste: Zwar hatte Maximilian Kronberger einige Gedichte verfasst,⁶ war ansonsten aber ein eher durchschnittlicher Gymnasiast. Auch war das Verhältnis zu George nicht frei von Spannungen.⁷ Dass George jedoch schon zu Lebzeiten Kronbergers an dessen Stilisierung arbeitete, verdeutlichen die Fotografien des Maskenzugs bei Henry von Heiseler im Februar 1904, bei dem sich George als Dante verkleidet von Kronberger im Kostüm eines Florentiner Edelknaben begleiten ließ.⁸

Das Gedenkbuch übersteigert diese Stilisierung und würdigt Maximin als heroische Figur ohne Tat, transformiert George zum prophetischen Mittler und setzt den George-Kreis als Verehrergemeinde ein. Der Schrift kommt daher die Stellung eines Gründungstextes des Kreises zu.⁹ Ihre Reichweite war allerdings gering: Das Gedenkbuch erschien in einer Auflagenhöhe von 200 Exemplaren

Standardwerk zur Massenpsychologie wurde im frühen 20. Jahrhundert intensiv rezipiert, unter anderem von Max Weber, der sich in „Wirtschaft und Gesellschaft“ direkt auf die massenpsychologischen Annahmen Le Bons bezieht: vgl. M. Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*, Frankfurt am Main 2010, S. 16.

⁴ 1895 erschien Gustave Le Bon „Psychologie des foules“ in Paris im französischen Original; 1908 wurde es von Rudolf Eisler ins Deutsche übertragen.

⁵ S. George (Hrsg.), *Maximin. Ein Gedenkbuch* (Blätter für die Kunst), Berlin 1907 (Digitalisat: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/george1907>, 10. Juni 2015).

⁶ Erschienen sind diese Gedichte postum im Gedenkbuch, daneben aber auch eigenständig: M. Kronberger, *Nachlass*, Privatdruck, anonym hrsg. von H. Steiner, Zürich [1937] sowie M. Kronberger, *Gedichte, Tagebücher, Briefe*, hrsg. von G. P. Landmann, Stuttgart 1987.

⁷ Die Konflikte schildert F. Walter, *Kronberger, Maximilian Konrad August*, in: A. Aurnhammer [et al.] (Hrsg.), *Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch*, Bd. 3, Berlin/Boston 2012, S. 1500–1503.

⁸ Abbildungen bei R. Boehringer, *Mein Bild von Stefan George. Tafelband*, Düsseldorf/München 1968, S. 90–91.

⁹ Vgl. diese Einschätzung auch bei J. Egyptien, *Die ‚Kreise‘*, in: A. Aurnhammer [et al.] (Hrsg.), *Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch*, Bd. 1, Berlin/Boston 2012, S. 365–407, hier S. 376.



Abb.
Frontispiz und Titelblatt des Maximin-Gedenkbuchs, Stefan-George-Archiv Stuttgart.

und war nur einem ausgewählten Personenkreis zugänglich. 1908 wurde die Vorrede in der Achten Folge des Periodikums „Blätter für die Kunst“ gedruckt, allerdings ebenfalls in geringer Auflage.¹⁰ Erst durch den Abdruck in Georges „Tage und Taten“ von 1925 wurde die Vorrede einem größeren Publikum präsentiert.¹¹ Um die Rollen von verehrtem Objekt, Mittlerfigur, Verehrergemeinde und Öffentlichkeit mithilfe eines *close reading* näher zu bestimmen, wird das Adorationsmodell der Vorrede im Folgenden mit der knapp zwanzig Jahre später entstandenen Einleitung zu Friedrich Gundolfs Monographie „Caesar. Geschichte seines Ruhms“ (1924) kontrastiert.

Die unter dem Signet der „Blätter für die Kunst“ erschienene Cäsar-Monographie gehört zur Reihe der wissenschaftlichen Schriften des Kreises, die unter dem Einfluss Georges entstanden.¹² Bedeutende historische Herrscher-Persönlichkeiten wie Cäsar, Friedrich II. oder Napoleon und Geistesgrößen wie Platon, Shakespeare, Goethe und Nietzsche wurden porträtiert und inszeniert.¹³ Neben Mitgliedern des George-Kreises – darunter die Literaturwissenschaftler Friedrich Gundolf und Ernst Bertram, der Historiker Ernst H. Kantorowicz und der Jurist Berthold Vallentin – zählten auch kreisaffine Wissenschaftler zu den Autoren.¹⁴ Seine Konjunkturphase erlebte das monographische Schrifttum des Kreises vom Ersten Weltkrieg bis in die 1930er Jahre. Die Besonderheit der Schriften zeigte sich darin, dass bereits etablierte Heldenfiguren erneut heroisiert wurden und im Sinne der elitären, holistischen Geisteshaltung des Kreises eine aktuelle Deutung erfuhren. Als Texte der „Außenpolitik des Kreises“¹⁵ dienten sie dem exoterischen Willen, in die Öffentlichkeit

¹⁰ S. George, Vorrede zu Maximin, in: Blätter für die Kunst 8, 1908/09, S. 28–33.

¹¹ Ders., Tage und Taten. Aufzeichnungen und Skizzen, Sämtliche Werke in 18 Bänden, Bd. 17, Stuttgart 1998, S. 61–66.

¹² Eine Auflistung der bis 1933 in der Reihe „Werke der Wissenschaft aus dem Kreise der Blätter für die Kunst“ erschienenen Monographien gibt R. Kolk, Wissenschaft, in: A. Aurnhammer [et al.] (Hrsg.), Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch, Bd. 2, Berlin/Boston 2012, S. 585–606. Gundolf war zum Zeitpunkt der Abfassung des „Caesar“ – nach dem Bruch mit George – zwar kein Mitglied des Kreises mehr, lebte und arbeitete jedoch nach wie vor unter dem Einfluss des ‚Meisters‘.

¹³ Zur sogenannten Biographik des George-Kreises vgl. H. Scheuer, Biographie als Mythographie – Der George-Kreis, in: H. Scheuer, Biographie. Studien zur Funktion und zum Wandel einer literarischen Gattung vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Stuttgart 1979, S. 112–151; Ders., „Dichter und Helden“ – Zur Biographik des George-Kreises, in: W. Braungart [et al.] (Hrsg.), Stefan George. Werk und Wirkung seit dem ‚Siebenten Ring‘. Für die Stefan-George-Gesellschaft, Tübingen 2001, S. 300–314.

¹⁴ Zum Beispiel der Basler Mediävist Wolfram von den Steinen (1892–1967), der George selbst nie begegnete, aber über seinen Lehrer Friedrich Wolters mit den Ideen des Kreises in Berührung kam und von ihnen beeinflusst wurde. Vgl. H. Hartmann, Steinen, Wolfram von den, in: A. Aurnhammer [et al.] (Hrsg.), Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch, Bd. 3, Berlin/Boston 2012, S. 1685–1688. Er verfasste biographische Studien zu Herrscher- und Heiligenfiguren des Mittelalters, unter anderem zu Otto dem Großen und Karl dem Großen, Franziskus und Dominikus, Bernhard von Clairvaux und Anselm von Canterbury.

¹⁵ E. Osterkamp, Das Eigene im Fremden. Georges Maximin-Erlebnis in seiner Bedeutung für die Konzeption der ‚Werke der Wissenschaft aus dem Kreise der Blätter für die Kunst‘,

hineinzuwirken und standen damit im Kontrast zum esoterisch verbleibenden Maximin-Kult. Auch ihre Reichweite war ungleich größer: Friedrich Gundolfs Goethe-Biographie aus dem Jahr 1916 beispielsweise wurde von der Öffentlichkeit in hohem Maße wahrgenommen¹⁶ und ebenso wie die Cäsar-Monographie bis in die 1960er Jahre verlegt.¹⁷

Die Bedeutung Maximins für die wissenschaftlichen Schriften des Kreises hat bisher nur Ernst Osterkamp untersucht. Er deutet die „Heroenidolatrie“ dieser Werke als „Ableitungen des Maximin-Kults“,¹⁸ bezieht dies allerdings nur auf diejenigen Texte der „Innenpolitik“ des Kreises, die vor allem eine „Durchsetzung des staatlichen Modells von Herrschaft und Dienst und die ideologische Verpflichtung der Jünger auf den Meister“ zum Ziel haben.¹⁹ Unbestimmt blieb bisher das soziale Figurationsmodell, das der Verehrung in beiden Texten, Maximin-Vorrede und Cäsar-Einleitung, zugrunde liegt.²⁰ Die Leitfragen der Analyse sind daher folgende: Mit welchen Strategien entwirft George den Kult um Maximin? Welche Funktionen spricht er den am Kult beteiligten Parteien zu? Inwiefern greift Gundolf in der Einleitung zu seiner Cäsar-Monographie dieses Adorationsmodell auf?

in: E. Iwasaki (Hrsg.), *Begegnung mit dem ‚Fremden‘. Grenzen – Traditionen – Vergleiche. Akten des 8. Internationalen Germanisten-Kongresses Tokyo 1990*, Bd. 10, München 1992, S. 394–400, hier S. 396.

- ¹⁶ Zur wissenschaftlichen Debatte um Gundolfs „Goethe“ vgl. W. Höppner, *Zur Kontroverse um Friedrich Gundolfs „Goethe“*, in: R. Klausnitzer / C. Spoerhase (Hrsg.), *Kontroversen in der Literaturtheorie – Literaturtheorie in der Kontroverse*, Bern 2007, S. 183–205.
- ¹⁷ Beide Bände erschienen in den 1960er Jahren bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft in unveränderten fotomechanischen Nachdrucken: F. Gundolf, *Goethe*, Darmstadt 1963 sowie F. Gundolf, *Caesar*, Darmstadt 1968.
- ¹⁸ Osterkamp, *Das Eigene im Fremden* (Anm. 15), S. 395.
- ¹⁹ Ebd., S. 396. Dazu zählt Osterkamp besonders H. Friedemann, *Platon. Seine Gestalt*, Berlin 1914; M. Kommerell, *Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik*, Berlin 1928 und B. Vallentin, *Winckelmann*, Berlin 1931. Abgesehen von Osterkamps Studie wurde der Maximin-Kult besonders unter soziologischen, psychologischen, religionsästhetischen sowie medien- und kommunikationswissenschaftlichen Aspekten untersucht. Vgl. hierzu den konzisen Überblick über die Forschung bei J. Stottmeister, *Pythagoreische Elemente in Stefan Georges Maximin-Kult*, in: *George-Jahrbuch* 6, 2006/07, S. 122–149, hier S. 123–124. Wolfgang Braungart hat darauf verwiesen, dass es sich bei Maximin mehr um eine Kult- als eine Religionsstiftung handelt: vgl. W. Braungart, *Ästhetischer Katholizismus. Stefan Georges Rituale in der Literatur* (Communicatio; 15), Tübingen 1997, S. 237.
- ²⁰ Ich verwende den Begriff ‚Figuration‘ in Anlehnung an Norbert Elias und seine Modifikation bei Ralf von den Hoff [et al.]: „Unter der Sozialfiguration wird [...] das Relationengeflecht von Hierarchien, Regeln und Kommunikationsstrukturen in einem Sozialverband verstanden“, R. von den Hoff [et al.], *Helden – Heroisierungen – Heroismen. Transformationen und Konjunkturen von der Antike bis zur Moderne. Konzeptionelle Ausgangspunkte des Sonderforschungsbereichs 948*, in: *helden. heroes. héros. E-Journal zu Kulturen des Heroischen* 1, Heft 1, 2013, DOI 10.6094/helden.heroes.heros./2013/01/03, S. 7–14, hier S. 9. Das Modell bezieht sich auf Norbert Elias’ Prägung des Begriffs in N. Elias, *Was ist Soziologie?* (Grundfragen der Soziologie; 1), München 1970.

Bildliche Inszenierung im Gedenkbuch und Adorationsmodell der Vorrede (1907)

Das Gedenkbuch enthält Gedichte sowohl von Stefan George als auch von Maximilian Kronberger sowie Beitragender aus dem Freundeskreis, namentlich Karl Wolfskehl, Friedrich Gundolf, Lothar Treuge und Oskar Dietrich. Der Buchkünstler Melchior Lechter hat den Band im Auftrag Georges aufwendig gestaltet.²¹ Eine fotografische Inszenierung des jungen Maximilian, die als Frontispiz dem Gedenkbuch vorangestellt ist, geht wohl ebenso auf Stefan George zurück.²²

Bereits in der bildnerischen Gestaltung lassen sich exemplarisch Verehrungsstrategien zeigen. Das Gedenkbuch eröffnet mit der ca. 1903/04 entstandenen Fotografie, umrahmt von ornamentalen, floralen und figuralen Darstellungen (Abb.). Auf der Fotografie ist der etwa 15-jährige Maximilian Kronberger im Profil von schräg hinten mit nacktem Oberkörper zu sehen. Er trägt einen Lorbeerkranz, hält einen Stab in der linken Hand und blickt in ruhiger, aufrechter Haltung nach rechts aus dem Bild heraus. Die buchkünstlerische Gestaltung Melchior Lechters dominiert das untere Drittel der Seite: Um die Häupter zwei einander zugewandter Pfauen strahlen Gloriolen. In ihrer Mitte schwebt eine Krone über einem floral geschmückten Kreissymbol, das sich in vielfacher Wiederholung in der künstlerischen Gestaltung wiederfindet. Beide Pfauen halten einen hoch aufragenden Kerzenständer in ihren Krallen – eine Parallele zum Stab in Maximilians Hand, der ihn damit im Kontext der Figur des Lichtbringers erscheinen lässt.²³ Die Kreissymbolik dient ebenso wie die Pfauen der sinnbildhaften Darstellung von Unsterblichkeit und Ewigkeit.²⁴ Die Krone verweist auf den Namen des früh verstorbenen Jugendlichen (Kronberger) und verleiht ihm zugleich durch den symbolisierten Krönungsakt herausgehobene Bedeutung. Auch die Fotografie weist stilisierende Merkmale auf, lässt sie doch assoziativ an arkadische Hirten²⁵ und damit an Jugend und Ursprünglichkeit ebenso denken wie an den griechischen Antinoos, den jungen Geliebten des römischen Kaisers Hadrian, der nach seinem frühen Tod als

²¹ Ausführliche Analysen der Gestaltung finden sich bei M. Roos, *Stefan Georges Rhetorik der Selbstinszenierung*, Düsseldorf 2000; Stottmeister, *Pythagoreische Elemente in Stefan Georges Maximin-Kult* (Anm. 19).

²² Bei der Fotografie handelt es sich um eine von George veranlasste Auftragsarbeit. Vgl. Walter, Kronberger (Anm. 7), S. 1501.

²³ Dies lässt sich sowohl im christlichen Sinne als Erlösergestalt deuten als auch im antiken Kontext mit Bezug auf Phoibos Apollon als Gott des Lichts. Bestärkt wird diese Bildanpielung durch Georges Aussage in der Vorrede, Maximin habe „über grosse eisige flächen nun ein gleichmässiges und wärmendes licht verbreitet“, George, *Vorrede zu Maximin* (Anm. 10), S. 33.

²⁴ Vgl. J. Kramer, *Pfau*, in: *Lexikon der christlichen Ikonographie*, Bd. 3, 1971, Sp. 409–411.

²⁵ Nicolas Poussins „*Et in Arcadio ego*“ (erste Fassung um 1630, zweite Fassung um 1640) ist wohl die berühmteste Darstellung eines arkadischen Hirten und kann als Vorbild für die fotografische Inszenierung gedient haben.

Gott verehrt wurde und durch seine kultische Verehrung in zahlreichen Bilddarstellungen überliefert ist.²⁶

Hier zeigt sich, ebenso wie in der Umwandlung des Namens,²⁷ die Transformation des Jugendlichen Maximilian Kronberger zum Gott Maximin: Zeigt die Fotografie als Abbild der Wirklichkeit noch den Körper des lebendigen Jugendlichen, so sind ihm bereits hier Attribute der Stilisierung (Lorbeerkranz und Stab) beigegeben. Im Zusammenspiel mit der ornamentalen Umrahmung vollzieht sich so dann die Apotheose gemäß einer Gedichtzeile Georges vollends: „Den leib vergottet und den gott verleibt“.²⁸ Ihre Steuerung durch George, der als Auftraggeber sowohl der Fotografie als auch der illustrativen Gestaltung maßgeblich an der bildlichen Darstellung beteiligt war, rückt ihn als Vermittler in den Vordergrund.

Die in acht Abschnitte untergliederte programmatische Vorrede handelt von der Begegnung Georges mit Maximilian Kronberger und dessen Tod ebenso wie von der Kultstiftung durch den prophetischen ‚Meister‘. George lässt als Sprecherinstanz ein kollektives „wir“ auftreten. Die sich dahinter verbergende Gruppe bleibt auf textimmanenter Ebene zwar unbestimmt, tritt aber in Form der anderen Beiträger des Gedenkbuchs hervor, die sich durch ihre lyrische Mitwirkung zum Kult bekennen. Nach Francesco Rossi führt die Symbiose von individuellem Verfasser und kollektiver Autorschaft zur „Zusammenschweißung und Eingliederung in eine ‚Gesinnungsgemeinschaft‘“.²⁹

Der erste Abschnitt der Vorrede stellt die Ausgangssituation der Kultstiftung dar: Eingeleitet mit der Dantes „Divina Commedia“ zitierenden Klage über eine krankende Gegenwart wird eine ästhetische Krise diagnostiziert.³⁰ Die Analogie zu Dantes Gang ins Inferno prophezeit der Gegenwart apokalyptische Szenerien:

²⁶ Zur Antinoos-Rezeption siehe H. Meyer, Antinoos. Die archäologischen Denkmäler unter Einbeziehung des numismatischen und epigraphischen Materials sowie der literarischen Nachrichten. Ein Beitrag zur Kunst- und Kulturgeschichte der hadrianisch-frühantoninischen Zeit, München 1991.

²⁷ Als Kontraktionskürzung von ‚Maximilian‘ verweist ‚Maximin‘ unter anderem auf den Hl. Maximin, Bischof von Trier im 3. und 4. Jahrhundert, dem Hildegard von Bingen einen Hymnus widmete. Siehe den Text der Hymne unter <http://gi.unideb.hu/~katschthaler/Hildegard%20Columba%20aspexit.pdf>, 20. Juni 2015.

²⁸ S. George, Templer, in: S. George, Der Siebente Ring, Sämtliche Werke in 18 Bänden, Bd. 6/7, Stuttgart 1986, S. 52–53, hier S. 53.

²⁹ F. Rossi, Die ‚Gestalt‘ des Erkennens. Verfahren der Wissenskstitution und der Wissenschaftskritik im George-Kreis, in: Scientia Poetica. Jahrbuch für Geschichte der Literatur und der Wissenschaften 15, 2011, S. 154–187, hier S. 164.

³⁰ Der Canto 1 des „Inferno“ beginnt mit den Worten „Nel mezzo del cammin di nostra vita / mi ritrovai per una selva oscura, / ché la diritta via era smarrita“, Dante Alighieri, La Divina Commedia. Inferno. Commento di A. M. Chiavacci Leonardi (Oscar grandi classici), Mailand 2009, S. 7–9. Stefan Georges Übersetzung der Stelle lautet: „Es war inmitten unsres wegs im leben / Ich wandelte dahin durch finstre bäume / Da ich die rechte strasse aufgegeben“, S. George, Dante. Die göttliche Komödie. Übertragungen, Sämtliche Werke in 18 Bänden, Bd. 10/11, Stuttgart 1988, S. 7.

„Wir hatten eben die mittägliche höhe unsres lebens überschritten und wir bangten beim blick in unsre nächste zukunft. Wir gingen einer entstellten und erkalteten menschheit entgegen die sich mit ihren vielspältigen errungenschaften und verästelten empfindungen brüstete indessen die grosse tat und die grosse liebe am entschwinden war. Massen schufen gebot und regel und erstickten mit dem lug flacher auslegung die zungen der Rufer die ehemals der mord gelinder beseitigte: unreine hände wühlten in einem haufen von flitterstücken worin die wahren edelsteine wahllos geworfen wurden · zerlegender dümel verdeckte ratlose ohnmacht und dreistes lachen verkündete den untergang des Heiligtumes.“³¹

Die einleitenden metaphorischen Schilderungen, in denen Kritik an Demokratisierung und Säkularisierung der Gegenwart geübt wird, steigern sich sukzessive zu einer umfassenden Szenerie des Kulturverfalls. Der drohende Verlust von Religiosität wird vom Erzähler sinnbildlich als Ende der Menschheit gedeutet.

Mit einem jähen Bruch, gesteigert durch das Temporaladverb ‚plötzlich‘, wird eine Zäsur der Rettung markiert: „[...] als die plötzliche ankunft eines einzigen menschen in der allgemeinen zerrüttung uns das vertrauen wiedergab und uns mit dem lichte neuer verheissungen erfüllte“ (28). Mit dem Auftreten einer Einzelfigur als Erlöser, rekurrierend auf die Geburt Jesu Christi, ist ein Wendepunkt erreicht, der dem kollektiven „wir“ neue Zukunftsperspektiven eröffnet.³² Maximin erfüllt als Erlösergestalt das Bedürfnis der Gruppe nach Rettung aus der Sinnkrise: „[...] was uns not tat war Einer der von den einfachen geschehnissen ergriffen wurde uns die dinge zeigte wie die augen der götter sie sehen“ (29). Als Verbindungsglied zum Göttlichen sei Maximin – so der Erzähler – in der Lage, die Gruppe aus der ästhetischen Krise zu befreien.³³

Die Wahl dieses Retters wird durch die Präsenz und Stilisierung seiner Leiblichkeit legitimiert, die bereits in der Fotografie inszeniert wurde. Maximin wird ein besonderes Charisma zugesprochen: Als „junger fechter“ mit einer „miene feldherrlicher obergewalt“ (28) hält er seine Bewunderer „im banne seiner ausstrahlung“ (29). Sein Charisma zeigt sich vor allem an seiner Reinheit:

„[...] er war zu rein als dass eine berührung ihn hätte beflecken · zu abseits als dass eine nähe ihn hätte treffen können · er trug sich mit dem unbewussten stolz derer die nie geleugnet oder gedient und mit der unnachahmlichen würde derer die viel gebetet haben. Sein wesen bewegte sogar die unempfindlichen leute des volkes: sie warteten die stunde ab da er vorüberkam um ihn im nu zu betrachten oder seine stimme zu hören.“ (30)

³¹ George, Maximin (Anm. 5), o. S. Ich zitiere im Folgenden unter der Angabe der Seitenzahlen im laufenden Text nach dem Abdruck der Vorrede in den Blättern für die Kunst 8, 1908/09, S. 28–33.

³² Eine Analogie lässt sich zu Georges Dante-Erlebnis, wie es P. G. Klusmann beschreibt, feststellen: Dantes Vorbildfunktion für George gehe auf einen Akt „plötzliche[n] Erkennen[s]“ zurück, P. G. Klusmann, Dante und Stefan George. Über die Wirkung der Divina Commedia in Georges Dichtung, in: E. Hefrich [et al.] (Hrsg.), Stefan George Kolloquium, Köln 1971, S. 138–150, hier S. 141.

³³ Das Substantiv „Einer“ ist eines von wenigen Worten in Großschreibung und verweist allein durch diese Hervorhebung auf die überragende Bedeutung der Erlösergestalt.

Die Reichweite von Maximins Charisma gehe über den Kreis hinaus und erreiche auch die Öffentlichkeit, die als Menge hierarchisch vom Kreis abgegrenzt wird („die unempfindlichen leute des volkes“). Der Erzähler suggeriert dadurch größere Glaubwürdigkeit; die Reaktion der Öffentlichkeit dient dem elitären Kreis paradoxerweise als autoritäre Beglaubigung. Maximins Präsenz erfüllt sich ohne Tat: „[...] seine blosse anwesenheit im raum genügte um bei allen das gefühl von leibhaftem duft und wärme zu erwecken“ (30). Maximins Leibhaftigkeit – so wird suggeriert – hat unmittelbaren Einfluss auf das körperliche Befinden der Anwesenden. Der olfaktorische Eindruck bannt ebenso die Sinne wie der durch das Erscheinen Maximins hervorgerufene Temperaturwechsel.³⁴

Maximin erfährt im Sinne Gustave Le Bons gleich doppeltes „Prestige“:³⁵ Zum einen wird ihm durch den Erzähler ein „persönliches Prestige“ zugesprochen, das bei Le Bon wie folgt beschrieben wird: „Es ist [...] eine von allem Titel, aller Autorität unabhängige Eigenschaft, die nur wenige Personen besitzen, vermöge deren sie einen wahrhaft magnetischen Zauber auf ihre Umgebung auszuüben vermögen.“³⁶ Die Rangerhöhung vom sterblichen Jugendlichen zum erlösenden Gott ist zum anderen ein „erworbenes Prestige“, an dem er allerdings selbst keinen Anteil trägt. Seine knappen biographischen Daten werden stattdessen instrumentalisiert, um das Ausbleiben göttlicher oder heroischer Leistungen zu kaschieren.

Deutlich zeigt sich daran, dass die Vergöttlichung Maximins allein in der Verantwortung Georges liegt, dessen Rolle in der Selbstinthronisation als prophetischer „Meister“ gipfelt. In einem Bund mit Gott habe Maximin um einen „grossen menschen“, einen „Meister“ gebeten (32). Der göttliche Vertrag erfülle sich in der Begegnung mit George, der sich auf diese Weise zugleich zum Lehrer, zum Propheten und zum Verehrer stilisiert. Diese Überhöhung kulminiert in einer dialogischen Szene, welche in direkter Rede und damit größter Unmittelbarkeit ein augenscheinlich konstruiertes Gespräch zwischen George und Maximin wiedergibt:

„Dies aber war Maximins stolzester abend als er unter langen gesprächen mit dem Meister durch die halbentschlafnen fluren gegangen war und dieser sagte während sich hinter dem schloss eine weinrote wolke erhob: Mein Maximin · was du mir entgelten wolltest ist reichlich zurückgegeben. Mit Einem satze hast du ein quälendes geheimnis gelöst zu dem kein buch und keine rede mir den schlüssel brachte: du hast über grosse eisige flächen nun ein gleichmässiges und wärmendes licht verbreitet. Ich entlasse dich als schüler · nimm mich zum freund! denn immer bleib ich ein teil von dir wie du ein teil von

³⁴ Auf ähnliche Weise wird in der Erinnerungsliteratur des Kreises das Erscheinen Georges als nachhaltiges „Schlüsselerlebnis“ beschrieben; vgl. Rossi, Die ‚Gestalt‘ des Erkennens (Anm. 29), S. 161.

³⁵ Gustave Le Bon verwendet den Begriff ‚Prestige‘ für das Phänomen, welches Max Weber einige Jahre später als ‚Charisma‘ begrifflich und inhaltlich schärft: „Das Prestige ist in Wahrheit eine Art Herrschaft, die ein Individuum, ein Werk oder eine Idee über uns übt. Sie lähmt all unsere Fähigkeit der Kritik und erfüllt unsere Seele mit Staunen und Achtung. [...] Das Prestige ist die mächtigste Quelle aller Herrschaft.“ Le Bon, Psychologie der Massen (Anm. 3), S. 93.

³⁶ Ebd., S. 95.

mir. Maximin hing sich in seligkeit an den Meister bevor er antwortete: ich weiss nicht ob ich diese wesen je werde verstehen lernen die aus ihrem wohnsitz sich eine hölle bauen und darüber sich paradiese erfinden · soweit mein auge reicht seh ich nur glanz · ich habe die ganze brust voll glück und über jedes ende hinaus winkt mir mit goldnen flügeln unsterblichkeit.“ (32–33)

In Voraussicht der eigenen Apotheose, die in eine Abenddämmerung eingebettet wird und dadurch zum romantischen Stimmungsbild geriert, bindet sich Maximin an den „Meister“, der ihm die ebenbürtige Freundschaft angeboten hat. Die Parallelsierung von „Ich entlasse dich als schüler · nimm mich zum freund!“ markiert eine Wende in der Beziehung zwischen George und Maximin. George ist nicht mehr Förderer Maximins, sondern unterwirft sich demjenigen, den er zuvor selbst überhöht hat. Diese gegenseitige Abhängigkeit und wechselseitige Erhöhung wird auch in der ersten Strophe des Gedichtes „Einverleibung“, eines der Maximin gewidmeten Gedichte des „Siebenten Rings“ (1907), zum Ausdruck gebracht:

„Nun wird wahr was du verhiessest:
Dass gelangt zur macht des Thrones
Andren bund du mit mir schliessest –
Ich geschöpf nun eignen sohnes.“³⁷

Bezeichnend ist auch die prospektive Verehrungshaltung, die erst im Erscheinen Maximins ihre Erfüllung findet: Die „Idee [...] ging der Inkarnation voraus“.³⁸ George hatte den Kult bereits vor der Begegnung mit Maximilian Kronberger geplant: mit dem an die Ideenlehre Platons anknüpfenden Entwurf eines „Denk-bild[es]“ (29), das bereits vor dem Erscheinen Maximins im Kreis kursierte. Voraussetzung dafür, die Inkarnation zu erkennen, ist wiederum das Charisma des Gefundenen mit seiner lebensverändernden Wirkung auf die Zuschauer: „An der helle die uns überströmte merkten wir dass er gefunden war.“ (29) George tritt somit auch als ‚Entdecker‘ auf. Maximin ist jedoch lediglich „darsteller einer allmächtigen jugend“ (28), die er sinnbildhaft verkörpert. Er wird von George zur Erfüllung eines lange gehegten Planes vereinnahmt.

Parallel zur apokalyptischen Szenerie vom Beginn der Vorrede schließt der letzte Abschnitt mit einer erneuten Klage. Diesmal ist der Tod Maximins zu betrauern: „Wir stürzten nieder in der dumpfen verzweiflung der zurückgelassenen gemeinde [...]“ (33). Auch hier erfolgt ein plötzlicher Einbruch der Erlösung: „Da drang seine lebendige stimme in uns und belehrte uns über unsre torheit [...]“ (33). Anstelle der anfangs beschworenen charismatischen Erscheinung Maximins ist es hier seine Stimme, die der Anhängerschaft neue Zuversicht zuspricht. Wirkung und Ergebnis sind jedoch dieselben:

³⁷ S. George, *Einverleibung*, in: S. George, *Der Siebente Ring*, Sämtliche Werke in 18 Bänden, Bd. 6/7, Stuttgart 1986, S. 109.

³⁸ Kommentar von Ute Oelmann in S. George, *Tage und Taten*. Aufzeichnungen und Skizzen, Sämtliche Werke in 18 Bänden, Bd. 17, Stuttgart 1998, S. 123.

„So steht er vor uns wie wir zuletzt ihn sahen: nicht in der eisigen unerbittlichen hoheit des todes sondern in der siegprangenden glorie des festes · geschmückt und mit dem blumenkranz im haar · kein abbild einsiedlerischen duldenden verzichtes sondern der lächelnden und blühenden schönheit. Wir können nun gierig nach leidenschaftlichen verehrungen in unsren weiheräumen seine säule aufstellen uns vor ihm niederwerfen und ihm huldigen woran die menschliche scheu uns gehindert hatte als er noch unter uns war.“ (33)

George entwirft ein Szenario von Kulthandlungen, in dessen Zentrum der Verstorbene steht. Gegenstand der Anbetung ist jedoch nicht der leidende, sterbende Maximilian, sondern eine Vision, in der Maximin als blumenbekränzter Märtyrer des Schönen und der Jugend auftritt. Im Gegensatz zur christlichen Anbetung des leidenden Gekreuzigten wird nicht der Todesschmerz zum Zentrum des Kultes, sondern eine Feier der Schönheit und des Lebens. Auffällig sind die Parallelen der hier beschriebenen Vision zum Auftritt des Engels in Georges erstem „Vorspiel“-Gedicht aus dem „Teppich des Lebens“, das etwa 1895 entstand.³⁹ Dort wird der Engel – ebenfalls lächelnd und blumengeschmückt – zum „boten“ des „schöne[n] leben[s]“ und befreit den Dichter aus seiner „kümmerniss“:

„Ich forschte bleichen eifers nach dem horte
Nach strofen drinnen tiefste kümmerniss
Und dinge rollten dumpf und ungewiss –
Da trat ein nackter engel durch die pforte:

Entgegen trug er dem versenkten sinn
Der reichsten blumen last und nicht geringer
Als mandelblüten waren seine finger
Und rosen · rosen waren um sein kinn.

Auf seinem haupt keine krone ragte
Und seine stimme fast der meinen glich:
Das schöne leben sendet mich an dich
Als boten: während er dies lächelnd sagte

Entfielen ihm die lilien und mimosen –
Und als ich sie zu heben mich gebückt
Da kniet auch ER · ich badete beglückt
Mein ganzes antlitz in den frischen rosen.“

Im Gegensatz zum Schlussabschnitt der Maximin-Vorrede kniet in der letzten Strophe jedoch nicht der Dichter vor dem Hoffnungsbringer, sondern beide knien nebeneinander. Paul Klussmann deutet dies als eine personale Symbiose von Engel und Dichter, in welcher der Engel als „Sinnbild für das schöpferische Zentrum des Ich“ fungiert und die Unterschiede zwischen beiden eingeebnet werden.⁴⁰ Dieses

³⁹ S. George, Vorspiel I, in: S. George, *Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod mit einem Vorspiel, Sämtliche Werke in 18 Bänden*, Bd. 5, Stuttgart 1984, S. 10. Auf die Nähe verweist auch schon D. J. Enright, *Stefan George, Friedrich Gundolf and the Maximin Myth*, in: *German Life & Letters* 5, 1951/52, S. 176–183, hier S. 176.

⁴⁰ Klussmann, *Dante und Stefan George* (Anm. 32), S. 144.

Bild mag George als Vorbild der Maximin-Verehrung einige Jahre später gedient haben und spielt bereits auf die ebenbürtige Stellung des Dichters an. Zudem verzeichnet schon Klussmann die Nähe dieses Gedichtes zu Georges Dante-Lektüre der Gesänge XXVII bis XXXI des Fegefeuers und ihren Visionen der ebenfalls blumenbeschnückten und lächelnden Matelda und Beatrice.⁴¹ Maximin tritt in der Vorrede als ein Zitat dieser Visionen auf, das zudem durch die inhaltliche Nähe der Vorrede zu Dantes Beatrice-Erlebnis in „Vita Nuova“ verstärkt wird.⁴²

Der Maximin-Kult bekommt zudem von George einen Ort zugesprochen: Die „weiheräume“ (33) sind jedoch nicht als konkrete Räumlichkeiten zu verstehen, sondern können metaphorisch als die Dichtung Georges und seines Kreises interpretiert werden. Als „weiheraum“ übernimmt die Dichtung die Funktion des Gebetsortes und dient der Versammlung der Jünger – wie es das Gedenkbuch mit seiner Zusammenstellung verschiedener Gedichte des Kreises zeigt. Zugleich trägt die Dichtung zur Monumentalisierung bei: Maximins Andenken wird durch die lyrische Verehrung auf Dauer gestellt. Durch die Dichtung wird – so Georges Anliegen – Maximin analog zu einem Standbild unsterblich. Dass anstelle eines Grabes oder Monuments der Dichtungsband als Anbetungsort gewählt wird, hat Auswirkungen auf die Verehrergemeinde: Sie pilgern nicht wie Gläubige an einen konkreten Ort, um ihren Gott anzubeten, sondern sie dichten. Die Reichweite dieser exklusiven Form des Kultes ist gering: Die lyrische Anbetung des Kultobjektes, wie sie der George-Kreis betreibt, wird nur einem kleinen Kreis nachvollziehbar.

George versucht, eine Kultpraxis zu etablieren, die sich von ihrem christlichen Vorbild löst, zugleich aber immer wieder darauf verweist. Diese Dialektik des Maximin-Kultes verfolgt dezidiert gegenwartsbezogene Anliegen: Maximin wird instrumentalisiert, um der negativen Gegenwart einen Orientierungspunkt entgegenzusetzen. Gleichzeitig sprechen Biblizismen und direkte Vergleiche mit Jesus Christus, dessen Schicksal neben dem Alexanders in eine Parallele zu Maximin gesetzt wird, dem neuen Kult eine überzeitliche Bedeutung zu:

„Wir wissen [...] dass der zwölfjährige sohn aus Galiläa die schriftgelehrten der hauptstadt unterwies: der herrscher des längsten weltreiches unsrer überlieferung nicht als dreissiger sondern als jüngling auf seiner blumigen bahn die ewigen zeichen fand und als jüngling den tod erlitt.“ (31)

⁴¹ Ebd., S. 143.

⁴² Diese Parallele wird immer wieder konstatiert, so auch schon bei Klussmann, Dante und Stefan George (Anm. 32), S. 145. Auch Georges Dante-Übertragungen wären mit Blick auf die Parallelen zur Maximin-Vorrede noch zu untersuchen. So erinnert die von George möglicherweise unter dem Eindruck der Begegnung mit Maximin im Mai 1903 entstandene Übertragung des Dialogs zwischen Dante und Vergil an das stilisierte Gespräch zwischen George und Maximin in der Vorrede. Georges Dante-Übertragung „Abschied Vergils“ hat in der zwölften und dreizehnten Terzine folgenden Wortlaut: „Er sprach: Das zeitliche und ewige feuer / Hast du geschaut o Sohn und in dem kreise / Wohin du nun gehst bin ich selbst ein neuer. / Hier zog dich her der Dichter und der Weise. / Zum führer nimm nun einzig dein verlangen · / Denn du bist ausser schlucht und steilem gleise“, S. George, Abschied Vergils, in: S. George, Dante. Die Göttliche Komödie. Übertragungen (Anm. 30), S. 80–81, hier S. 81.

Diese Sätze lassen sich auf Maximin übertragen: Als Jugendlicher erhält er Zugang zum Kreis um Stefan George (den „schriftgelehrten der hauptstadt“) und prägt ihren Bund. Ihm wird das Wissen um eine höhere Wahrheit zugesprochen, aber er stirbt früh. Als Kultstifter installiert George sodann mit diesen Analogien im Hintergrund einen Glauben, der sich als ästhetisch orientierter Bund etabliert und klar von der Öffentlichkeit abgrenzt. Dem Kreis schreibt George eine exklusive Stellung als Gemeinde von Gläubigen zu. Ihr Kult besteht in einem esoterischen Wissen um das wahrhaft Göttliche, das sich in Maximin manifestiert. Es handelt sich aber um eine eklektische Form des Glaubens: Christliche Anleihen werden mit einem antiken Schönheitskult und pythagoreischen Geheimbund-Strukturen vermengt, wie Jan Stottmeister nachweisen konnte.⁴³

George bedient sich zudem ausgiebig numerologischer Strategien; so lädt er unter anderem die Zahl Drei semantisch auf: Er etabliert einen Bund aus drei Parteien (Maximin, George und sein Kreis). George und seine Freunde waren zum Zeitpunkt der Begegnung mit Maximilian Kronberger und des Verfassens in den Dreißigern („mittägliche Höhe des Lebens“).⁴⁴ Die Zahlensymbolik wird auch in den Paratexten und der Gestaltung des Gedenkbuchs betont, so verweist beispielsweise das Dreieck auf dem Einband, das sich hinter den Köpfen der Pfauen unter der Fotografie wiederholt, auf die drei zentralen Instanzen des Textes und zitiert die christliche Trinität.⁴⁵ Die Zahlensymbolik führt auch die Verehrergruppe und Maximin zusammen: Insgesamt 33 Mal tritt die Sprecherinstanz der Vorrede als „wir“ hervor; dies entspricht der Anzahl von 33 Gedichten Maximilian Kronbergers im Gedenkbuch.

Besonders häufig ist von „wir“ oder „uns“⁴⁶ im dritten und im letzten Abschnitt die Rede, in denen es um die Aura und Wirkung Maximins und um die Kultstiftung geht. Hier zeigt sich, wie wichtig die Verehrergemeinde für die Konstruktion einer heroischen oder göttlichen Figur ist. Sie tritt im Text als gleichberechtigter Protagonist auf. Wendungen wie „Die mitbürtigen die ihn nicht sahen und die späteren werden nicht begreifen [...]“ (30) oder „Allein wir wissen [...]“ (31) betonen die Exklusivität der Verehrung, die hier als ein gemeinsames Wissen um

⁴³ Überzeugend entschlüsselt Stottmeister die Zahlensymbolik des Gedenkbuchs: vgl. Stottmeister, *Pythagoreische Elemente in Stefan Georges Maximin-Kult* (Anm. 19).

⁴⁴ Hier greift die Christus-Analogie nur nachträglich: Jesus Christus war zum Zeitpunkt der Kreuzigung Anfang dreißig. Allerdings ging George wohl davon aus, dass Christus bereits vor seinem 30. Lebensjahr starb. Vgl. den Kommentar von Ute Oelmann in George, *Tage und Taten* (Anm. 38), S. 123.

⁴⁵ Georges Affinität zur Zahlensymbolik ist häufig analysiert worden. Ein besonders prominentes Beispiel ist der Band „Der Siebente Ring“ von 1907, in dessen Zentrum der Gedichtzyklus „Maximin“ steht. Er greift als siebte Gedichtsammlung Georges die Zahlenmetaphorik auf und treibt sie auf die Spitze: Die insgesamt sieben Zyklen beinhalten Gedichte, deren Anzahl jeweils auf der Zahl Sieben basiert; vgl. die Analyse bei K. Kauffmann, *Der Siebente Ring*, in: A. Aurnhammer [et al.] (Hrsg.), *Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch*, Bd. 1, Berlin/Boston 2012, S. 176–191.

⁴⁶ 51 Mal wird das Personalpronomen ‚uns‘ verwendet.

die Göttlichkeit Maximins propagiert wird. George ordnet sich in die Gruppe ein, spricht sich aber zugleich eine Sonderrolle zu, die sich vor allem im Dialog mit Maximin zeigt: Die Selbsttheroisierung Georges führt zu dem paradoxen Ergebnis, dass die Rolle des Verehrers diejenige des verehrten Objektes an Bedeutung übersteigt.⁴⁷ George füllt mit Maximin eine Leerstelle, ein „Vakuum“.⁴⁸ Die Wahl Maximilian Kronbergers erscheint dabei zufällig: Er ist austauschbar, George hingegen nicht. Das Prinzip der assertorischen Rede verschleiert jedoch diese Austauschbarkeit: Die „Göttlichkeit Maximins [wird] unablässig behauptet, aber sie wird nicht begründet. Ihre Wirkung wird beschrieben, aber ihre Ursache bleibt ungewiß.“⁴⁹ Gerade die „Trivialität der Gestalt“ begünstige, so Osterkamp, die „narrative Ausfaltung“.⁵⁰

Trotz der Verknappung des Rezipientenkreises spielt sowohl eine vage textimmanente als auch textexterne Öffentlichkeit in diesem Vorgehen eine Rolle. Die Öffentlichkeit wird in Form von Stadtbürgern textimmanent zwar als Teilnehmer der Maximin-Verehrung eingebunden – sie nimmt sein Charisma auf der Straße wahr –, aber nicht auf textexterner Ebene in den engeren Kult integriert. Die geringe Reichweite des Gedenkbuches verdeutlicht das Ausmaß des Elitären: Im engeren Sinn sind ausschließlich die Beiträger des Bandes als Verehrergruppe zu verstehen. Darauf deutet auch ein kurzer, in Lechters Gestaltung integrierter Spruch am Ende des Gedenkbuchs: „von selten erforscht / der menge verhüllt“.⁵¹ Dass der Kult dennoch über den Kreis hinaus Wirkung zeigte, verdeutlichen die Versuche kreisexterner Personen, über den Maximin-Kult Kontakt zu George zu knüpfen. Deutlich wird dieses zum Teil vergebliche Bemühen an dem Dichter Hanns Meinke, der einige selbstverfasste Maximin-Gedichte an George richtete.⁵²

Gerade der esoterische, geheimnisvolle Charakter des Kultes mag ein öffentliches Interesse an Maximin beflügelt haben – eine Wirkung, die George durch den Abdruck des Maximin-Zyklus im „Siebenten Ring“ sowie durch die wiederholte Publikation der Vorrede (1908 in den „Blättern für die Kunst“, 1925 in „Tage und Taten“) gezielt gesteuert hat. So exklusiv die Teilhabe am Kult von George reglementiert wurde, so sehr war ihm ebenfalls daran gelegen, Zuschauer auch über den Kreis hinaus zu gewinnen und damit die Aufmerksamkeit auf seine Rolle als „Meis-

⁴⁷ So auch schon Stottmeister: Der Kult habe Georges Leben um keinen Augenblick überdauert, da „es eigentlich nicht der Gott, sondern sein Priester war, dem [die] Anbetung galt“, Stottmeister, Pythagoreische Elemente in Stefan Georges Maximin-Kult (Anm. 19), S. 122.

⁴⁸ Ebd., S. 137.

⁴⁹ Ebd., S. 136–137.

⁵⁰ Osterkamp, Das Eigene im Fremden (Anm. 15), S. 400.

⁵¹ George, Maximin (Anm. 5). Es handelt sich um ein Zitat Georges selbst: S. George, Nacht-Gesang III, in: S. George, Der Teppich des Lebens und die Lieder von Traum und Tod mit einem Vorspiel, Sämtliche Werke in 18 Bänden, Bd. 5, Stuttgart 1984, S. 84.

⁵² Vgl. hierzu den Beitrag von A. Aurnhammer, Poetische Rezeption, in: A. Aurnhammer [et al.] (Hrsg.), Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch, Bd. 2, Berlin/Boston 2012, S. 829–896, hier S. 845–846.

ter⁴ zu lenken. So löste er ein, was er bereits 1900 in den „Blättern für die Kunst V“ formulierte: „NEUER BILDUNGSGRAD (KULTUR) entsteht indem ein oder mehrere urgeister ihren lebensrhythmus offenbaren der zuerst von der gemeinde dann von einer grösseren volksschicht angenommen wird“.⁵³ Die Selbstinszenierung Georges galt somit nicht ausschließlich dem Kreis, sondern auch seinem Ansehen in einem größeren Leserkreis. Im Gegensatz zu Heinrich Berls These, eine „früher oder später notwendige Öffentlichkeit“ führe „zum Verfall esoterischer Schulen“,⁵⁴ stabilisierte die gezielt gesteuerte öffentliche Wahrnehmung den esoterischen Kreis.

Heldenverehrung in Gundolfs „Caesar. Geschichte seines Ruhms“ (1924)

Gundolfs Monographie „Caesar. Geschichte seines Ruhms“ erschien 1924 und erfuhr weite Beachtung.⁵⁵ Als frühe Rezeptionsgeschichte, die nicht das Leben Cäsars beschrieb, sondern sein Nachleben in Form einer Ruhmesgeschichte, war der Text zum Zeitpunkt seines Erscheinens geradezu modern.⁵⁶ Gundolf selbst hielt seine Cäsar-Monographie für „das Schönste was [ihm] bis jetzt geglückt, als Rede, Ton und Fülle der Gesichte... und nicht so sehr die subjektive Austobung [seines] Caesar-Spleens, als seine nachträgliche objektive Rechtfertigung“.⁵⁷ Cäsar galt im George-Kreis als einer der bedeutendsten Tathelden und wurde vielfach und auf medial unterschiedliche Weise gefeiert:⁵⁸ So widmete ihm Gundolf neben weiteren Schriften einige emphatische Passagen in seinem programmatischen Essay „Dichter und Helden“ von 1921,⁵⁹ fertigte zahlreiche Zeichnungen des Römers an,⁶⁰ stellte auf seinem Schreibtisch einen Gipsabguss der Cäsar-Büste aus dem British Museum auf und pflegte darüber hinaus seine Verehrung in Form einer großen Cäsar-Bibliothek.⁶¹ George selbst äußerte sich zwar nicht

⁵³ S. George, Neuer Bildungsgrad, in: Blätter für die Kunst 5, 1900/01, S. 1.

⁵⁴ Berl, Helden und Heldenverehrung. Friedrich Gundolf (Anm. 2), S. 75.

⁵⁵ Gundolf hatte sich schon früh als Cäsar-Kenner einen Namen gemacht. Vgl. die Aufzählung der Cäsar-Schriften Gundolfs bei V. Pöschl, Gundolfs Cäsar, in: Euphorion 75, 1981, S. 204–216, hier S. 204.

⁵⁶ So U. Raulff, Eine Figur des Imaginären. Friedrich Gundolf und Caesars magischer Name, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 159, 1992, S. BuZ 2.

⁵⁷ Brief von Friedrich Gundolf an Wilhelm Stein, Heidelberg, 18. Mai 1924, in: F. Gundolf, Briefe. Neue Folge (Castrum Peregrini; 66/68), hrsg. von L. Helbing / C. V. Bock, Amsterdam 1965, S. 197.

⁵⁸ Vgl. I. Stahlmann, Täter und Gestalter. Caesar und Augustus im Georgekreis, in: K. Christ / E. Gabba (Hrsg.), Caesar und Augustus (Biblioteca di Athenaeum; 12), Como 1989, S. 107–128.

⁵⁹ F. Gundolf, Dichter und Helden, Heidelberg 1921, besonders S. 54–55.

⁶⁰ Eine Zusammenstellung dieser Zeichnungen wird in der Gundolf-Sammlung im Stefan George Archiv in Stuttgart verwahrt.

⁶¹ Vgl. M. Thimann, Caesars Schatten. Die Bibliothek von Friedrich Gundolf. Rekonstruktion und Wissenschaftsgeschichte, Heidelberg 2003. Eine Abbildung der Cäsar-Büste auf Gundolfs Schreibtisch ist der Abhandlung vorangestellt.

schriftlich über Cäsar,⁶² erschien jedoch verkleidet als Cäsar auf einem Maskenball bei Karl Wolfskehl.⁶³

In drei großen Kapiteln verfolgt Gundolf die Rezeption Cäsars ausgehend von dessen eigenen Schriften bis zu Nietzsche. Der Dreischritt der Kapitelgliederung markiert die epochalen Wendungen in dieser Entwicklung: Sah die Antike – so die Deutung Gundolfs – Cäsar noch als „Mythische Gestalt“, so wurde er im Mittelalter als „Magischer Name“, in der Neuzeit schließlich als „Historische Person“ rezipiert.⁶⁴ Im Gegensatz zu Maximin handelt es sich bei Cäsar – wie der Text selbst offenlegt – um eine etablierte und vielfach in Anspruch genommene Figur, deren erneute Behandlung sich in eine lange Tradition eingliedert. Gundolf begründet seine Wahl in den ersten Sätzen der Einleitung, bei der auffällige Parallelen zur Maximin-Vorrede zu verzeichnen sind. Er diagnostiziert eine negative Entwicklung der Gegenwart, deren Rettung nur durch die Erinnerung an Cäsar erfolgen könne, und zitiert damit Georges Maximin-Strategie, der die Notwendigkeit einer neuen ‚Leitfigur‘ betont:

„HEUTE, da das Bedürfnis nach dem starken Mann laut wird, da man der Mäkler und Schwätzer müd sich mit Feldwebeln begnügt statt der Führer, da man zumal in Deutschland jedem auffallenden militärischen wirtschaftlichen beamtlichen oder schriftstellerischen Sondertalent die Lenkung des Volkes zutraut und bald soziale Pfarrer bald unsoziale Generäle bald Erwerbs- und Betriebsriesen bald rabiate Kleinbürger für Staatsmänner hält, möchten wir die Voreiligen an den großen Menschen erinnern dem die oberste Macht ihren Namen und Jahrhunderte hindurch ihre Idee verdankt: Caesar.“⁶⁵

Wie in der Vorrede tritt auch hier in der Einleitung ein kollektives „wir“ als Sprecherinstanz auf, hinter dem sich Gundolf ebenso verbirgt wie die Biographen des Kreises insgesamt. Das Indefinitpronomen „man“ verweist auf eine unbestimmte separate Gegengruppe und wird erst in der Bezeichnung „die Voreiligen“ geringfügig konkretisiert. Dahinter verbirgt sich die Vorstellung einer ‚Menge‘, die nach Gundolfs Einschätzung in der Weimarer Republik die falsche politische Richtung einschlägt, da sie orientierungslos Dilettanten zu Führungspersonen macht. Gundolf spricht die Öffentlichkeit an: Die unbestimmte Menge soll sich Cäsar

⁶² Stahlmann, Täter und Gestalter (Anm. 58), S. 115.

⁶³ Die Abbildungen dieser Feste sind zu finden bei Boehringer, Mein Bild von Stefan George (Anm. 8), S. 88–89.

⁶⁴ Vgl. als Kontrastfolie zu Gundolfs Rezeptionsgeschichte die Anfang der 1920er Jahre entstandene und bis heute gültige Cäsar-Darstellung von Matthias Gelzer, in deren Mittelpunkt der politische Staatsmann steht: M. Gelzer, Cäsar. Der Politiker und Staatsmann, Stuttgart/Berlin 1921. Matthias Gelzer rezensierte Gundolfs Cäsar-Studien kritisch, aber durchaus mit gewissem Wohlwollen, vgl. M. Gelzer, Rezension zu Friedrich Gundolf: Caesar. Geschichte seines Ruhmes (1925) und Caesar im neunzehnten Jahrhundert (1926), in: Gnomon. Kritische Zeitschrift für die gesamte klassische Altertumswissenschaft 12, 1926, S. 725–729.

⁶⁵ F. Gundolf, Caesar. Geschichte seines Ruhms, Berlin 1924, S. 7. Ich zitiere im Folgenden aus dieser Ausgabe unter Angabe der Seitenzahlen im laufenden Text.

als Beispiel nehmen und zu einem Führerkult zurückkehren, der sich an den ‚richtigen‘ Personen orientiert. Gundolf nimmt die Rolle eines Mittlers ein, der durch sein Orientierungsangebot eine Verbindung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft herzustellen versucht.

Auch hier ist prospektiv bereits eine gemeinsame Haltung vorweggenommen: Gundolf konstatiert das „Bedürfnis“ nach einer verehrungswürdigen Figur. Der Kreis sehne sich ebenso wie die Öffentlichkeit nach einer Person, die diese Leerstelle füllt. Mit den politischen Akteuren der Gegenwart sei sie jedoch nicht besetzbar. Stattdessen wird auf einen Namen verwiesen: Der Eigenname eines ‚großen Menschen‘ illustriert wie im Falle Cäsars dessen zeitunabhängige kohäsive Funktion besonders ergiebig. Nicht nur referiert er auf den Staatsmann Gaius Julius Cäsar, sondern auch auf die an ihn anschließende Kaisertradition und ihre Vielzahl herausragender Persönlichkeiten.

Der temporaldeiktische Textbeginn „HEUTE“ verweist an prominenter Stelle auf den Zeitkontext der Studie Gundolfs: Der als Einstieg in die historische Studie dienende dezidierte Gegenwartsbezug verbindet das historische Sujet mit der zeitgenössischen Wirklichkeit. So deutete auch schon Ulrich Raulff Gundolfs Schrift als eine „doppelte [...] Wirkungsgeschichte“: „Der Historiker Gundolf will mehr sein als ein rückwärts gewandter Prophet. Er will in die Zukunft deuten.“⁶⁶ Gundolf entwirft eine Heilsvision für die Zukunft, in der eine einzelne Figur neue Hoffnung bringen wird:

„Wie der künftige Herr oder Heiland aussieht, weiß man erst wenn er waltet. Seine Stunde und sein Werk weiß nur er selbst. Doch wie er nicht aussieht, das kann Kenntnis lehren, und nicht um der Politik sondern um der Bildung willen, das heißt um der Menschenwürde und der Scheu willen müssen die ewigen Gestalten wach bleiben, geschützt vor den Ansprüchen des dumpfen und gierigen Tags.“ (7)

Diese intertemporale Verbindung von Historie, Zeitgenossenschaft und Heilserwartung dient dazu, Gundolfs Sujet und seiner Studie überzeitliche Bedeutung zu verleihen – analog zur Zeitstruktur der Maximin-Verehrung, die ebenfalls auf Gegenwart und Zukunft gerichtet ist.

Im Gegensatz zur Maximin-Verehrung sucht Gundolf aber in der Figur Cäsars nicht die Lösung einer ästhetischen Krise, sondern die rettende Antwort auf politische Missstände ebenso wie auf Fehlentwicklungen der historischen Wissenschaften: „Wir wollen nicht seine Taten oder Eigenschaften zum tausendstenmal betrachten, sondern seinen Gang durch das Gedächtnis der Völker.“ (8) Die offene Kritik an der bisherigen Cäsar-Forschung, die sich in positivistischen Redundanzen ergehe, ohne Deutungen zu wagen, geht über die Darstellung einer Sinnkrise der elitären Verehrergemeinde hinaus. Die Zeit-, Kultur- und Wissenschaftskritik Gundolfs wendet sich an die deutsche Öffentlichkeit.

⁶⁶ Raulff, Eine Figur des Imaginären (Anm. 56), S. BuZ 2.

Während Gundolf in der Verehrung das gemeinschaftsstiftende Moment mit der ‚Menge‘ sieht, separiert er die Gruppe der „Historiker“ als Mittler, zu denen er wohl sich selbst und seine Biographik-Kollegen zählt. Der Anspruch an die eigene Tätigkeit ist hoch:

„Der Historiker, der Hüter der Bildung (das ist sein Hauptamt) kann nicht gute Politik machen, nicht die fruchtbaren Entschlüsse fassen im werdenden Schicksal von Stunde zu Stunde. Doch die Luft kann er regen helfen worin einsichtige Taten gedeihen und Geister werben für kommende Helden. In diesem Sinne ruft er die Geschichtskräfte und ihre Leiber, die Völker und die Führer.“ (7)

Als Historiker hält er sich aus dem politischen Geschehen zwar heraus, stimmt aber zugleich die Öffentlichkeit durch geschickte Auswahl der Vorbilder auf gemeinsame Verehrung ein. In dieser erzählerisch inszenierten ‚Heldenerwartung‘ („kommende Helden“) offenbart sich eine gemeinsame Haltung. Die Rolle des Vermittlers, dessen Position Gundolf hier einnimmt, besteht nicht darin, eine neue Führerfigur zu suchen, sondern zunächst die ‚falschen‘ zu identifizieren und an historische Persönlichkeiten mit überzeitlicher Geltung zu erinnern. Gundolfs ‚Heldenvorschlag‘, das heißt, sich an Cäsar zu orientieren, ist aufgrund der Prominenz der gewählten Figur so allgemein akzeptabel, dass kaum Widerspruch zu erwarten ist. Schon allein aufgrund seiner weitgehenden Unbekanntheit würde sich Maximin für eine solche geplante Reichweite nicht eignen. Mittler und Öffentlichkeit gehen in diesem Prozess eine enge Allianz ein:

„Die Bilder von Menschen, Dingen oder Ereignissen die ein Geschlecht dem andern weitergibt, klarer oder stumpfer, verschärfend oder verwischend, weisen zurück auf ganz wenige Urheber mit beginnlichem Blick, Griff oder Wort. Diese schaffen den energischen Mythos, die nachhaltigen Motive woran die Menge glaubt und weiterarbeitet. Sie festigen schwache Vorstellungen zu Gestalten, Meinungen zu Urteilen und Formeln, und wenn sie auch selten die Sprache der Geschichte schaffen, so doch oft ihre Sagen und Sätze. Manchmal sind die ersten Träger ihrer eigenen Mär die Helden und Heilande selbst, manchmal ihre Gefährten und Jünger, manchmal spätere Dichter, Berichter und Künstler.“ (8–9)

Wie wird ein Mythos geschaffen? Gundolf deckt die Mechanismen der Rezeption auf: Als Teil eines kommunikativen Gedächtnisses wird das Bild Cäsars mit unterschiedlichen Modifikationen, Veränderungen und Zuschreibungen belegt und von „Geschlechtern“, also einer Masse, tradiert. Diese wird mit einer elitären Gruppe kontrastiert, den „ganz wenigen Urhebern“, die den Grundstein für die Ruhmesgeschichte legen. Sie „schaffen“, „festigen“ und „prägen“ – und haben damit nicht nur göttliche Schöpferkräfte, sondern stellen das Bild auf Dauer und versehen es mit einer bestimmten Interpretation. Gundolf konkretisiert und identifiziert diese exklusive Gruppe als „Helden und Heilande“, „Gefährten und Jünger“ sowie „spätere Dichter, Berichter und Künstler“. Diese drei Gruppen können am Prozess der ‚Bildwerdung‘, der Rezeption beteiligt sein. Es handelt sich dabei um einen Zuschreibungs- und Interpretationsakt. Eine exklusive Gruppe verantwortet diesen Prozess, der hier als Mythenbildung verstanden wird, die breite ‚Menge‘ rezi-

piert und trägt weiter. Die Gruppen, die den Mythos schaffen und dem verehrten Subjekt eine bestimmte Form geben, treten als Mittler auf. Die Öffentlichkeit nimmt glaubend an der Verehrung teil: „woran die Menge glaubt“. Gundolf greift an dieser Stelle auf Le Bons Theorie der Massenpsychologie zurück: Erst das Stiften eines Glaubens beeinflusse die Öffentlichkeit. Gundolfs Rezeptionsgeschichte orientiert sich an den Einzelnen, die an der Formung des Bildes beteiligt waren, und erläutert ihren Anteil. Aber er richtet sich ebenso an die Menge, deren Glaube an eine große Figur eine solche überhaupt erst stabilisiert.

Stefan Georges Rolle kann in dem Adorationsmodell der wissenschaftlichen und biographischen Schriften, wie es hier am Beispiels Cäsars gezeigt wurde, sowohl auf textimmanenter als auch auf textexterner Ebene bestimmt werden. Zum einen wird den Monographien häufig attestiert, dass sie vor allem „Krypto-Biographien“ Georges seien.⁶⁷ Gerade für Cäsar verweist Raulff auf diese Analogie: Gundolfs Cäsar-Gestalt besäße so viele „Züge von George“, dass „man bisweilen meinen möchte, es sei jener nur die antike Maske des geliebten Dichters und der Caesarname in Wahrheit ein Pseudonym für Stefan George“. ⁶⁸ Darauf deutet auch die genealogische Bewegung hin zur George-Biographie als Höhe- oder Schlusspunkt, durch die eine geistige Verwandtschaft zwischen den porträtierten Heldenfiguren und George postuliert wird.⁶⁹ Zum anderen sind die Biographien mit George-Zitaten und -Verweisen versehen und treten damit in einen intertextuellen Dialog mit der Dichtung Georges.⁷⁰ Die Biographik übernimmt wie die Lyrik die Funktion eines „weiheraums“, in dem Verehrung für eine Öffentlichkeit möglich wird. Dadurch greift sie die Funktion der Lyrik auf und stiftet Kontinuität zwischen den medialen Organen des Kreises. George nimmt hinter den Kulissen eine zentrale Funktion ein. Er steuert aus dem Hintergrund die Auswahl der porträtierten ‚Gestalten‘ durch Ratschlag und Kritik.⁷¹ Als „Kontrollinstanz“ und

⁶⁷ Osterkamp, *Das Eigene im Fremden* (Anm. 15), S. 394.

⁶⁸ Raulff, *Eine Figur des Imaginären* (Anm. 56), S. BuZ 2.

⁶⁹ Diesen Höhepunkt der Biographik bilden die beiden großen George-Monographien von Friedrich Wolters und Friedrich Gundolf: vgl. F. Gundolf, *George* (Blätter für die Kunst), Berlin 1920 als frühes Beispiel sowie F. Wolters, *Stefan George und die Blätter für die Kunst. Deutsche Geistesgeschichte seit 1890* (Werke aus dem Kreis der Blätter für die Kunst, Geschichtliche Reihe), Berlin 1930.

⁷⁰ So zitiert Ernst Bertram in der Einleitung seiner Nietzsche-Monographie beispielsweise den „Jahrhundertspruch“ Georges aus dem „Siebenten Ring“: vgl. E. Bertram, *Nietzsche. Versuch einer Mythologie*, Berlin 1918, S. 9. Wolfram von den Steinen zitiert in seiner Schrift zu Bernhard von Clairvaux Georges Gedicht „Das Kloster“ aus dem „Teppich des Lebens“: vgl. W. von den Steinen, *Bernhard von Clairvaux. Leben und Briefe* (Heilige und Helden des Mittelalters), Breslau 1926, S. 13.

⁷¹ Im Briefwechsel Georges mit Kreis-Mitgliedern und -Biographen sowie in Erinnerungsbüchern des Kreises finden sich Hinweise auf seine Einflussnahme. So schreibt George an Gundolf im Juli 1916 nach Lektüre des „Goethe“: „[...] mir [fällt] eben beim teil ‚Neue Lyrik‘ ein dass *du* hier doch noch zu viel von ‚werden‘ ‚bewegung‘ u.ä. fabelst. Bei jenen kleinen musikalischen gedichten G's auf das ‚werdende‘ hinzuweisen scheint mir unnötig: es ist die melodik die ihr wesen ausmacht. Seele selbst in deiner weise als ‚das werdende‘ hinzustellen wäre eine greuliche ketzerei. Sie ist SEIN und WERDEN.“ Gundolf griff die Kritik

„Supervisor“ bestimmte er – so Francesco Rossi – weitgehend die „Werke der Wissenschaft aus dem Kreise der Blätter für die Kunst“, zu denen auch Gundolfs „Caesar“ zählte.⁷²

Fazit

Ziel der Ausführungen war es, Adorationsmodelle des George-Kreises anhand zweier Beispiele kontrastiv gegenüberzustellen, und dabei die Rollen von verehrter Figur, Mittler, Verehrergemeinde und Öffentlichkeit zu akzentuieren. Das Maximin-Modell, wie es in der Vorrede des Gedenkbuches installiert wird, dient als Ausgangsmodell zur Verehrung im Kreis. Mit Maximin wird ein Verehrungsobjekt geschaffen, das neu und unbekannt ist. Dadurch ist der Spielraum der Stilisierung vergleichsweise hoch: George kann als erster Deuter und Prophet den Kult bestimmen und prägen. Zugleich erhebt er keinen expliziten Anspruch auf Teilnahme der Öffentlichkeit, sondern verbleibt bewusst im Elitären, so dass sich der Kult vornehmlich zwischen drei Parteien abspielt: (1) Maximin als Objekt der Verehrung, (2) George als prophetischem Mittler und (3) dem Kreis als vom Mittler installierte Verehrergemeinde.

Friedrich Gundolf erweitert in seiner Monographie über Cäsar dieses Modell. Er ist mit einer anderen Herausforderung konfrontiert: der weitgehenden Bekanntheit und Etabliertheit der heroischen Figur. Ein Ausschluss der Öffentlichkeit ist daher nicht möglich, vielmehr gilt es, die Öffentlichkeit von der Re-Heroisierung bzw. Neu-Deutung der Figur zu überzeugen. Dieses Adorationsmodell muss daher mindestens vier Parteien integrieren: (1) die historischen Personen, sowohl Geistes- als auch Tathelden,⁷³ als verehrte Objekte, (2) George als ‚Steuermann‘, der wesentlichen Einfluss auf die Praxis der Verehrung hat, (3) Kreis-Mitglieder, die als Biographen einer „Gesinnungs- und Erkenntnisgemeinschaft“⁷⁴ die Neu-Deutung vornehmen und dadurch zugleich als Verehrergemeinde auftreten und (4) die Öffentlichkeit, die an dieser Verehrungspraxis entweder teilnimmt (zum Beispiel durch affirmative Lektüre der Texte), zu ihr in distanzierter Beobachtung verbleibt oder sie völlig ablehnt (zum Beispiel durch Kritik an den Texten). Im Falle des George-Kreises handelt es sich um eine meist

Georges auf: „SEIN UND WERDEN“ lautet der Titel des ersten Kapitels seiner Monographie, vgl. den Brief von Stefan George an Friedrich Gundolf, Villa Filiana, Klosters, 28. Juli 1916, in: S. George / F. Gundolf, Briefwechsel, hrsg. von R. Boehringer mit G. P. Landmann, München/Düsseldorf 1962, S. 282. Kritik übt Stefan George unter anderem nach ihrem Erscheinen an Gundolfs Cäsar-Monographie, die „nichts Interessantes“ enthalte und der die „Befruchtung durch ein Höheres“ fehle, B. Vallentin, Gespräche mit Stefan George 1902–1931, Amsterdam 1967, S. 74. Zu diesem Zeitpunkt im Oktober 1924 gehen Gundolf und George bereits getrennte Wege.

⁷² Rossi, Die ‚Gestalt‘ des Erkennens (Anm. 29), S. 158.

⁷³ Gundolf, Dichter und Helden (Anm. 59).

⁷⁴ Rossi, Die ‚Gestalt‘ des Erkennens (Anm. 29), S. 164, S. 166.

akademische Öffentlichkeit, die durch Rezensionsschriften, Würdigungen oder Briefe rekonstruiert werden kann.⁷⁵

Mit dem inszenierten Kult um Maximin füllt Stefan George eine Leerstelle, die er zuvor selbst eingeführt hat. Trotz der Besetzung der Leerstelle bleibt George zentrale Figur der Verehrung im Kreis, indem er sich zum prophetischen ‚Helden- und Göttermacher‘ stilisiert und den Kreis als Verehrergemeinde einsetzt. Er weist jedem Teilnehmer eine konkrete Funktion innerhalb des Adorationsmodells zu. Gundolf orientiert sich zwar an dem Modell der Maximin-Vorrede, aber erweitert es, indem er explizit die Öffentlichkeit in die Verehrung einbindet. Der Maximin-Kult bleibt ein kreisinternes ästhetisches Programm, während sich die Cäsar-Verehrung ein dezidiert politisches Programm verschreibt, das konkret gegen die Demokratisierung der Weimarer Republik und den Positivismus der zeitgenössischen Geschichtswissenschaft gerichtet ist. Hier ist die esoterische Begrenzung des Kreises einer „früher oder später notwendige[n] Öffentlichkeit“⁷⁶ gewichen. Grundlage beider Verehrungskonzepte ist jedoch der literarische Text: Lyrik, Vorrede und wissenschaftliche Schrift fungieren trotz ihrer gegensätzlichen esoterischen und exoterischen Ausrichtung als ‚Orte der Verehrung‘ und verweisen dadurch auf die elementare Bedeutung der Literatur für das Adorationskonzept des George-Kreises.

Abbildungsnachweis

Abbildung Maximin. Ein Gedenkbuch, hrsg. von Stefan George, Berlin 1907 (Blätter für die Kunst). Copyright: Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Stefan-George-Archiv.

⁷⁵ Ein Kapitel im George-Handbuch zeigt die Vielfalt der George-Kreis-Rezeption: A. Aurnhammer [et al.], Rezeption und Wirkung des George-Kreises, in: A. Aurnhammer [et al.] (Hrsg.), Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch, Bd. 2, Berlin/Boston 2012, S. 829–1246.

⁷⁶ Berl, Helden und Heldenverehrung. Friedrich Gundolf (Anm. 2), S. 75.

White Elite Women, the Gendered Memory of Heroism, and American Nationalism, 1890–1939

Simon Wendt

It is well known that heroes serve crucial functions in human societies. They embody the norms, values, and beliefs of social groups; they are crucial to the formation of collective identities; and they frequently become role models that people seek to emulate. As symbols of hegemonic norms and identities, heroic men and women constitute central sources of authority and are used to legitimize social, cultural, and racial hierarchies. Yet, although heroism tends to be a stabilizing force in society, it is constantly debated, reevaluated, and revised. As people's norms and values change over time, so do heroes' attributes and the functions they serve.¹

Despite the thousands of pages that have been devoted to heroism in the United States, including military heroes, heroic leaders, and super heroes, few scholars have focused on those whose admiration and praise ultimately create heroes.² This article seeks to bridge this historiographical gap by examining the Daughters of the American Revolution, a non-governmental group of "hero mak-

¹ O. E. Klapp, *The Creation of Popular Heroes*, in: *American Journal of Sociology* 54, Issue 2, 1948, pp. 135–141; J. Hume, *Changing Characteristics of Heroic Women in Midcentury Mainstream Media*, in: *Journal of Popular Culture* 34, Issue 1, 2000, pp. 9–29, here p. 9; T. Potter Coffin / H. Cohen (eds.), *The Parade of Heroes: Legendary Figures in American Lore*, Garden City, NY 1978, p. xxiii; L. Strate, *Heroes: A Communication Perspective*, in: S. J. Drucker / R. S. Cathcart (eds.), *American Heroes in a Media Age*, Cresskill, NJ 1994, pp. 15–23, here p. 15; L. Strate, *Heroes and/as Communication*, in: S. J. Drucker / G. Gumpert (ed.), *Heroes in a Global World*, Cresskill, NJ 2008, pp. 19–44, here p. 19; W. J. Goode, *The Celebration of Heroes: Prestige as a Control System*, Berkeley 1978, pp. 7–8, pp. 151–152.

² For examples of this historiography, see O. E. Klapp, *Heroes, Villains, and Fools: The Changing American Character*, Englewood Cliffs 1962; H. Lubin (ed.), *Heroes and Anti-Heroes: A Reader in Depth*, San Francisco 1968; M. Fishwick, *The Hero, American Style: Changing Ideas of Greatness from John Smith to John Kennedy*, New York 1969; M. Gerson, *A Choice of Heroes: The Changing Faces of American Manhood*, Boston 1982; E. T. Linenthal, *Changing Images of the Warrior Hero in America: A History of Popular Symbolism*, New York 1982; B. Schwartz, *George Washington and the Whig Conception of Heroic Leadership*, in: *American Sociological Review* 48, Issue 1, February 1983, pp. 18–33; B. Schwartz, *Abraham Lincoln in the Post-Heroic Era: History and Memory in Late Twentieth-Century America*, Chicago 2008; A. J. Huebner, *The Warrior Image: Soldiers in American Culture from the Second World War to the Vietnam Era*, Chapel Hill, NC 2008; L. Tye, *Superman: The High-Flying History of America's Most Enduring Hero*, New York 2012; J. Dittmer, *Captain America and the Nationalist Superhero: Metaphors, Narratives, and Geopolitics*, Philadelphia 2013.

ers” in the United States who looked to the past to find what they believed were heroic male and female patriots. Covering the period 1890 to 1939, the article focuses on the question of how the DAR used the gendered memory of heroism to strengthen American patriotism. For the purposes of this essay, gendered memory of heroism is defined as a dynamic process through which historical figures are “heroized” to strengthen certain notions of femininity and masculinity in the present. Answering the question of how this group of hero-makers utilized this form of memory will help us better understand one particular audience that was responsible for the perpetuation of mythical stories about the American past and sought to deliberately employ them to boost citizens’ patriotism in the late nineteenth and early twentieth centuries. Just as importantly, it will shed light on the ways in which white elite women contributed to US nationalism and on what role gender played in the commemoration of the pantheon of the American heroes and heroines of the past around 1900. Ultimately, the DAR must be regarded as an “active” audience that was not satisfied to merely “consume” traditional heroic fare, which traditionally catered to a male audience, but rather actively challenged these traditions, even though their challenge did little to alter existing gender hierarchies. This essay therefore speaks not only to the ambiguities of the impact of the heroic imagination and re-imagination on notions of gender and gender hierarchies in the United States prior to World War II; it also helps us better understand the problems that historians face when trying to disentangle the similarities and differences between “hero makers” and the audiences that the hero-making process is intended to reach.

Heroism and Hero-Worship in Nineteenth-Century America

Before the Daughters of the American Revolution and their commemorative campaigns are analyzed in greater detail, it is pertinent to briefly discuss the history of heroism before and after the organization’s founding. Well into the twentieth century, two particular hero types dominated the heroism discourse in Europe and North America: the warrior hero and the heroic military or political leader. In Western cultures, the warrior hero first emerged in ancient Greek mythology, which told of courageous fighters who ventured into the unknown, risked their lives during extraordinary feats, and triumphantly returned home to be praised, honored, and commemorated. In many cultures, such heroic warriors were depicted as half-divine men with superhuman strength, whose deeds were glorified in oral traditions as well as in written form. During the middle ages, battle-hardened knights received similar praise for their chivalric valor. Heroic military and political leaders were just as revered because they, in the words of eminent historian Sidney Hook, assumed the aura of “event-making” men who changed the course of history because of their extraordinary intelligence, will, and character. From the perspective of nineteenth-century scholars such as Thomas Carlyle, the history of the

world was but “the Biography of Great Men.” American dictionaries that were published between 1800 and 1900 tended to reflect the cultural hegemony of these two hero types, since most of them defined heroes either as “brave warriors” or as “great persons.”³

But it was also during the nineteenth century that these two hero types underwent significant changes. In an intertwined process whose earliest manifestations could be observed in the United States, heroism was simultaneously nationalized and democratized. As new nation-states emerged in Europe and North America, warrior heroes and heroic leaders became revered symbols of nationhood. After the American Revolution, for instance, heroic general and first US President George Washington became an almost mythical figure who was said to embody the new Republic. Martyred president Abraham Lincoln was elevated to similarly powerful symbolic stature after the American Civil War. More importantly, official recognition of fighters’ valor on the battlefield, which had long been confined to the upper echelons of the military hierarchy, was increasingly extended to ordinary servicemen for their willingness to die for the nation. A number of rank-and-file soldiers were commended for successfully defending the young republic during the War of 1812 and the Mexican War (1846–1848), although few military decorations existed to match that sentiment, because many commentators believed that medals for war heroes smacked of European aristocracy. The Civil War (1861–1865) and the Spanish-American War (1898) eventually transformed ordinary warrior heroes into icons of US nationalism, which was symbolized by the introduction of the Medal of Honor in 1862, an award that was given for “conspicuous gallantry and intrepidity at the risk of life above and beyond the call of duty” and which became an emblem of patriotic and courageous service on the battlefield during the Spanish-American War.⁴ The soldiers who received such awards continued to be admired as daring risk takers who embodied manly honor, but their recognition as heroes was now inextricably linked to the willingness to

³ B. Giesen, *Triumph and Trauma* (The Yale Cultural Sociology Series), Boulder, CO/London 2004, p. 15; K. Kerényi, *Die Heroen der Griechen*, Zürich 1958, pp. 12–24; J. Campbell, *The Hero with a Thousand Faces*, London 1993, pp. 30–37; S. Hook, *The Eventful Man and the Event-Making Man*, in: H. Lubin (ed.), *Heroes and Anti-Heroes: A Reader in Depth*, San Francisco 1968, pp. 132–138; T. Carlyle, *On Heroes, Hero-Worship, and the Heroic in History*, London 1841 (Repr. Leipzig 1916), p. 21; Hume, *Changing Characteristics of Heroic Women* (footnote 1), p. 9.

⁴ K. Hagemann, *Of ‘Manly Valor’ and ‘German Honor’: Nation, War, and Masculinity in the Age of the Prussian Uprising Against Napoleon*, in: *Central European History* 30, Issue 2, 1997, pp. 187–220, here p. 219; R. Schilling, *„Kriegshelden“: Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland, 1813–1945*, Paderborn 2002, p. 26; Schwartz, *George Washington and the Whig Conception of Heroic Leadership* (footnote 2), pp. 20–24; B. Schwartz, *George Washington: The Making of an American Symbol*, New York 1987; J. Pettigrew, *‘The Soldier’s Faith’: Turn-of-the-Century Memory of the Civil War and the Emergence of Modern American Nationalism*, in: *Journal of Contemporary History* 31, Issue 1, January 1996, pp. 49–73; *Awards, Decorations, and Honors*, in: B. H. Norton (ed.), *Encyclopedia of American War Heroes*, New York 2002, pp. xvii–xxvii.

sacrifice their lives for the nation. The hundreds of monuments that were built to commemorate southern and northern Civil War soldiers between 1870 and 1910 as well as countless nineteenth-century school textbooks that used heroic tales of American fighters to inculcate national loyalty hammered home the message that men's heroic death on the battlefield constituted the highest form of patriotism.⁵

Despite the growing inclusivity of heroism, however, it was a form of acclaim that remained largely confined to white men, a limitation that is important to note in the context of US history. The white warrior hero remained the most cherished paragon of masculinity, epitomizing valor, physical strength, and honor. Women, by contrast, were rarely depicted as active agents in heroic tales. National heroines in particular were conspicuously absent from the print media's stories of courage and daring. If heroic women appeared at all, their exploits were frequently used allegorically as part of a male-centered nationalist discourse or denoted particularly feminine virtues that reinforced dichotomous notions of gender. Just as warrior heroes became exemplars of masculinity, the few heroic women that appeared in published stories were upheld as perfect examples of Victorian femininity.⁶

African Americans were similarly absent from such popular tales of heroism. Although men of color repeatedly proved their valor on the battlefield, they were generally regarded as effeminate cowards by nature. Neither the almost 200,000 black soldiers who fought bravely for the Union during the Civil War nor the African American men who saw action during the Spanish-American War received more than token appreciation for their military service. In the case of the conflict with Spain, Colonel Theodore Roosevelt even openly disparaged the black members of his legendary Rough Riders for their supposed lack of bravery on Cuban battlefields. African American pundits and journalists tried hard to dispel the myth of black cowardice. Famous scholar and civil rights activist W. E. B. Du Bois unearthed heroic deeds of African Americans in the past and praised their manly exploits in the present, while black editors similarly called attention to the daring deeds of soldiers of color. Despite these efforts to counter the accusations of Theodore Roosevelt and others, however, white Anglo-Saxon heroism reigned supreme in the late nineteenth and early twentieth

⁵ Goode, *The Celebration of Heroes* (footnote 1), pp. 167–179; U. Frevert, *Vom heroischen Menschen zum „Helden des Alltags“*, in: *Merkur* 63, Issue 9/10, September/October 2009, pp. 803–812; Id., *Männer und Heroen: Vom Aufstieg und Niedergang des Heroismus im 19. und 20. Jahrhundert*, in: R. van Dülmen (ed.), *Erfindung des Menschen: Schöpfungssträume und Körperbilder, 1500–2000*, Vienna 1998, pp. 323–346; M. Kammen, *Mystic Chords of Memory: The Transformation of Tradition in American Culture*, New York 1991, p. 115; Linenthal, *Changing Images of the Warrior Hero in America* (footnote 2), p. 27.

⁶ R. W. Connell, *Masculinities*, Cambridge 1995, pp. 37–38, p. 78, p. 213; K. A. Boon, *Heroes, Metanarratives, and the Paradox of Masculinity in Contemporary Western Culture*, in: *Journal of Men's Studies* 13, Issue 3, 2005, pp. 301–312, here pp. 303–304; J. S. Goldstein, *War and Gender: How Gender Shapes the War System and Vice Versa*, Cambridge 2001, pp. 265–272, pp. 274–279; Hume, *Changing Characteristics of Heroic Women* (footnote 1), pp. 9–10.

century, reinforcing the conclusions of pseudo-scientific research on the alleged inferiority of non-white people and racial hierarchies that had become a way of life in the southern United States, although racial segregation was commonplace in the rest of the country as well.⁷ The Daughters of the American Revolution sought to challenge some of these traditions of hero-worship while simultaneously contributing to the perpetuation of others.

The Daughters of the American Revolution and the Gendered Memory of Heroism, 1890–1939

The DAR was founded in 1890 in Washington, DC, in response to the refusal of the Sons of the American Revolution to admit women, reflecting a political dimension of its work that echoed ideas that were voiced by many women's clubs at the time. Its members were and are still required to prove lineal descent from American patriots who actively contributed to the cause of American independence. This relative exclusivity, coupled with a growing interest in genealogy and patriotic memory around 1900, made the Daughters extremely popular and helped them spread their nationalist message. By the mid-1920s, the organization boasted a membership of almost 200,000. Throughout its history, the organization's membership has consisted primarily of white middle-class Protestants, many of whom were and are college-educated. Although many of their activities revolved around commemoration, the Daughters also took an avid interest in current affairs. This became especially apparent after World War I, when the DAR became the vanguard of a powerful movement of private groups that sought to detect and stop "radical" and communist subversion. Prior to the Great War, the Daughters had been involved in the Progressive Movement, but during the 1920s, they abandoned much of their liberal agenda and became vocal advocates of military preparedness, restrictive immigration legislation, and anticommunism. The DAR's campaigns against what it considered "un-American" radicalism included many other "isms," among them pacifism as well as feminism. In fact, the organization only grudgingly accepted woman suffrage after the passage of the Nineteenth Amendment in 1919 and was convinced that feminists were unknowing dupes of Communist radicals who wanted to destroy America. Their penchant for such conspiracy theories made them the target of a lot of ridicule in the 1920s and early 1930s. But the absolute low point of the organization's reputation came

⁷ W. L. Van Deburg, *Black Camelot: African-American Culture Heroes in Their Times, 1960–1980*, Chicago 1997, pp. 24–37; N. I. Huggins, W. E. B. Du Bois and Heroes, in: *Amerikastudien* 34, Issue 2, 1989, pp. 167–174; Pettegrew, 'The Soldier's Faith' (footnote 4), pp. 64–68; S. Wendt, *Krieg und Heldentum in den USA: Die Heroisierung amerikanischer Soldaten vom Ende des Bürgerkriegs bis zum spanisch-amerikanischen Krieg*, in: C. Arendes / J. Peltzer (ed.), *Krieg. Vergleichende Perspektiven aus Kunst, Musik und Geschichte*, Heidelberg 2007, pp. 115–132; C. Bold, *Where Did the Black Rough Riders Go?*, in: *Canadian Review of American Studies* 39, Issue 3, 2009, pp. 273–297, here p. 274.

in 1939, when the DAR barred famous black opera singer Marian Anderson from its Constitution Hall in Washington, DC. Its discriminatory actions became an unexpected opportunity for civil rights activists to call attention to the reality of racial segregation in the capital and the rest of the country. With the help of the administration of Franklin D. Roosevelt, these activists organized a protest concert that took place on Easter Sunday 1939 on the steps of the Lincoln Memorial in Washington, DC. There, Marian Anderson thrilled an audience of almost 75,000. Today, the Daughters are remembered primarily for this widely publicized incident, and their reputation has suffered accordingly.⁸

But prior to 1939, the Daughters of the American Revolution were an influential player in the efforts of non-governmental groups to strengthen American nationalism, and the organization's gendered memory of heroism played a significant role in these efforts. The DAR constituted a conservative white middle-class audience that readily consumed heroic tales it deemed crucial to strengthening the patriotism of the American populace. At the same time, its members refused to remain passive consumers, taking on the role of active "hero makers" who used their commemorative campaigns to tell Americans not only how to be more patriotic citizens, but also how to be "true" women and "real" men, suggesting that these two aspects of what it meant to be an American citizen were inextricably intertwined.

Studying this complex interrelationship requires a theoretical foundation that helps us to disentangle the interconnections of nationalism, gender, and memory. First, the interrelationship between nationalism and gender needs to be discussed. In this essay, nationalism is defined as an ideology that revolves around three main beliefs: that a sovereign nation exists; that its members have a common history and a common territory; and that loyalty to the nation trumps all other loyalties.⁹ But nationalism is also a relational ideology, which means that it is always intertwined with other identity concepts, among them race and gender, which can be defined as the process through which dichotomous views of masculinity and femininity are performatively produced, practiced, and naturalized as

⁸ On this history, see W. E. Davis, *Patriotism on Parade: The Story of Veterans' and Hereditary Organizations in America, 1783–1900*, Cambridge 1955; F. C. Morgan, 'Home and Country': Women, Nation, and the Daughters of the American Revolution, 1890–1939, Ph.D. diss., Columbia University 1998; K. E. Nielsen, *Un-American Womanhood: Anti-radicalism, Antifeminism, and the First Red Scare*, Columbus, OH 2001; F. C. Morgan, *Women and Patriotism in Jim Crow America*, Chapel Hill, NC 2005; R. Arsenault, *The Sound of Freedom: Marian Anderson, The Lincoln Memorial, and the Concert that Awakened America*, New York 2009; S. A. Sandage, *A Marble House Divided: The Lincoln Memorial, the Civil Rights Movement, and the Politics of Memory, 1939–1963*, in: *Journal of American History* 80, Issue 1, June 1993, pp. 135–167; A. Black, *Championing a Champion: Eleanor Roosevelt and the Marian Anderson 'Freedom Concert'*, in: *Presidential Studies Quarterly* 20, Issue 4, 1990, pp. 719–736.

⁹ J. Breuilly, *Nationalism and the State*, Chicago ²1994, p. 2; C. Calhoun, *Nationalism*, Buckingham 1997, pp. 4–5; N. Yuval-Davis, *Gender & Nation*, Thousand Oaks, CA 1997, p. 21.

stable and fixed.¹⁰ Nationalism and gender are interrelated because they continually produce each other. Nationalism actively constructs and is dependent on gender difference, while the idea of fixed gender identities contributes to the belief that the nation, too, is natural and unchanging. In American nationalist discourse around 1900, this interrelationship can be seen in three recurring themes: heroism, motherhood, and the family. In the case of men, only their willingness to die a hero's death on the battlefield was seen as unequivocal evidence of both their manly identity and their loyalty to the fatherland. Mothers, on the other hand, were regarded as biological and cultural reproducers of the nation, which some deemed heroic, including the Daughters of the American Revolution. To most men, however, bearing and rearing children was a service to the nation that was expected of women as members of the nation; yet, women were also expected to remain pure, chaste, and modest to be accepted as "true" members of that "imagined community." The ideal of the patriarchal family not only strengthened such notions of masculinity and femininity, but also simultaneously bolstered American nationalism, since the family was seen as the smallest unit of the nation. Men's dominance over women and children in the family household was depicted as a natural hierarchy that symbolized social and political hierarchies within the nation. Nationalism thus consolidated gender dichotomies and ultimately depended on the continuous enforcement of these dichotomies.¹¹

Memory is an essential element in the process through which nationalism and gender produce each other. For the purposes of this essay, memory is defined broadly as selective interpretations of the past that shape collective norms and identities in the present. Of course, memory is constantly debated and reinterpreted, since it is part and parcel of struggles over social, cultural, and political power. Just as importantly, there are always multiple and often contradictory

¹⁰ See J. W. Scott, *Gender: A Useful Category of Historical Analysis*, in: *American Historical Review* 91, Issue 5, December 1986, pp. 1053–1075; J. W. Scott, *Unanswered Questions*, in: *American Historical Review* 113, Issue 5, December 2008, pp. 1422–1429; J. Meyero-witz, *A History of 'Gender'*, in: *American Historical Review* 113, Issue 5, 2008, pp. 1346–1356; J. Butler, *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*, New York 1990.

¹¹ Yuval-Davis, *Gender & Nation* (footnote 9), pp. 22–24; J. Nagel, *Masculinity and Nationalism: Gender and Sexuality in the Making of Nations*, in: *Ethnic and Racial Studies* 21, Issue 2, March 1998, pp. 242–269; D. Kondo, *Fabricating Masculinity: Gender, Race, and Nation in a Transnational Frame*, in: C. Kaplan [et al.] (ed.), *Between Woman and Nation: Nationalisms, Transnational Feminisms, and the State*, Durham 1999, pp. 296–319; A. McClintock, *Family Feuds: Gender, Nationalism and the Family*, in: *Feminist Review* 44, 1993, pp. 61–80; A. McClintock, *'No Longer in a Future Heaven': Gender, Race, and Nationalism*, in: A. McClintock [et al.] (ed.), *Dangerous Liaisons: Gender, Nation, and Postcolonial Perspectives*, Minneapolis, MN 1997, pp. 89–112. See also A. Parker [et al.] (ed.), *Nationalisms and Sexuality*, New York 1992; I. Blom [et al.] (ed.), *Gendered Nations: Nationalisms and Gender Order in the Long Nineteenth Century*, Oxford 2000; Y. Abu-Laban (ed.), *Gendering the Nation-State: Canadian and Comparative Perspectives*, Vancouver 2008.

memories, which makes analyzing them very difficult.¹² To disentangle these various memories and to understand how they are interconnected, Egyptologist Jan Assmann's conceptual differentiation between "communicative memory" and "cultural memory" is very useful. Communicative memory stands for "living memory," which is passed on orally within families or towns as part of everyday life. Since it is living memory, it reaches back only 80–100 years and vanishes with the death of the last person who remembers the past. Cultural memory, by contrast, is a formalized and lasting form of collective memory, which is deliberately preserved by elite groups such as politicians or the Daughters of the American Revolution to strengthen collective identities in the present. These two forms of remembrance are intertwined because the memories of families, towns, regions, and the nation are frequently connected with and ultimately fused into the collective memory of one single "imagined community."¹³ These conceptual distinctions are of importance for scholars of heroism because the memory of heroes and heroines affects and is affected by various communities of interpretation—that is audiences—that can be passive consumers or active agents in hero-making processes. At the same time, there is considerable overlap between these audiences, and people frequently partake in several of these communities simultaneously.

The commemorative campaigns of the Daughters of the American Revolution reveal much about these complexities as well as the question of how the organization used the gendered memory of heroism to strengthen American patriotism. In the following pages, three aspects of the DAR's tributes to the past will be discussed in greater detail: the memory of women during the American Revolution; the memory of Western expansion; and the memory of Native Americans.

With regard to the American Revolution the Daughters sought to counter traditional interpretations of the defining moment of US history because they were rankled by the traditional focus on the heroic accomplishments of men in public discourse. They regarded the women of the Revolution as patriotic heroines whose contributions to American independence had been just as important as those of men. Yet the Daughters' adulations were ambiguous because they praised Revolutionary women's patriotism within the confines of nineteenth-century gender ideals. They paid tribute to two types of female patriots. The first type of patriotic heroine was the wife and mother who managed the household

¹² E. Zerubavel, *From Social Memories: Steps towards a Sociology of the Past*, in: J. K. Olick [et al.] (ed.), *The Collective Memory Reader*, Oxford 2011, pp. 221–224, here p. 223; D. Lowenthal, *The Past is a Foreign Country*, Cambridge 1985, p. 210; B. Schwartz, *Abraham Lincoln and the Forge of National Memory*, Chicago 2000, p. 18; W. F. Brundage, Introduction: No Deed but Memory, in: W. F. Brundage (ed.), *Where These Memories Grow: History, Memory, and Southern Identity*, Chapel Hill, NC 2000, pp. 1–22.

¹³ J. Assmann, *Collective Memory and Cultural Identity*, in: *New German Critique* 65, 1995, pp. 125–133. See also J. Assmann, *Cultural Memory and Early Civilization: Writing, Remembrance, and Political Imagination*, Cambridge 2011.

and raised her children while husbands and sons were fighting for American independence. The wife and mother was also deemed heroic because she had ministered to wounded soldiers or helped feed members of the Continental Army.¹⁴ The Daughters thus constructed a sex-specific form of heroism that is revealed in an article that was published in the DAR's monthly magazine in 1897. In that article, a DAR member wrote:

"in the great struggle [...] for freedom, woman proved herself man's helpmate, as God intended her to be. Not hers to bear the musket, wield the sword, or charge with bayonet upon the field of battle, but a true patriot, wife and mother was woman, who [...] has performed astonishing deeds of heroism."¹⁵

This quote shows that the Daughters wanted men to acknowledge women's heroic contributions to the Revolution; at the same time, they argued that the women of the past, like their descendants in the present, gladly served as mere supporters who would not challenge men's supremacy as nation-builders.

In the case of the second type of female heroism, the Daughters put even more emphasis on women's agency as historical actors, since they honored those women who had actually taken up arms to defend the American nation. But even these women were regarded primarily as patriotic supporters of their husbands.¹⁶ One such heroine was Margaret Corbin, who in 1776 helped her husband James load his cannon during the battle of Fort Washington and later served the gun after James was killed by British bullets. Shortly after replacing her husband, Corbin herself was wounded by enemy fire and was taken to a field hospital. Although Corbin subsequently received a veteran's pension and became part of regional lore, it was not until Daughters from New York researched her life that she received official recognition for her exploits. As early as 1902, a DAR Chapter placed a bronze tablet on the wall of a church near the battlefield to commemorate her bravery. And in 1926, after years of researching the location of Corbin's grave, the New York State DAR obtained official permission to

¹⁴ J. E. Richards, *Heroic Women of the American Revolution*, in: *American Monthly Magazine*, September 1892, p. 278; *Daughters of the Revolution*, in: *New York Times*, February 23, 1896, p. 12; *Daughters of Patriots*, in: *Boston Daily Globe*, September 26, 1895, p. 3; Mrs. B. A. Fassenden, *Woman, Teacher of Patriotism*, in: *American Monthly Magazine*, July 1905, pp. 8–13; *Daughters of the Revolution*, in: *Washington Post*, February 15, 1898, p. 6; *All the Woman's Club News of Georgia*, in: *Atlanta Constitution*, July 16, 1905, p. D6; E. C. Barney Buel, *A Mother of the American Revolution*, in: *DAR Magazine*, September 1924, p. 361; Mrs. M. E. Seymour, *Revolutionary Heroines*, in: *DAR Magazine*, September 1936, pp. 933–934.

¹⁵ *The Women of the Revolution*, in: *American Monthly Magazine*, October 1897, p. 356.

¹⁶ *A Woman Patriot*, in: *American Monthly Magazine*, February 1893, pp. 225–226; *A New Jersey Heroine*, in: *DAR Magazine*, December 1914, p. 339; Richards, *Heroic Women of the American Revolution* (footnote 14), pp. 286–287; C. B. Bird, *Women of Revolutionary Times in New England*, in: *American Monthly Magazine*, June 1913, p. 306; G. M. Pierce, *Three American Women Pensioned for Military Service*, in: *DAR Magazine*, September 1917, pp. 140–145; Mrs. J. Gates Jr., *Contributions of Women to the American Revolution*, in: *DAR Magazine*, September 1931, pp. 544–545.

remove her body from her grave and to have the remains reinterred in the US Military Cemetery at West Point. There the Daughters erected a granite monument which bore a bronze tablet that recounted her heroic deed. Yet, although the Daughters praised Corbin's heroism, they stressed that it had been a combination of her loyalty toward her husband and the nation that made her assume a soldier's duty. From the DAR's perspective, Corbin had abandoned neither the tenets of true womanhood nor the duties of Republican motherhood.¹⁷ In the case of the Revolution, then, the DAR's remembrance stressed women's agency in history but also served to perpetuate traditional gender hierarchies, which the Daughters deemed vital to the stability of the nation.

The DAR's memory of Western pioneers reveals dynamics that are similar to the ones that became apparent in the organization's interpretation of the American Revolution. From the perspective of the Daughters, Western pioneer settlers were almost as important as the heroic patriots of the American Revolution. The reason for this particular interest was the fact that Midwestern and Western Daughters could not create any commemorative links between the Revolution and their local communities. They lacked revolutionary battlefields and buildings from the colonial period, which is why they focused on the remembrance of Western expansion.¹⁸ Many of the historical narratives they constructed revolved around ordinary Pioneer families from the Northeast, who during the 1840s and 1850s undertook arduous journeys to begin a new life in the Far West. During this period, thousands of such families moved west, and they followed a number of trails, most of which started in Missouri. In the case of the Oregon Trail, their journey ended in Olympia, Washington State. Those who followed the Santa Fe Trail could travel as far as Santa Fe, New Mexico.¹⁹

¹⁷ R. P. Bolton, Margaret Corbin, in: *New York Times*, April 27, 1902, p. SM4; Tablets Marking Historic Sites and Other Memorials, in: *American Monthly Magazine*, January 1909, pp. 12–18; To Rebury Captain Mollie, in: *New York Times*, January 28, 1926, p. 9; Honors Molly Corbin by two Ceremonies, in: *New York Times*, April 15, 1926, p. 27; A. C. Parker, Revolutionary Heroine Interred in West Point Cemetery, in: *DAR Magazine*, June 1926, pp. 347–352; Bird, Women of Revolutionary Times in New England (footnote 16), p. 306. For studies on Republican Motherhood, see, for example, M. A. Nash, *Rethinking Republican Motherhood: Benjamin Rush and the Young Ladies' Academy of Philadelphia*, in: *Journal of the Early Republic* 17, Issue 2, Summer 1997, pp. 171–191; M. B. Norton, *Liberty's Daughters: The Revolutionary Experience of American Women, 1750–1800*, Ithaca 1980.

¹⁸ Morgan, 'Home and Country' (footnote 8), pp. 56–58, pp. 167–170; F. C. Morgan, 'Regions Remote from Revolutionary Scenes': Regionalism, Nationalism, and the Iowa Daughters of the American Revolution, 1890–1930, in: *Annals of Iowa* 56, Issue 1/2, 1997, pp. 50–54, p. 58, p. 60, p. 76, p. 78.

¹⁹ On the history of these two trails, see W. Bagley, *So Rugged and Mountainous: Blazing the Trails to Oregon and California, 1812–1848*, Oklahoma 2010; F. McLynn, *Wagons West: The Epic Story of America's Overland Trails*, London 2002; D. Dary, *The Santa Fe Trail: Its History, Legends, and Lore*, Lawrence 2000; S. G. Hyslop, *Bound for Santa Fe: The Road to New Mexico and the American Conquest, 1806–1848*, Norman 2002; D. Lavender, *Westward Vision: The Story of the Oregon Trail*, Lincoln 2nd 1985.

Interestingly, prior to World War I, and in contrast to the memory of the American Revolution, Western Daughters stressed the accomplishments of Pioneer heroes, not the exploits of heroic women. In large part, the Daughters admired these men because they regarded them as masculine warrior heroes, who had bravely resisted Native American attacks and frequently lost their lives in these conflicts. Their death was seen as a manly sacrifice for Western civilization and the American nation. This demonstrates that the DAR's gendered nationalism frequently intersected with race. To honor these heroic men, the Daughters erected hundreds of monuments along the trails on which the pioneers had traveled. Most of them were rather unremarkable granite boulders or concrete shafts.²⁰ What made these monuments remarkable was the unique dialogue between communicative and cultural memory that led to their construction. The Daughters repeatedly tapped the living communicative memory that lingered in local communities to create the heroic cultural memory that they believed would strengthen the patriotism of US citizens. For example, they interviewed old pioneers who had undertaken the journey prior to the Civil War and used their reminiscences to reconstruct the routes of the trails, which had been largely forgotten by the late nineteenth century. More importantly, during the dedication ceremonies that were organized for each monument, this communicative memory was integrated into nationalist rituals that were witnessed by hundreds, sometimes thousands of local citizens. In patriotic speeches, pioneers, politicians, and DAR officers reminded their audiences that they needed to emulate the heroic example of their ancestors.²¹ During such dedication ceremonies, nationalism became meaningful to those who attended them because the history of their families was presented as a crucial building block in the history of the nation. Family history and national history appeared to become one.

²⁰ Mrs. W. E. Stanley, Marking the Santa Fe Trail Through Kansas, in: *American Monthly Magazine*, February 1907, p. 139; Mrs. C. O. Norton, The Old Oregon Trail, in: *American Monthly Magazine*, March 1909, pp. 255–257; The Old Oregon Trail, in: *American Monthly Magazine*, August 1910, p. 89; H. C. Van Brunt, Report of the Santa Fe Trail Committee, January 13, 1913, in: Van Brunt Papers, Folder 13; Western Historical Manuscript Collection-Columbia, Columbia, MO; H. C. Van Brunt, Report of Santa Fe Trail Committee, October 14, 1908, in: Van Brunt Papers, Folder 12; D.A.R. Saw Danger of Forgotten Trail and Marked Famous Route, in: *Kansas City Journal Post*, September 6, 1925, p. 6-F; Mrs. C. O. Norton, The Old Oregon Trail, in: *American Monthly Magazine*, November 1911, pp. 254–259; Report of Old Oregon Trail Committee, April 1, 1914. Daughters of the American Revolution: Minutes of the Oregon Trail Committee, D.A.R. State of Washington Collection, Seattle Public Library, Seattle, WA; M. Lindly (ed.), *Nebraska State History of the Daughters of the American Revolution*, Lincoln 1929, p. 346.

²¹ Norton, The Old Oregon Trail (footnote 20); Lindly, *Nebraska State History of the Daughters of the American Revolution* (footnote 20), p. 346; G. H. Himes to Mrs. J. W. Ellis, January 7, 1915, Daughters of the American Revolution (footnote 20), Minutes of the Oregon Trail Committee, D.A.R. State of Washington Collection; The Santa Fe Trail, in: *American Monthly Magazine*, January 1908, pp. 14–15; H. C. Van Brunt, Madam State Regent and Other Members of the Ninth State Conference, October 1908, Folder 12, Western Historical Manuscript Collection-Columbia.

Most of these dedication ceremonies took place before World War I and praised male heroism. It was only after the Great War that Western Daughters gave more room to the accomplishments of pioneer women. This new focus was actually the consequence of a failure, namely the Daughters' failure to build a national highway that followed the routes of the old pioneer trails: the National Old Trails Road. Although the Daughters did quite a bit of lobbying before World War I, US Congress was unwilling to fund the project. It was only after this defeat that the national DAR opted for an alternative, namely 12 identical ten-foot statues, which were to be erected in 12 trail states to honor the pioneer mother. These statues were finally erected in 1928 and 1929, respectively.²² The statue was called the "Madonna of the Trail," and it was inspired by the water-color of a pioneer woman, which had first appeared in the widely read general interest magazine "Century Magazine" in 1909.

The DAR's Madonna of the Trail campaign reflected the same gendered ambiguities that characterized the Daughters' tributes to Revolutionary women. The likeness of the resolute pioneer woman was actually armed, holding a rifle in her right hand, and appeared ready to defend her loved ones against potential attacks.²³ But as in the case of the Revolution, this rather unfeminine militancy was seen as an exception that only reflected the pioneer woman's natural instincts as a wife and mother. A speech by Arlene Moss, the chairwoman of the National Old Trails Committee, during a dedication ceremony that took place in Bethesda, Maryland, in 1929, shows how the Daughters' interpretations of the Madonna's significance echoed earlier appraisals. In that speech, Moss said: "We are at last paying tribute to the silent and patient 'Madonnas of the Trail'—brave in their sacrifice, loyal to their men, following them trustfully carrying the coming race in their arms."²⁴ As in the case of the Revolution, the Daughters applauded pioneer women's selfless service to others as well as their loyalty toward the nation and

²² E. B. Gentry, Report of Good Roads Committee, D.A.R., November 1911, Van Brunt Papers, Folder 13; E. B. Gentry, National Old Trails Road Department, in: DAR Magazine, August–September 1914, pp. 132–135; H.R. 2864, 63d Congress, 1st Session, House of Representatives, April 14, 1913; Plan to Preserve and Mark Famous Old Trails, in: New York Times, August 26, 1917, p. 54; H.R. 8011, 65th Congress 2nd session, House of Representatives, January 3, 1918; DAR, National Old Trails Committee, Resolution, 1924, folder "Resolutions – National Old Trails Road Committee, 1924," box 1 (series 1), Madonna of the Trail Collection, DAR Archives, Washington, DC; Invitation, DAR, Missouri State Society Scrapbooks, v. 8, 1928, Western Historical Manuscript Collection-Columbia; Bethesda Old Trails Shaft to Mark Route, in: Washington Post, July 22, 1928, p. 24.

²³ "Madonna of the Trail Statuette," folder "Reference File, Madonna of the Trail, DAR Magazine, 1914–1993," HG Papers, series 2.6 Administrative, DAR Archives, Washington, DC; "Amelia M. McFig, 'Pioneer Mothers' Memorial Monument," June 22, 1929, folder "Dedication and Unveiling of the New Mexico Madonna, 1928–1929," box 3, series 2, Madonna of the Trail Collection, DAR Archive, Washington, DC.

²⁴ Quoted in "Old Trails Road Marker Unveiled," April 1929, newspaper clipping, Scrap Book "Daughters of the American Revolution in Georgia, 1929–1932," Georgia State Archives, Morrow, GA.

their men, but they refrained from any argument that would call for more gender equality as a reward for their heroism.

The final example of the Daughters' use of the gendered memory of heroism in their efforts to strengthen American patriotism concentrates on the memory of Native Americans and reveals much about the role of race in the DAR's nationalist interpretations of the past. In the DAR's tales of Western expansion, Native Americans presented a predicament: they were depicted as the racial "other" that white settlers had to subdue to build the nation; yet, they also had to be integrated into the DAR's vision of a united nation in the present. In the Daughters' interpretations of the past, the solution to this predicament was the memory of friendship. All across the nation, DAR chapters focused on friendship and cooperation between white settlers and Native Americans in their commemorative activities. Conflict was not entirely absent from their stories, but in the case of monuments, the vast majority of them either commemorated loyal chiefs who had supported the US Army in various military conflicts or reminded people of the many treaties in which tribes had agreed to cede their land to the United States.²⁵

In this cheerful reading of US history, women once more played a pivotal role because the Daughters suggested that Native American women had a seemingly inborn interest in interracial friendship and in assisting white male nation-builders.²⁶ In their efforts to commemorate Indian women's patriotic assistance, one woman received particularly lavish praise. That woman was Sacajawea. In the early nineteenth century, this member of the Shoshone tribe had been part of the famous Lewis and Clark expedition, which had explored the vast territory of the Louisiana Purchase, a vast swath of land that France sold to the United States in 1803. In the DAR's commemoration of this expedition, Sacajawea became the

²⁵ B. M. Haines, *Historic Work Along the St. Joseph*, in: *American Monthly Magazine*, May 1912, pp. 262–264; *To Place Granite Boulder in Commemoration of Treaty*, in: *Atlanta Constitution*, July 30, 1911, p. B12; *Treaty of Peace to be Observed in Coleraine Monument to be Unveiled in Commemoration*, in: *Macon Daily Telegraph*, June 17, 1912, p. 6; *History of the Saginaw Chapter Daughters of the American Revolution*, 1924, pp. 15–17, DAR Michigan Papers, box 22, University of Michigan, Bentley Library, Ann Arbor; *Captain Christopher Robinson Chapter*, in: *DAR Magazine*, February 1918, pp. 103–104; M. Lindly, *Nebraska State History DAR*, pp. 355–357; A. C. Benning, *For Aged Couple an Appeal is Made*, in: *Atlanta Constitution*, January 31, 1909, p. D8; *Memorials of the Days Before 1776, Erected by the Daughters of the American Revolution*, in: *American Monthly Magazine*, January 1906, pp. 3–4 (1–10); *Americus D.A.R. to Unveil Chehaw Monument Friday*, in: *Atlanta Constitution*, June 10, 1912, p. 3; L. Y. Franklin, *Historic Spots in Mississippi*, in: *American Monthly Magazine*, November 1911, pp. 261–262; *Daughters of the American Revolution: Treaty Oak*, in: *The State* (Columbia, SC), November 1, 1911, p. 15; *Monument to Creek Indians Is Finished*, in: *Macon Daily Telegraph* (Macon, GA), January 1, 1912, p. 2; *Captain Richard Somers Chapter*, in: *DAR Magazine*, March 1915, pp. 147–148.

²⁶ Mrs. J. S. Owen, *Pocahontas, Mother of an Empire*, in: *American Monthly Magazine*, November 1907, p. 702; L. C. Baughman, *Colonial Women*, in: *American Monthly Magazine*, October 1909, p. 987.

epitome of the loyal Native American woman who happily assisted white explorers to conquer the continent and to subdue its indigenous population. Of course, the Daughters were not the only ones to remember Sacajawea. Citizens of Portland, Oregon, had erected a bronze statue of the brave Indian woman as early as 1905, and similar statues were erected in other parts of the country in the following two decades.²⁷ Yet, the Daughters probably made the most explicit connection between Native American loyalty and American nationalism, which is suggested by a bronze tablet that was dedicated in 1914 by the Montana DAR. Its inscription reads in part: "In patriotic memory of Sacajawea, [...] whose heroic courage, steadfast devotion and splendid loyalty in acting as guide across the Rocky Mountains made it possible for the Lewis and Clark Expedition [...] to occupy so important a place in the history of this Republic."²⁸ In the eyes of the Daughters, then, even indigenous women could be heroines, but their heroic status hinged on their willingness to assist white men in the process of American nation-building, a process that was inextricably intertwined with white supremacy. In the hands of the Daughters, heroism could become both a means of patriotism and a form of paternalistic oppression, which integrated Native Americans into their vision of a united nation but almost completely ignored centuries of dispossession and genocide.

However, by comparison, African Americans fared even worse than America's indigenous population, since the Daughters almost completely ignored the history of black citizens. Not until the 1980s did the organization acknowledge that almost 5,000 soldiers of color had fought for American independence. Patriotic black women were similarly absent from their historical narratives for much of the twentieth century. If people of African descent appeared in these stories at all, they were portrayed as faithful slaves who happily supported their benevolent masters, not as heroic figures who helped win American independence.²⁹ Racism could thus elevate those who killed the racial "other" to heroic stature, while erasing the cultural memory of non-white heroes and heroines, whose influence as "hero makers" was not powerful enough to affect dominant white narratives of American heroism. Since the Daughters barred black women from

²⁷ D. J. Kessler, *The Making of Sacagawea: A Euro-American Legend*, Tuscaloosa, AL 1996; L. Blee, *Completing Lewis and Clark's Westward March: Exhibiting a History of Empire at the 1905 Portland World's Fair*, in: *Oregon Historical Quarterly* 16, Issue 2, 2005, pp. 232–253; *In Sacajawea's Honor*, in: *Anaconda Standard* (Anaconda, MT), October 1, 1914, p. 28; *Honor Indian Heroine*, in: *Washington Post*, November 9, 1914, p. 5.

²⁸ B. Taft Keith, *Montana Daughters Unveil a Tablet*, in: *DAR Magazine*, December 1914, p. 306.

²⁹ W. L. Scruggs, *Slavery in Colonial Days*, in: *American Monthly Magazine*, November 1894, pp. 429–435; M. S. Pechin, *The Bond Slaves; Or, the White Indentured*, in: *American Monthly Magazine*, October 1900, pp. 323–332; Mrs. H. H. McCluer, *Social Life of George Washington*, September 15, 1932, DAR Missouri Collection, Scrapbook vol. 17, 1932–33, Western Historical Manuscript Collection, UMKC, University Archives, Kansas City, MO.

membership until the 1970s, African Americans were unable to challenge the DAR's remembrance of the past, but they did so with a vengeance in the 1980s, when a black woman from Washington, DC forced the organization's leadership to finance research on black members of the Continental Army and to encourage women of color to join the Daughters, threatening them with legal action if they refused.³⁰

Conclusion

The answer to the question that was posed at the beginning of this essay, namely the question of how the DAR used the gendered memory of heroism to strengthen American patriotism, speaks volumes to the ambiguities of heroism in the United States in general and the contributions of the Daughters of the American Revolution to its memory in particular. The Daughters used memory to construct and strengthen both national loyalty and nationalized gender identities. Heroism served as the conceptual linkage between these two categories. The Daughters invoked the heroic exploits of Revolutionary patriots, Western pioneers, and Native Americans to foster national loyalty. At the same time, their tales of male and female heroism strengthened traditional gender hierarchies and suggested that the stability of the nation depended on these hierarchies. Even Native Americans could be heroic, but they were also expected to accept the gendered as well as the racial hierarchies that the Daughters deemed essential to the nation's future.

In terms of a general assessment of the Daughters' nationalist endeavors, it is difficult to come to an unequivocal conclusion. The organization was able to wield enormous cultural power during an era that offered women few avenues for advancement. More importantly, the Daughters not only demonstrated that women had made patriotic contributions in the past but proved women's patriotic agency in the present. Yet, they uncritically accepted nineteenth-century gender ideals, continually warning that any challenge to these ideals would jeopardize the nation. Ultimately, regardless of whether we call the Daughters feminist conservatives or conservative feminists, their history testifies to the vital role that white elite women played in American nationalism prior to World War II. The Daughters were thus more than a passive audience that happily consumed the heroic fare that was served to them by government officials, the print media, or

³⁰ DAR Welcomes Its First Black, in: Chicago Tribune, December 4, 1977, p. 3; J. Trescot, National DAR Admits Black, in: Washington Post, May 10, 1983, p. B3; R. Kessler, Black Unable to Join Local DAR, in: Washington Post, March 12, 1984, p. A1; M. A. Slacum, D.C. City Council's Clark Threatens DAR's Tax Break, in: Washington Post, March 13, 1984, p. B2; Woman Accuses DAR of Racism, in: New York Amsterdam News, March 17, 1984, p. 4; Woman Banned from DAR Gets Help to Form Chapter, in: Jet, April 9, 1984, p. 9; L. Santus Ferguson, A Memorial to Forgotten Black Patriots, in: Wall Street Journal, March 21, 1986, p. 28.

other patriotic organization. Rather, they actively shaped the heroic stories they not only deemed to be true but also regarded as a crucial element in their endeavor to strengthen the national loyalty of America's citizenry and thus exerted influence on the memory of heroism beyond the confines of its membership roster more generally.

However, our historical inquiry should not stop there. The example of the DAR invites us to ponder additional questions that could be addressed by scholars of heroism. For example, if the Daughters were one particular audience that not only read existing American hero narratives but also tried to actively shape them, examining how they vied and competed with other groups that were involved in hero-making processes would certainly prove fruitful. Comparing the DAR with the United Daughters of the Confederacy (UDC), for instance, yields important new insights, since the latter's focus—the memory of the American Civil War from a southern perspective—did present challenges to the Daughters' vision of national unity. The frequent overlap of membership between the DAR and the United Daughters of the Confederacy was fraught with a potential for sectional tensions. Founded in 1894, the UDC was a women's organization that proved enormously popular among white middle-class Protestants in the South, including members of the DAR. By the end of World War I, the UDC claimed to have 100,000 members. During the preceding two decades, it had spearheaded a tremendously influential movement that coped with the South's military defeat by idealizing antebellum society and the notions of white racial superiority it was based on as well as by praising the heroic valor of the Confederate soldiers who had defended it. Through such means as monuments, textbooks, and historical preservation, its members sought to controvert what they regarded as northern historical falsehoods, primary among them the idea that southern secession was an act of rebellion and that Confederate soldiers had been disloyal to the United States. Although DAR members who belonged to the UDC repeatedly contended that they were loyal citizens of the United States, the rival organization's goals clearly appeared to counter the vision of national unity and loyalty that the DAR stressed in their commemorative campaigns.³¹ It was therefore not surprising that sectional tensions occasionally erupted into verbal vitriol. In 1912, for instance, president general Mrs. Matthew Scott's decision to decorate Continental

³¹ Organized New Chapter, in: *Washington Post*, May 20, 1905, p. 4; Funeral of Miss Desha, in: *Washington Post*, January 31, 1911, p. 2; K. L. Cox, *Dixie's Daughters: The United Daughters of the Confederacy and the Preservation of Confederate Culture*, Gainesville, FL 2003, pp. 1–9, pp. 94–96; K. McMichael Stott, *From Lost Cause to Female Empowerment: The Texas Division of the United Daughters of the Confederacy, 1896–1966*, Ph.D. diss., University of North Texas, 2001, pp. 5–6, pp. 162–163; D.A.R. Delegates Are Welcomed to Capital, in: *Washington Post*, April 17, 1906, p. 3; All the Woman's Clubs News of Georgia, in: *Atlanta Constitution*, July 16, 1905, p. D6; Echoes of Flag Day, in: *Atlanta Constitution*, June 30, 1912, p. C7; Flag Day Observed, in: *Washington Post*, June 13, 1913, p. 3; Power of the South, in: *Washington Post*, November 13, 1912, p. 1.

Hall with the Confederate flag next to the Stars and Stripes for the opening of a UDC convention in the building elicited strong protest from a number of northern Daughters, including the organization's co-founder Mary Lockwood.³²

Although such tensions flared up only occasionally, they became a concern to DAR leaders, who came up with two major strategies to calm sectional passions. The first strategy, which was introduced only in 1914, was simply to ban any discussions on the subject.³³ The second strategy had been utilized since the DAR's founding and was probably the more successful one because it stressed commonalities rather than differences. It revolved around the common heroism of southern and northern soldiers, especially during the wars in which the two sections stood shoulder to shoulder to defend the United States. Southern members in particular evoked the valor of the members of the Continental Army during the American Revolution as proof of shared "revolutionary blood," while the exploits of US soldiers during the Spanish-American War were regarded by members from all regions as an unquestionable sign of national unity and sectional reconciliation. The DAR's careful handling of this sensitive topic thus reflected and contributed to the general discourse of sectional reconciliation, which stressed the heroism of white soldiers and the common racial interests of Southerners and Northerners.³⁴ These efforts to curb sectional tempers as well as the fact that the DAR and the UDC shared similar gender ideologies—which stressed women's patriotic contributions to US history but refrained from directly challenging existing gender discrimination—contributed to fairly cordial relations between the two organizations.³⁵ Although the United Daughters of the Confederacy seemed to challenge the DAR's efforts to strengthen patriotism and national unity, then, the shared idea that the United States was a white nation that had been built and defended through the efforts of white heroic warriors contributed to strong bonds of white sisterhood.

³² Row in D.A.R. Congress, in: *Chicago Daily Tribune*, February 23, 1900, p. 8; *Flags Cause Controversy*, in: *Washington Post*, November 24, 1912, p. E1.

³³ *Stirs D.A.R. Anger*, in: *Washington Post*, April 21, 1914, p. 12.

³⁴ N. Silber, *The Romance of Reunion: Northerners and the South, 1865–1900*, Chapel Hill, NC 1993, p. 164; *The Daughters in Congress*, in: *Atlanta Constitution*, October 19, 1895, p. 2, pp. 11–12, pp. 168–169; *Daughters of Revolution Celebrate Anniversary*, in: *Atlanta Constitution*, July 5, 1902, p. 8; *Substitutes for 'Dixie,'* in: *Atlanta Constitution*, July 16, 1905, p. D6; S. D. Parker, *Greeting to Ga. Daughters from the New State Regent*, in: *Atlanta Constitution*, May 10, 1914, p. B6; E. C. Pittman, *Woman and Society*, in: *Atlanta Constitution*, March 2, 1899, p. 9; K. Mason Rowland, *War Between the States*, in: *Washington Post*, April 30, 1899, p. 17; Wendt, *Krieg und Heldentum in den USA* (footnote 7).

³⁵ Like the DAR, the UDC disputed male-centered accounts of the past and men's efforts to confine them to the sphere of the home but did not demand woman suffrage or other political rights. Rather, just as the DAR, the UDC regarded motherhood and women's seemingly sex-specific sentiments as the driving force behind their efforts to enlarge their cultural and political influence in American society. See Cox, *Dixie's Daughters* (footnote 31); McMichael Stott, *From Lost Cause to Female Empowerment* (footnote 31), pp. 5–6, pp. 162–163.

As indicated by the examples that have been discussed in this essay, the history of the Daughters of the American Revolution can teach us much about heroes and their audiences. For one thing, the DAR must be considered an “active” audience because it also became an important hero maker. At the same time, the conservative women’s organization was one “interpretive community” among many and had to react to and reconcile various other interpretive communities, both among the organization’s member and *vis-à-vis* other non-governmental groups as well as state and federal politicians and agencies. As a hereditary patriotic organization, moreover, the DAR is a peculiar case of “self-heroization,” since the heroism of its members’ ancestors was seen as both a privilege and a form of social distinction in the present. Many Daughters vicariously shared in the heroism of their grand-grandfathers and grand-grandmothers, feeling themselves confirmed in their belief in the racial superiority of white Anglo-Saxon protestants. The fact that the Daughters were related by blood to the heroes and heroines they honored resulted in an emotional investment in their work that was much greater than it would have been in the case of exceptional historical figures that were “merely” fellow countrymen and countrywomen. Clearly, the history of heroism in the United States cannot be fully comprehended without examining the Daughters of the American Revolution and like-minded organizations.

Nur das Publikum zählt

Wie Adolphe Quételet und Herbert Spencer ,große Männer‘ erklären

Tobias Schlechtriemen

Heroische Figuren im Wechselspiel von Außerordentlichkeit und Ordnung

Heldinnen und Helden besitzen eine Strahlkraft. Sie leisten Außergewöhnliches und nehmen insofern eine herausgehobene Stellung in der Gesellschaft ein. Aufgrund ihrer Außerordentlichkeit sind sie dem Kreis gewöhnlicher Menschen entzogen. Man könnte aber auch sagen, dass sich die Konturen einer heroischen Figur erst vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Normalität klar abzeichnen: Die Singularität einer heroischen Tat setzt sich vom gewöhnlichen Verhalten im Alltag ab; die Transgressivität heroischen Handelns braucht ein Gesetz, das überschritten werden kann; und auch heroische Eigenschaften wie Mut, Kampfeslust und Opferbereitschaft sind erst als solche greifbar, wenn sie der gleichmütigen Masse gegenübergestellt werden.

Dieses wechselseitige Spannungsfeld impliziert zudem den Kontrast zwischen der Einzelfigur und den Vielen. Es ist ein *einzelner* Mensch, dessen außerordentliche Taten von der Menge bewundert werden, und es ist *ein* Held oder *eine* Heldin, die von ihrer Anhängerschaft verehrt wird.¹ Das Verhältnis von heroischer Figur und ihrem gesellschaftlichen Umfeld gestaltet sich folglich als ein Wechselspiel zwischen der Außerordentlichkeit der Einzelfigur und der Ordnung oder Normalität der betreffenden sozialen Gruppe.²

Werden Heroisierungsprozesse zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht, wird oftmals eine der beiden Seiten zum Ausgangspunkt für die Erklärung heroischer Figuren und ihrer Wirkung genommen. Soziologische Erklärungen aus der Gründungszeit der Soziologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts richteten ihren Blick auf die Vielen, auf die Masse. Sie interessierten sich nicht für die Außerordentlichkeit einer einzelnen Heldin oder eines

¹ Es kann auch eine kleine Gruppe verehrt werden. Aber ihr steht immer eine deutliche Überzahl derjenigen gegenüber, die sie bewundern und verehren. Heldinnen und Helden bleiben Einzelfälle.

² Diesen Ansatz verfolgt auch der Sonderforschungsbereich 948 der Universität Freiburg. Er beschäftigt sich mit den „Wechselwirkungen zwischen heroischen Figuren und den Gemeinschaften, die sich Held/innen erschaffen, aneignen oder sich an heroischen Modellen orientieren“, R. von den Hoff [et al.], Helden – Heroisierungen – Heroismen. Transformationen und Konjunkturen von der Antike bis zur Moderne. Konzeptionelle Ausgangspunkte des Sonderforschungsbereichs 948, in: helden. heroes. héros. E-Journal zu Kulturen des Heroischen 1, Heft 1, 2013, DOI 10.6094/helden.heroes.heros./2013/01/03, S. 7–14, hier S. 8.

einzelnen Helden, sondern für die gesellschaftliche Ordnung, den Alltag und die Normalität der verehrenden Gruppe. Heroische Figuren erklärten sie über deren gesellschaftlichen Kontext, genauer: über die sozialen Praktiken des Verehrens und Bewunderns. Auf diese Weise setzten sie sich von den Werken des ‚Historismus‘ ab, die aus Sicht der Soziologie einzelne Figuren und deren Außerordentlichkeit ins Zentrum stellten. Denn in den geschichtswissenschaftlichen Texten des 19. Jahrhunderts liege der Fokus auf der Darstellung der Größe einzelner historischer Persönlichkeiten und die Erklärungen historischer Entwicklungen nähmen dort ihren Ausgang.³

So gesehen würde sich eher die traditionelle soziologische Perspektive anbieten, um nach der Rolle des Publikums, der Anhängerschaft oder der Verehrergemeinde zu fragen. Aber sowohl die Herangehensweise des Historismus, wie er hier als Abgrenzungsfolie gezeichnet wird, als auch die der frühen Soziologie, wie sie sich selbst darstellt, sind einseitig. Denn sie tendieren dazu, jeweils eine Seite des Spannungsfeldes auszublenden: der Historismus die gesellschaftliche Ordnung und die Soziologie die Außerordentlichkeit der Einzelfigur. Der zentrale Grund dafür ist die disziplinäre Konkurrenzsituation, in der sie zueinander stehen.⁴ In dieser Konstellation ist die im Vergleich zur Geschichtswissenschaft jüngere Disziplin der Soziologie darum bemüht, sich von den geschichtswissenschaftlichen Erklärungen abzusetzen und eine eigene Erklärungsweise zu profilieren.⁵ Die Soziologie bildet sich dabei als eine Wissenschaft der Ordnung und der Vielen heraus.⁶

³ Bei dieser Auffassung des Historismus handelt es sich um die polemische Sichtweise der zeitgenössischen Geschichtswissenschaft durch die frühe Soziologie. Dass allein schon der Sammelbegriff des Historismus problematisch ist, weil sehr unterschiedliche Ansätze darunter zusammengefasst werden und die Charakterisierungen und Definitionen von ‚Historismus‘ sich immer wieder gewandelt haben – darauf verweisen A. Wittkau-Horgby, *Historismus*. Zur Geschichte des Begriffs und des Problems, Göttingen 1992 und F. Jäger / J. Rüsen, *Geschichte des Historismus*, München 1992.

⁴ Vgl. dazu J. K. Wright, *History and Historicism*, in: T. M. Porter / D. Ross (Hrsg.), *The Cambridge History of Science*, Bd. 7, *The Modern Social Sciences*, Cambridge 2003, S. 113–130, hier S. 128; J. Revel, *History and the Social Sciences*, in: T. M. Porter / D. Ross (Hrsg.), *The Cambridge History of Science*, Bd. 7, *The Modern Social Sciences*, Cambridge 2003, S. 391–404.

⁵ Noch bei dem Soziologen Franz Oppenheimer, der bereits auf die Gründungszeit der Soziologie zurückschaut, wird die Gegenüberstellung der soziologischen und der historischen Perspektive betont: „Zwischen den Soziologen und den Historikern besteht seit der ersten Entstehung soziologischer Ideen, schon seit Condorcet, ein scharfer Gegensatz, ein Kampfzustand [...]. Alle ältere Historik hatte den großen, starken *Einzelnen*, den ‚Helden‘, in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt, hatte ihn als den eigentlichen Motor des Geschehens aufgefaßt [...]. Demgegenüber stellte die soziologische Auffassung, eben weil sie die Dinge ‚von unten‘ sah, die *Masse* als den eigentlichen Träger des geschichtlichen Geschehens dar. Sie ist kollektivistisch, während alle ältere Historik individualistisch war“, F. Oppenheimer, *Soziologische Streifzüge. Gesammelte Reden und Aufsätze*, Bd. 2, München 1927, S. 1–2.

⁶ Vgl. etwa P. Kellermann, *Kritik einer Soziologie der Ordnung. Organismus und System bei Comte, Spencer und Parsons*, Freiburg 1967; O. Negt, *Die Konstituierung der Soziologie*

Vor diesem Hintergrund könnte man annehmen, dass Heldinnen und Helden, oder allgemeiner: ‚große Individuen‘,⁷ in den soziologischen Texten des 19. Jahrhunderts überhaupt nicht auftauchen würden. Es finden sich jedoch bei fast allen Autoren Überlegungen zu ‚Helden‘ oder ‚großen Männern‘. Das mag auch damit zu tun haben, dass die Soziologen das heuristische Potenzial der eigenen Herangehensweise gerade auch am zentralen Gegenstand der wissenschaftlichen Konkurrenz unter Beweis stellen wollten. Aus heutiger Sicht sind das besonders interessante Stellen, weil die soziologische Ausrichtung auf die gesellschaftliche Ordnung hier mit der Außerordentlichkeit eines Einzelnen konfrontiert wird.

Im Folgenden sollen nun diese frühen soziologischen Interpretationen heroischer Figuren genauer untersucht werden. Dabei geht es zum einen darum, die einseitige Ausrichtung soziologischer Ansätze auf Ordnungsphänomene nachzuzeichnen. Erst wenn deutlich herausgearbeitet ist, worin diese Einseitigkeit besteht, kann ihr in aktuellen soziologischen Erklärungsansätzen entgegengewirkt werden. Anstatt sich den gegenseitigen wissenschaftspolitischen Abgrenzungs- und Legitimationskämpfen anzuschließen, soll aufgezeigt werden, was soziologische Zugänge leisten können, was ihre spezifische Sichtweise ausmacht, aber auch, wo die Grenzen dieser Perspektive liegen und sie sinnvollerweise durch andere Ansätze ergänzt werden sollte.

Zum anderen stellen heroische Figuren gerade mit ihren außerordentlichen Eigenschaften für die Soziologie eine Herausforderung, aber auch die Chance auf einen Blickwechsel dar. Das Spannungsfeld von Außerordentlichkeit und Ordnung kann hier als eine Heuristik dienen, um noch einmal einen etwas anderen Blick auf die Wissenschaftsgeschichte der Soziologie zu werfen, einen Blick, der sich von der traditionellen soziologischen Rezeption ihrer ‚Klassiker‘ unterscheidet.⁸ Denn auch die Geschichte des eigenen Faches erzählt die Soziologie üblicherweise als eine Tradition soziologischen Ordnungsdenkens.

Die soziologischen Ansätze werden hier also nicht *angewendet*, um heroische Figuren zu erklären, sondern sie werden zunächst selbst zum *Gegenstand* der Untersuchung gemacht. Bildlich gesprochen wird das Werkzeug selbst in die Werkbank eingespannt und bearbeitet. Damit ist die Überzeugung verbunden, dass diese Form der Selbstreflexion ein besseres Verständnis für die Grundlagen des eigenen Faches schafft, dazu beiträgt, die Einseitigkeiten, die sich aus der historischen Konstellation der Gründungszeit der Soziologie ergeben haben, zu über-

zur Ordnungswissenschaft. Strukturbeziehungen zwischen den Gesellschaftslehren Comtes und Hegels, Frankfurt am Main [u.a.] 1974.

⁷ Vgl. M. Gamper / I. Kleeberg (Hrsg.), Grösse. Zur Medien- und Konzeptgeschichte personaler Macht im langen 19. Jahrhundert, Zürich 2015.

⁸ Zur Rolle der Klassiker in der Soziologie vgl. E. Barlösius, ‚Klassiker im Goldrahmen‘. Ein Beitrag zur Soziologie der Klassiker, in: Leviathan. Zeitschrift für Sozialwissenschaft 32, Heft 4, 2004, S. 514–542. Allgemeiner zum Spannungsfeld von Außerordentlichem und Ordnung vgl. U. Bröckling [et al.], Editorial, in: Behemoth. A Journal on Civilization 1 (Themenausgabe „Das Andere der Ordnung“), 2014, S. 4–10.

winden und letztlich einen aktuellen Zugang zu ermöglichen, der auch für exzeptionelle Phänomene sensibel ist.

Zwei Autoren, die maßgeblich an der Gründung der Soziologie beteiligt waren und sich zugleich mit heroischen Figuren auseinandergesetzt haben, sollen auf diese Weise untersucht werden: Das ist zum einen der belgische Mathematiker, Astronom und Sozialstatistiker Adolphe Quételet und zum anderen der englische Ingenieur, Philosoph und Soziologe Herbert Spencer. Genauer soll den Überlegungen nachgegangen werden, die sie zu heroischen Figuren – hier zu den *hommes supérieurs*, den ‚hervorragenden Menschen‘ und den *grands hommes*, den ‚großen Männern‘ – angestellt haben. Dabei werden die jeweiligen Erklärungen heroischer Figuren mit der Grundausrichtung der betreffenden soziologischen Theorie in Verbindung gesetzt und analysiert, wie sie zueinander stehen. Eine anschließende Auswertung soll klären, welche Formen von Publikum oder Verehrrergemeinde jeweils beschrieben werden, aber auch, worin allgemeiner die heuristischen Stärken und Schwächen der beiden Ansätze bestehen.

Adolphe Quételet

Adolphe Quételet war ein Zeitgenosse von Auguste Comte. Beide arbeiteten etwa zeitgleich an ersten Entwürfen einer ‚Wissenschaft der Gesellschaft‘ – und beide bezeichneten dieses Vorhaben als ‚soziale Physik‘. Nur um sich diesbezüglich von „dem belgischen Gelehrten, der simple Statistik betreibt“, ⁹ abzusetzen, nannte Comte die neue Wissenschaft „sociologie“ ¹⁰ – und prägte damit den Namen, den die Wissenschaft der Gesellschaft fortan trug. Was Comte hier noch polemisch als „simple Statistik“ abwertete, darin besteht – das lässt sich im Rückblick sagen – Quételets wesentlicher Beitrag, nämlich dass er einen *statistischen* Zugang zur Erfassung gesellschaftlicher Dynamiken entwickelt hat. ¹¹

Im Zentrum seines statistischen Ansatzes steht das Konzept des *homme moyen*, des ‚mittleren Menschen‘, das Quételet in den 1840er Jahren entwickelt hat. ¹²

⁹ A. Comte, *Cours de philosophie positive*, Bd. 4, La partie dogmatique de la philosophie sociale, Paris 1969 [zuerst 1839], S. 6.

¹⁰ Ebd., S. 200–201. Zum Übergang von ‚sozialer Physik‘ zur ‚Soziologie‘ bei Comte vgl. A. Petit, *De la ‚Physique sociale‘ à la ‚Sociologie‘*, in: *Actes du Colloque, Dilemmas do pensamento social. Homenagem ao Bicentenario de Auguste Comte*, Porto Alegre 2002.

¹¹ Ich gehe hier davon aus, dass ein bestimmter Zugang beispielsweise über statistische Rechnen- und Aufzeichnungsverfahren auch erst eine ihnen entsprechende Sozialfigur mit konstituiert, hier: eine statistisch erfassbare Bevölkerung und ihre Entwicklung (Geburtsraten, Eheschließungen, Selbstmordfälle etc.).

¹² In den folgenden Ausführungen beziehe ich mich in erster Linie auf A. Quételet, *Zur Naturgeschichte der Gesellschaft*, übers. von K. Adler, Hamburg 1856, die er selbst als eine Zusammenfassung seiner beiden früheren Schriften, die „Physique sociale“ und die „Lettres sur la théorie des probabilités“ versteht, vgl. A. Quételet, *Physique sociale ou Essai sur le développement des facultés de l’homme*, Brüssel 1997 [zuerst 1835, überarbeitet

Neben dem Durchschnittsmenschen, der die Normalität einer Gesellschaft verkörpert, taucht bei ihm aber auch der *homme supérieur*, der ‚herausragende‘ oder ‚hervorragende Mensch‘ auf. Zwischen diesen beiden Figuren entfaltet sich bei Quételet das Spannungsfeld von Außerordentlichkeit und Ordnung.

Der homme moyen

Was versteht Quételet unter dem *homme moyen*? Und wie gestaltet sich die Grundausrichtung von Quételets Ansatz? Quételets zentrale Intuition besteht darin, dass er die Mess- und Berechnungsverfahren, die zunächst in der Astronomie und Klimaforschung angewendet worden sind, in die Sozialwissenschaften überträgt. So wie mit mathematischen Verfahren in der Astronomie die Erscheinungen am Himmel berechnet werden, so könnten auch die Gesetzmäßigkeiten sozialer Entwicklungen statistisch erfasst werden.¹³ Die Übertragung vom Himmel auf die Gesellschaft beinhaltet die Annahme, dass die soziale Wirklichkeit genauso wie der Kreislauf der Natur durch Gesetzmäßigkeiten bestimmt sei.

Diese sozialen Gesetze ließen sich erfassen, indem regelmäßig und möglichst umfassend Daten gesammelt würden, die dann statistisch ausgewertet werden könnten. Entscheidend ist dabei, dass es Quételet nicht nur um eine möglichst exakte Beschreibung des aktuellen gesellschaftlichen Zustands geht. Mithilfe der neueren Statistik berechnet er Durchschnittswerte, die sich verallgemeinern und mit denen sich Prognosen erstellen lassen: „En cherchant une moyenne, on peut avoir en vue deux choses bien différentes: on peut chercher à déterminer un nombre qui existe véritablement, ou bien à calculer un nombre qui donne l'idée la plus rapprochée possible de plusieurs nombres différents, expriment des choses homogènes, mais variables de grandeur.“¹⁴ Quételet selbst hat Letzteres im Blick. Damit dient die Statistik nicht mehr nur einer bloßen Zustandsbeschreibung – wie die alte ‚Universitätsstatistik‘ –, sondern erhebt den Anspruch, gesellschaftliche Dynamiken auch vorhersehen und letztlich gestalten zu können.¹⁵

Quételets Forschungen beginnen mit der Vermessung des menschlichen Körpers, genauer: möglichst vieler Körper. Da er diese Erhebung nicht selbst durch-

1869]; Ders., *Lettres sur la théorie des probabilités, appliquée aux sciences morales et politiques*, Brüssel 1846.

¹³ Vgl. F. Keller, Sternkarten des Sozialen. Erfahrungsdruck und statistische Form, in: *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 1, 2009, S. 57–69. Quételet ist selbst als Meteorologe und Astronom (an der unter seiner Leitung errichteten Sternwarte in Brüssel), aber genauso am Landesamt für Statistik tätig.

¹⁴ Quételet, *Physique sociale ou Essai sur le développement des facultés de l'homme* (Anm. 12), S. 300. Vgl. dazu auch das Kapitel *De la moyenne et des limites extrêmes dans l'appréciation des mesures*, in: Quételet, *Physique sociale ou Essai sur le développement des facultés de l'homme* (Anm. 12), S. 299–306.

¹⁵ Vgl. Keller, *Sternkarten des Sozialen* (Anm. 13), S. 65–67.

führen kann, greift er auf Daten zurück, die bereits erhoben worden sind.¹⁶ So bearbeitet er beispielsweise die Daten über den Brustumfang von 5738 schottischen Soldaten.¹⁷ Dabei stellt er fest, dass sie alle nur minimal, um 33 Millimeter, vom Durchschnitt abweichen.¹⁸ Er wendet hier die Gaußsche Normalverteilung an (Abb. 1). Mithilfe der Kurve kann auch visuell der Bereich der ‚normalen‘ Maße durch die mittlere Fläche unterhalb der ‚Glocke‘ angezeigt werden. Die demgegenüber seltenen Abweichungen finden sich in den flachen Bereichen am Anfang und Ende der Kurve. Auf diese Weise können normale und abweichende Werte in einer Kontinuität dargestellt werden.¹⁹

Werden möglichst viele oder gar sämtliche Personen einer Altersstufe eines Geschlechts vermessen, ergibt sich das Maß des *homme moyen*, des ‚mittleren Menschen‘: „[I]ndem man das Mittel ihrer besonderen constanten Erscheinungen nimmt, erhält man dann constante Erscheinungen, die ich einem fictiven Wesen beilege, das ich den *mittleren Menschen* des betreffenden Volkes nennen möchte“.²⁰

Hier bezeichnet Quételet den ‚mittleren Menschen‘ als ‚fictives Wesen‘, von dem jeder reale Mensch mehr oder weniger abweiche.²¹ Ausgangspunkt sind zunächst die physischen Eigenschaften des *homme moyen*. Aber im Weiteren kommen dann auch noch die moralischen und intellektuellen Eigenschaften hinzu.²²

¹⁶ Es ist durchaus plausibel, davon auszugehen, dass zunächst die durch die neuen Messtechniken enorm gestiegene Datenmenge vorliegt und diese einen ‚Erfahrungsdruck‘ darstellt, auf den die Wissenschaft mit neuen Ansätzen zur Verarbeitung dieser Daten reagiert. Vgl. W. Lepenies, *Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main 1976.

¹⁷ Diesen Datensatz übernimmt er aus *The Edinburgh Medical and Surgical Journal* 13, April 1817, S. 260–264.

¹⁸ Vgl. A. Quételet, *Sur l’appréciation des documents statistiques, et en particulier sur l’appréciation des moyennes*, in: *Bulletin de la Commission centrale de statistique (de Belgique)*, Brüssel 1844, S. 54–55.

¹⁹ Vgl. dazu J. Link, *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Opladen [u.a.] ²1999, S. 202–206.

²⁰ Quételet, *Zur Naturgeschichte der Gesellschaft* (Anm. 12), S. 13. Den konstanten Ursachen stehen die ‚zufälligen‘ gegenüber, die für Quételet allerdings nur bei oberflächlicher Betrachtung als solche erscheinen. „Wenn man sich jedoch die Mühe nehmen wollte, zu prüfen und bereits gemachte Beobachtungen sorgfältig und in genügender Anzahl zu sammeln, würde man bald finden, daß das, was man für ein Spiel des Zufalls genommen, feststehenden Regeln unterliegt und daß überall nichts den von der göttlichen Allmacht allen organischen Wesen auferlegten Gesetzen entrinnen kann“, ebd., S. 16. Solche Untersuchungen ließen sich über die Zeit hinweg und im Ländervergleich erweitern: vgl. ebd., S. 28.

²¹ „Es existirt vielleicht kein einziger Mensch auf der Welt, dessen Wachstum ganz regelrecht und dem von allgemeinen Ursachen hergeleiteten Wachstume ganz conform wäre“, ebd., S. 23.

²² Vgl. ebd., S. 7 und das zweite Kapitel in A. Quételet, *Soziale Physik oder Abhandlung über die Entwicklung der Fähigkeiten des Menschen*, Bd. 1, übers. von Valentine Dorn, Jena 1914, S. 103–109. Ein Beispiel sind die Verbrechensraten. Einzelne Morde mögen völlig ereignishaft erscheinen, aber ihre Rate, aus genügendem Abstand berechnet, bleibt konstant; vgl. ebd., S. 105–106.

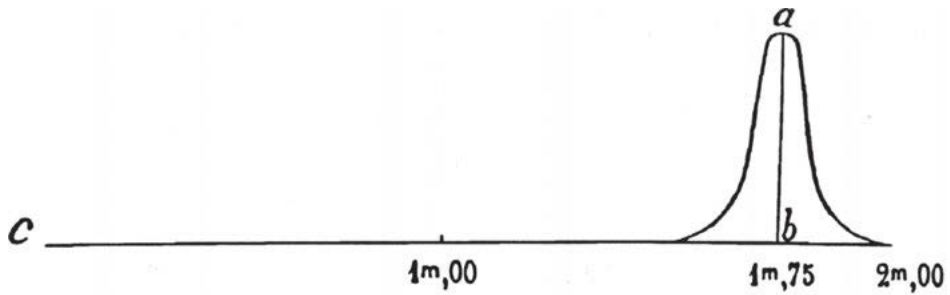


Abb. 1

Normalverteilungskurve nach A. Quételet, *Physique sociale ou Essai sur le développement des facultés de l'homme*.

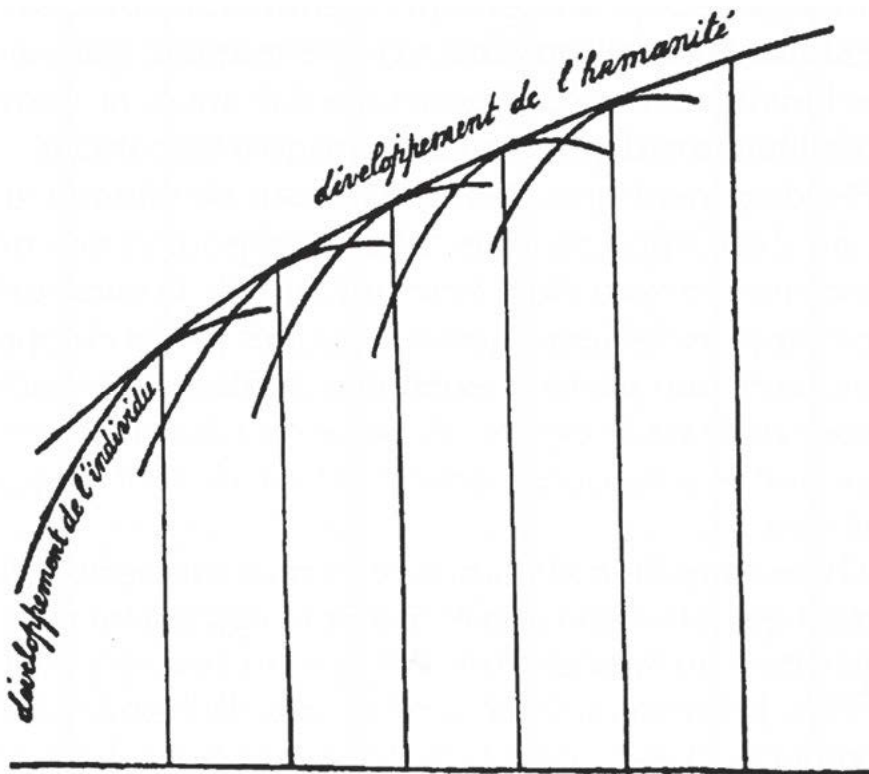


Abb. 2

Ansteigende Kurve der Intelligenzentwicklung nach A. Quételet, *Physique sociale ou Essai sur le développement des facultés de l'homme*.

Und Quételet erhebt den Anspruch, dass sie sich nicht weniger genau erfassen lassen. Er geht davon aus, dass „die *gesellschaftlichen*, unter dem Einflusse des *freien Willens* stehenden Handlungen mit noch *größerer* Regelmäßigkeit vor sich gehen, als die bloß der Einwirkung *physischer* Ursachen unterliegenden Thatsachen“.²³

Es klingt zunächst so, als würde Quételet mit dem *homme moyen* eine reine Rechengröße entwickeln, wenn er ihn als ‚fictives Wesen‘ bezeichnet, dem keine konkrete Person vollständig entspreche. Aber es zeigt sich, dass der ‚mittlere Mensch‘ viel weiter gefasst ist. Denn „ein normales Maß“²⁴ wirke angenehm, „sobald dieses Maß verletzt ist, werden wir unangenehm davon berührt“.²⁵ Daraus folgert er: „Ich betrachte also den *mittleren Menschen* als den körperlichen *Typus der Schönheit* und die Häßlichsten sind dann Diejenigen, die sich am meisten hiervon entfernen.“²⁶ Durchschnittliche Körpermaße setzt er hier mit Schönheit gleich. Aber auch im Handeln geht es ums „Maßhalten“²⁷ – hier ist das Mittelmaß das „*Gute*“.²⁸ Der ‚mittlere Mensch‘ stellt bei Quételet folglich keine bloße Rechengröße dar – auch wenn er sich statistisch ermitteln lässt –, sondern steht zugleich für das sinnlich Schöne und moralisch Gute: „un individu qui résumerait en lui-même, à une époque donnée, toutes les qualités de l’homme moyen représenterait à la fois tout ce qu’il y a de grand, de beau et de bien“.²⁹

Die gesellschaftlichen Erscheinungen unterliegen wie die Natur und die Himmelskörper Regelmäßigkeiten und Gesetzen, die sich statistisch erheben und dann auch probabilistisch im Voraus berechnen lassen. Der errechnete Durchschnitt bildet dann nicht nur einen mathematischen Maßstab, sondern fungiert bei Quételet darüber hinaus auch als ästhetisches und normatives Vorbild.

Der homme supérieur

Quételets Kapitel zu den *hommes supérieurs*, den ‚hervorragenden Menschen‘, wie es in der deutschen Übersetzung heißt, soll nun vor dem Hintergrund der hier skizzierten Grundausrichtung seines Ansatzes interpretiert werden.³⁰ Ein ‚hervorragender Mensch‘ zeichnet sich dadurch aus, dass er „über die anderen Menschen eine

²³ Quételet, Zur Naturgeschichte der Gesellschaft (Anm. 12), S. IV–V. Hätte man nur eine genügend hohe Messzahl, würden die moralischen Ursachen sich den physischen vollständig annähern und der Unterschied wäre aufgehoben. Vgl. Quételet, Soziale Physik oder Abhandlung über die Entwicklung der Fähigkeiten des Menschen (Anm. 22), S. 109.

²⁴ Quételet, Zur Naturgeschichte der Gesellschaft (Anm. 12), S. 260.

²⁵ Ebd.

²⁶ Ebd.

²⁷ Ebd., S. 264.

²⁸ Ebd., S. 265.

²⁹ Quételet, Physique sociale ou Essai sur le développement des facultés de l’homme (Anm. 12), S. 583.

³⁰ A. Quételet, Siebentes Kapitel: Hervorragende Menschen, in: A. Quételet, Zur Naturgeschichte der Gesellschaft, übers. von K. Adler, Hamburg 1856, S. 269–272.

gewisse Ueberlegenheit ausübt, sei es durch seine Intelligenz, sei es durch andere außergewöhnliche Eigenschaften“.³¹ Diese Überlegenheit manifestiere sich dadurch, dass sie bei anderen „Ehrfurcht oder Bewunderung“³² wecke – hier haben wir unser Publikum oder eine Verehrergemeinde – „manchmal auch giebt sie einem ganzen Volke den Anstoß, der es zu den größten Unternehmungen und Opfern fähig macht“.³³ Nun wird aus dem Publikum eine aktive Anhängerschaft, die bereit ist, ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Aber die Frage, die sich vor dem Hintergrund des eben Ausgeführten stellt, ist: Wie ordnet Quételet diese außergewöhnlichen Menschen in seine Statistik ein? Und vor allem: Wie kann er hier auf einmal von einer positiv bewerteten Abweichung schreiben, wenn er zuvor alle Abweichungen als „Mißgestalten“,³⁴ als „monstruosité“,³⁵ als „krankhafte[n] Zustand“³⁶ etc. und im Gegensatz dazu das Mittelmaß, den Durchschnitt, als ‚schön‘ und ‚gut‘ beschrieben hatte?

Die häufige Bewunderung körperlicher Größe oder Stärke, die ja auch eine Abweichung darstellt, wertet er als einseitige Sichtweise ab, denn sie sehe nicht, „daß solche außergewöhnlichen Eigenschaften fast immer auf Unkosten anderer kostbarer, namentlich intellectueller Eigenschaften erworben sind“.³⁷ Auch in der Antike hätten sie „mehr Werth auf die *körperlichen* Vorzüge“³⁸ gelegt, aber das sei uns „in der *modernen* Gesellschaft“³⁹ fremd geworden. „Nur der *Intelligenz* gehört heutzutage die Suprematie.“⁴⁰ Damit folgt Quételet der Tradition des *grand homme*, des Geisteshelden, der spätestens seit dem 18. Jahrhundert als alternative heroische Figur neben den Kriegshelden tritt.⁴¹

Im Gegensatz zu den natürlichen Eigenschaften, die ‚konstant‘ und ‚stationär‘ seien und sich am Mittel ausrichteten, sei die Intelligenz „progressiver Natur“ und

³¹ Quételet, Zur Naturgeschichte der Gesellschaft (Anm. 12), S. 269.

³² Ebd.

³³ Ebd. An anderer Stelle schreibt er in ähnlicher Weise vom ‚Genie‘: „Nur wenigen, mit der Kraft des überlegenen Genies ausgestatteten Menschen ist es gegeben, auf das soziale System einen fühlbaren Einfluß auszuüben“, Quételet, Soziale Physik oder Abhandlung über die Entwicklung der Fähigkeiten des Menschen, Bd. 1 (Anm. 22), S. 109.

³⁴ Quételet, Zur Naturgeschichte der Gesellschaft (Anm. 12), S. 260.

³⁵ Quételet, Sur l'appréciation des documents statistiques, et en particulier sur l'appréciation des moyennes (Anm. 18), S. 60.

³⁶ Quételet, Zur Naturgeschichte der Gesellschaft (Anm. 12), S. 262.

³⁷ Ebd.

³⁸ Ebd., S. 270.

³⁹ Ebd.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ In diesem Sinne schreibt er auch von den „Schriftsteller[n], die gewaltigen Einfluß auf die übrigen Menschen ausgeübt und tiefe Spuren ihres Daseins zurückgelassen haben“, ebd. Oder: „l'homme intellectuel finit par effacer l'homme physique: c'est ce triomphe toujours croissant de l'homme intellectuel que nous présent à chaque page l'histoire des arts et des sciences“, Quételet, Physique sociale ou Essai sur le développement des facultés de l'homme (Anm. 12), S. 582. Zum *grand homme* vgl. T. W. Gaehtgens / G. Wedekind (Hrsg.), Le culte des grands hommes 1750–1850 (Passagen; 16), Paris 2009; J.-C. Bonnet, Naissance du Panthéon. Essai sur le culte des grands hommes, Paris 1998.

ließe sich „durch die Wissenschaft vervollkommen“.⁴² Zum einen kann es dann Fortschritt geben, der hier eng an die Wissenschaft gebunden wird, und zum anderen ist die Abweichung vom Mittel – zumindest nach oben – positiv bewertet: „Die obere Grenze darf *hier* nicht einem *Fehler* gleichgeachtet werden, weil alle unsere Anstrengungen im Gegentheil darauf gerichtet sind, daß das Mittel einmal bis zur Höhe dieser Grenze gesteigert werde.“⁴³ Quételet führt also die Intelligenz als eine eigenständige Dimension ein, mit der sich ‚positive Abweichungen vom Durchschnitt‘ erklären und positiv bewerten lassen.⁴⁴

Gleich im nächsten Abschnitt jedoch macht er deutlich, dass Intelligenz allein nicht genügt, dass „Menschen, die durch eine glückliche Harmonie aller ihrer Geistesfähigkeiten glänzen“,⁴⁵ zwar bewundert würden, aber „nur einen *geringen* Einfluß auf ihre Mitbürger [ausübten], so lange sie von diesen in ihren Gewohnheiten oder durch die Art ihrer Geistesthätigkeit allzusehr abweichen“.⁴⁶ Im Grunde seien sie ‚isoliert‘.

Um einen „gewaltigen Einfluß“⁴⁷ auf andere auszuüben, „mußten sie gleichzeitig auf die *Moral* und *Intelligenz* einwirken; sie mußten sich mit ihrer *Umgebung* in *Uebereinstimmung* setzen und ihre Sympathieen erwecken; denn die Menschen setzen sich weniger durch Geisteseseigenschaften, als durch die des Herzens miteinander in Berührung“.⁴⁸ Auf der Ebene der Gefühle und „des Herzens“, die hier als die eigentlich soziale bzw. sozialisierende Ebene gekennzeichnet wird, wie auf der der Intelligenz müssen ‚hervorragende Menschen‘ mit den anderen übereinstimmen. Ist das der Fall, kann ein Schriftsteller zum „Dolmetscher der Gesamtheit“ werden, und „sicher sein, auch *alle* Stimmen für sich zu gewinnen und nach Gutdünken über die öffentliche Meinung zu gebieten“.⁴⁹ Zu dieser wirkmächtigen Position gehören folglich sowohl *Überlegenheit* als auch *Übereinstimmung*.⁵⁰

⁴² Quételet, Zur Naturgeschichte der Gesellschaft (Anm. 12), S. 266–267. Vgl. dazu auch die Grafik, die die ansteigende Kurve (statt der ‚Glocke‘ der Normalverteilung) der Intelligenzentwicklung (der Entwicklung der Menschheit, die sich aber letztlich auf die Intelligenz zurückführen lässt) anzeigt (Abb. 2).

⁴³ Ebd., S. 267.

⁴⁴ Die Intelligenz stellt eine eigene Welt dar: „[M]ais à mesure que sa raison se développe, un nouveau monde se déroule“, Quételet, Physique sociale ou Essai sur le développement des facultés de l’homme (Anm. 12), S. 582.

⁴⁵ Quételet, Zur Naturgeschichte der Gesellschaft (Anm. 12), S. 270.

⁴⁶ Ebd.

⁴⁷ Ebd.

⁴⁸ Ebd., S. 270–271.

⁴⁹ Ebd., S. 271. Mit der ‚öffentlichen Meinung‘ als ‚launischer Macht‘ tritt hier eine Gestalt des Anderen der Ordnung (der Gesellschaft) auf. Weiter unten schreibt er nochmals von dieser „launischen Gewalt“, ebd., S. 278.

⁵⁰ Ohne sie so eindeutig wie Quételet der Intelligenz und der Emotion zuzuordnen, beschreibt auch Jauß das „Interaktionsmuster der Identifikation mit dem Helden“ als einen „Schwebezustand, der in ein Zuviel oder Zuwenig an Distanz – in ein uninteressiertes Abzurücken von der dargestellten Figur oder in ein emotionales Verschmelzen mit ihr – umkippen kann“, H. R. Jauß, Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik, München 1977, S. 212.

Wie Quételet diese konträren Eigenschaften zusammendenkt, bleibt hier zunächst noch unklar. Es wird aber deutlicher, wenn man seinem Konzept des ‚Kräfteschwerpunktes‘ nachgeht, das Quételet aus der Physik übernommen hat und das ihm hier als Lösungsmodell dient. Um zu verstehen, an welcher Stelle das Modell des Kräfteschwerpunktes zum Einsatz kommt, sollen noch einige Passagen zu der wirkmächtigen Position angeführt werden, an denen diese als ‚Punkt‘ figuriert wird. Dabei handelt es sich nicht um den *höchsten* Punkt, sondern um den „*Mittelpunkte* der Bewegung“. ⁵¹ Das kommt auch im Folgenden zum Ausdruck:

„Im Allgemeinen bringt man es nicht dadurch, daß man, sei es auch in den glänzendsten Eigenschaften, den höchsten Punkt erreicht, und hier isolirt stehen bleibt, zur Herrschaft und freien Verfügung über ein Volk, sondern nur dadurch, daß man sich der *Mittelstufe* annähert und die *allgemeinen Sympathien* erringt. Betrachtet einmal die Menschen, die eine Rolle in der Geschichte gespielt und eine Ueberlegenheit über die Massen ausgeübt haben; aus welchem Stande sie auch hervorgegangen sein mögen, immer werdet ihr finden, daß sie in mannigfacher Beziehung als *Typen der Epoche*, in der sie lebten, dienen können und in ihnen die Gefühle und die Fähigkeiten *Aller* zusammengefaßt waren. Sie bildeten geradezu den *Schwerpunkt*, um den sich der *ganze Organismus* bewegte.“ ⁵²

Anstelle des ‚höchsten Punktes‘ geht es um den ‚Schwerpunkt der Bewegung‘, der ‚Herrschaft und freie Verfügung über ein Volk‘ erlaube.

Die Menschen, die ‚eine Rolle in der Geschichte gespielt‘ hätten, werden als ‚Typen der Epoche‘ bezeichnet, weil in ihnen die ‚Gefühle und Fähigkeiten aller zusammengefasst‘ seien. An anderer Stelle schreibt er auch von den „grands hommes“, ⁵³ die das Beste einer Epoche ‚repräsentierten‘ („représente“). ⁵⁴ Dieses Moment der ‚Zusammenfassung‘ oder der ‚Repräsentation‘ alles Großen, Schönen und Guten konstituiert also ihre Überlegenheit; ⁵⁵ zugleich handelt es sich dabei um den statistisch errechenbaren Durchschnitt. Folglich unterliegen die großen Ereignisse wie auch die ‚großen Männer‘ den „maßgebenden Gesetze[n]“ ⁵⁶ und ihrer Notwendigkeit, „nécessité“. ⁵⁷

Die Gleichsetzung von statistischem Durchschnitt und Überlegenheit funktioniert anhand des ‚Schwerpunktes der Bewegung‘. Quételet verweist diesbezüglich auf Archimedes als den ersten, der mit diesem Konzept gearbeitet habe. ⁵⁸ Im

⁵¹ Quételet, Zur Naturgeschichte der Gesellschaft (Anm. 12), S. 272.

⁵² Ebd., S. 271.

⁵³ Quételet, *Physique sociale ou Essai sur le développement des facultés de l'homme* (Anm. 12), S. 583.

⁵⁴ Ebd., S. 585. Er greift hier auf die Überlegungen von M. V. Cousin zurück: vgl. M. V. Cousin, *Cours de Philosophie*, Paris 1828.

⁵⁵ Vgl. Quételet, *Physique sociale ou Essai sur le développement des facultés de l'homme* (Anm. 12), S. 583.

⁵⁶ Quételet, Zur Naturgeschichte der Gesellschaft (Anm. 12), S. 272.

⁵⁷ Quételet, *Physique sociale ou Essai sur le développement des facultés de l'homme* (Anm. 12), S. 585.

⁵⁸ Vgl. ebd., S. 300.

Grunde geht es um einen Hilfspunkt, den man bei der Berechnung physikalischer Kräfte verwendet. Um bei der Bewegung eines komplexen Gebildes nicht die Kräfte aller Elemente einzeln berechnen zu müssen, nimmt man einen fiktiven Durchschnitt an, der alle Kräfte repräsentiert.⁵⁹ Mithilfe des *einen* Punktes lässt sich dann die Bewegung des gesamten Kräftebündels leichter berechnen. Quételet übernimmt dieses heuristische Konzept aus der Physik und verbindet es mit dem statistischen Instrument der Normalverteilung. Der so errechnete Durchschnitt dient der Erklärung komplexer gesellschaftlicher Zustände und wird zudem normativ als das Schöne und Gute aufgeladen. Entscheidend ist aber, dass Quételet das Konzept dann zur Erklärung konkreter, historischer ‚großer Männer‘ verwendet. Auch der *homme moyen* fungiert bei ihm ja zunächst als ein ‚fictives Wesen‘. Aber über das Konzept des Kräfteschwerpunktes und den Gedanken der Repräsentation wird der heuristische Mittelpunkt der Gesellschaft zu einem konkreten ‚großen Mann‘ bzw. dem *homme supérieur* umgedeutet.

Was einen ‚großen Mann‘ ausmacht, sind also nicht seine Taten und Leistungen, sondern vor allem, dass er den idealen Durchschnitt seines geschichtlich-sozialen Kontextes bildet. Quételet bestimmt auch nicht inhaltlich genauer, worin die Qualitäten des ‚großen Mannes‘ bestehen – außer, dass es vor allem um geistige und emotionale Eigenschaften geht, weniger um körperliche Auszeichnungen. Er verdeutlicht damit, dass die Wertung und das Zustandekommen von ‚Größe‘ von der Gesellschaft, von der ‚großen Zahl‘, und nicht vom Einzelnen abhängen.⁶⁰

Dass Quételets Zugang *systematisch* den Blick auf Individuelles und Singuläres ausschließt, macht auch das folgende Zitat noch einmal deutlich: „Vor allem müssen wir vom einzelnen Menschen abstrahieren und dürfen ihn nur mehr als einen Bruchteil der ganzen Gattung betrachten. Indem wir ihn seiner Individualität entkleiden, beseitigen wir alles, was nur zufällig ist; die individuellen Besonderheiten, die wenig oder keinen Einfluß auf die Masse haben, verschwinden dann von selbst und lassen uns zu allgemeinen Ergebnissen gelangen.“⁶¹ Vom Einzelnen, seiner Individualität und Besonderheit muss ‚abstrahiert‘ werden – er soll nur als Teil des Ganzen und hinsichtlich dessen, was an ihm allgemein ist, betrachtet werden.

Heroische Figuren werden folglich in erster Linie dezentral über den jeweiligen gesellschaftlichen Kontext als Repräsentationsfiguren erklärt. Dass sie verehrt und bewundert werden und die Masse bewegen können, liegt daran, dass sich die

⁵⁹ Zu diesem Konzept der ‚Durchschnittsfiktion‘ vgl. auch H. Vaihinger, *Die Philosophie des Als-Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit* aufgrund eines idealistischen Positivismus, Leipzig ³1918, S. 456–457.

⁶⁰ Einen relationalen Erklärungsansatz von ‚Größe‘ verfolgen auch Netzwerktheorien, die die ‚Größe‘ dann als *stars* oder *hubs* mit einer Vielzahl von Verbindungen darstellen. Auch dies sind rein strukturelle Beschreibungen ohne konkrete semantische Ausführungen. Eine solche Erklärung von *stars* findet sich bereits bei dem Soziometriker Jakob Levy Moreno, vgl. J. L. Moreno, *Die Grundlagen der Soziometrie. Wege zur Neuordnung der Gesellschaft*, übers. von G. Leutz, Köln/Opladen ²1967 [zuerst 1934], S. 70.

⁶¹ Quételet, *Soziale Physik oder Abhandlung über die Entwicklung der Fähigkeiten des Menschen*, Bd. 1 (Anm. 22), S. 103–104.

Menschen mit den ‚großen Männern‘ verbunden fühlen, darin ihre Werte und Eigenschaften in Reinform verkörpert sehen – ob ihnen das bewusst ist oder nicht.⁶² Größe wird hier als ein relationales Phänomen konzipiert, bei deren Zustandekommen der soziale Mechanismus der Repräsentation, aber auch affektive Beziehungen eine wichtige Rolle spielen.

Herbert Spencer

Herbert Spencer kommt in seinem Buch „The Study of Sociology“ von 1873⁶³ gleich am Anfang auf die ‚großen Männer‘ bzw. die „Grosse-Männer-Theorie“⁶⁴ zu sprechen. Es geht ihm dabei um diejenigen Ansätze, die sich aus seiner Sicht *nicht* eignen um „soziale Erscheinungen wissenschaftlich zu erklären“. ⁶⁵ Unter der ‚Große-Männer-Theorie‘ versteht er „diejenige, welche im Gange der Civilisation wenig mehr als den Bericht von bedeutenden Personen und ihren Thaten erblickt“. ⁶⁶ Diese in seinen Augen völlig irreführende Erklärung gesellschaftlicher Entwicklungen über die „Heldenthaten“⁶⁷ ‚großer Männer‘ sei dennoch sehr weit verbreitet; sie sei die „gemeinsame Wurzel der Musik, des Dramas, der Dichtkunst, der Biographie, Geschichte und Literatur im allgemeinen“. ⁶⁸ Und er fragt sich, wie es dazu kommen konnte.

Die ‚Große-Männer-Theorie‘ sei bei den „Wilden“⁶⁹ entstanden, die sich am Lagerfeuer von den Abenteuern ihrer Jagd erzählt und dabei die besonderen Taten einzelner Jäger hervorgehoben hätten. In den ersten historischen Erzählungen seien die Ereignisse eng mit einer Person verknüpft und damit letztlich in biographischer Form dargestellt worden:

„Wenn die verstorbene Person ein siegreicher Monarch war, so wird die beim Begräbnis von professionellen Personen gehaltene Preisrede, der erste Schritt zur Apotheose, zum Ausgange eines Verehrungsdienstes, bei welchem jene Schilderung seines Lebens, welche

⁶² Nimmt man den *homme moyen* als ‚fictives Wesen‘ und die *grands hommes* als ‚Typen ihrer Epoche‘, könnte Quételets Ansatz durchaus als Vorläufer von Webers Idealtypen gesehen werden. Ein deutlicher Unterschied besteht in der engen Verbindung mit statistischen Verfahren bei Quételet und darin, dass bei Weber die Idealtypen Ausprägungen *bestimmter* Kriterien darstellen, wohingegen im *homme moyen* der Tendenz nach *alle* Merkmale des Menschen einer Gesellschaft repräsentiert sind. Außerdem behält Weber – im Gegensatz zu Quételet – die heuristische Funktion der Idealtypen bei.

⁶³ Das Buch ist auf Deutsch als „Einleitung in das Studium der Sociologie“ 1896 erschienen: H. Spencer, Einleitung in das Studium der Sociologie. Erster und Zweiter Teil (mit Nachtrag), hrsg. von J. Cromm, Göttingen [u.a.] 1996.

⁶⁴ Ebd., S. 39.

⁶⁵ Ebd., S. 36.

⁶⁶ Ebd.

⁶⁷ Ebd., S. 37.

⁶⁸ Ebd.

⁶⁹ Ebd. Ähnlich entwickelt er das auch im Kapitel Biograph, Historiker und Litterat, in: H. Spencer, System der synthetischen Philosophie (Die Principien der Sociologie, Bd. 9), Stuttgart 1897, S. 276–289.

eine Biographie darstellt, sich mit jener Schilderung seiner Thaten vereint, welche den Kern der primitiven Geschichtschreibung bildet.“⁷⁰

Aber auch die „jedem civilisirten Kinde beigebrachten Lehren gehen gleich den Traditionen der uncivilisirten und halbcivilisirten davon aus, dass in der ganzen Vergangenheit des Menschengeschlechts die Thaten hervorragender Männer die einzigen erinnerungswerthen Dinge gewesen“⁷¹ seien.

Diese Erzählweise habe sich etabliert, erstens, weil es eine „allgemeine Vorliebe für Persönlichkeiten“⁷² gebe. Sie hätte bereits bei den ‚Urmenschen‘ bestanden, sei aber auch „wahrzunehmen an dem Bürschchen, welches dich bittet, ihm eine Geschichte zu erzählen, darunter die Abenteuer irgendjemandes verstehend; eine bei Erwachsenen durch Polizeiberichte, Hofneuigkeiten, Scheidungsprocesse, Berichte von Unglücksfällen und Geburts-, Heiraths- und Todesanzeigen befriedigte Vorliebe“.⁷³ Ein zweiter Grund für die Verbreitung sei, dass sich hier ‚Belehrung und Unterhaltung‘ verbinden ließen. „Kann es eine annehmbarere Doctrin geben, als dass man nur einen der Lust am Dorfklatz nahe verwandten Instinct zu befriedigen, gedruckt statt mündlich bedeutende Thaten würdiger Personen in sich aufzunehmen brauche und damit zugleich Kenntnisse gewinne, welche erklären, warum die Dinge sich so oder so in der Welt zugetragen haben [...]“⁷⁴ Und schließlich sei „die so gegebene Erklärung der Dinge so herrlich einfach“;⁷⁵ es sei „bequem“ anzunehmen, „dass der sociale Fortschritt vom grossen Manne herrühre“.⁷⁶

Dass diese Sichtweise schlichtweg das meiste ausblende und nur von wenigen ‚großen Männern‘ berichte, zeige sich bereits in den alten griechischen Epen. Hier würden „die Triumphe des Achilles, die Tapferkeit des Ajax, die Klugheit des Ulysses“⁷⁷ dargestellt, aber dass es auch „Städte, Kriegsschiffe, Kriegswagen, Matrosen und Soldaten“⁷⁸ gegeben habe, erfahre man nur zufällig am Rande. Auch „über sociale Organisation, Sitten, Vorstellungen, Sittlichkeit [...] von dem socialen Zustande [...] oder von dem Ursprung und den Functionen“⁷⁹ werde im Grunde nichts geschrieben. Stattdessen liege der Fokus auf den „Heldenthaten der Herrscher und Krieger“.⁸⁰

Anstatt die gesellschaftlichen Entwicklungen auf die Handlungen ‚großer Männer‘ zurückzuführen, kehrt Spencer die Erklärungsrichtung um und fragt, „woher der grosse Mann kommt“.⁸¹ Dazu gebe es nur zwei mögliche Antworten, näm-

⁷⁰ Ebd., S. 279.

⁷¹ Spencer, Einleitung in das Studium der Sociologie (Anm. 63), S. 38.

⁷² Ebd., S. 39.

⁷³ Ebd.

⁷⁴ Ebd., S. 40.

⁷⁵ Ebd.

⁷⁶ Ebd., S. 41.

⁷⁷ Ebd., S. 38.

⁷⁸ Ebd., S. 37–38.

⁷⁹ Ebd., S. 39.

⁸⁰ Ebd.

⁸¹ Ebd., S. 41.

lich entweder, dass er übernatürlichen, oder, dass er natürlichen Ursprungs sei. Die theologische Variante der Annahme göttlicher Eingebungen hat sich für ihn schnell erübrigt und Spencer folgert:

„[...] nun dann ist der Ursprung des grossen Mannes natürlich, und sobald das erkannt worden, muss er mit allen andern Erscheinungen in der Gesellschaft, welche ihm das Dasein gegeben, als ein Product ihrer Antecedentien [früheren Lebensumstände] eingereiht werden. Zusammen mit der ganzen Generation, von der er nur einen geringen Theil bildet, zusammen mit ihren Einrichtungen, ihrer Sprache, Kunde, Sitten und mannichfachen Hilfsmitteln ist er die Resultante eines ungeheuern Aggregats von Kräften, welche seit Jahrtausenden zusammengewirkt haben.“⁸²

Der ‚große Mann‘ ist folglich ein ‚Product‘, ein ‚Resultat‘ von ungeheuer vielen ‚Kräften‘, die in der aktuellen Situation zusammenwirken und zugleich auch noch einen zeitlichen Vorlauf von ‚Jahrtausenden‘ haben.

Das entspricht auch der grundsätzlichen Ausrichtung von Spencers Ansatz, demzufolge gesellschaftliche Prozesse einen Teil der Natur und somit der Naturgeschichte darstellen. Die Entwicklung der Gesellschaft beschreibt er als einen Evolutions- und Selektionsprozess, in dem diejenigen, die sich besser an Umweltbedingungen anpassen können, überleben. Systeme als Ganze⁸³ entwickeln sich von zusammenhangloser Homogenität zu wechselseitig abhängiger Heterogenität; sie differenzieren sich funktional weiter aus.⁸⁴ Aber das ist eben ein langwieriger und komplizierter Prozess, der keine großen und außergewöhnlichen Einzelleistungen vorsieht.

Um zu veranschaulichen, wie er sich die Genese ‚großer Männer‘ *nicht* vorstellt, führt er Beispiele an, die unfreiwillig auch die ganze Problematik seines Ansatzes verdeutlichen. Denn er stellt sich den Evolutions- und Selektionsprozess nicht richtungs offen und wertneutral vor – wie man das Darwin durchaus noch unterstellen kann –, sondern wertet unterschiedliche Gesellschaftsformen. So sei „nicht die fernste Aussicht vorhanden“, „dass ein Newton in einer Hottentottenfamilie hätte geboren werden können“, oder „dass von einem Kannibalenstamme, dessen Chorgesang zur Vorbereitung auf ein Festmahl von Menschenfleisch eine Art rhythmischen Geheuls ist, ein Beethoven entspringe“.⁸⁵ Stattdessen müsse man „zugeben, dass die Entstehung des grossen Mannes von einer Reihe complicirter Einflüsse abhängt, welche die Rasse, in welcher er erscheint, und den socialen Zustand, in welchen diese Rasse langsam hineingewachsen ist, erzeugt hat“.⁸⁶

⁸² Ebd.

⁸³ Spencer bedient sich hier auch der Organismus-Metaphorik, vgl. T. Schlechtriemen, Die Metapher des Organismus und ihre Funktionen in frühen soziologischen Theorien, in: M. Junge (Hrsg.), Methoden der Metaphernforschung und -analyse, Wiesbaden 2014, S. 233–250.

⁸⁴ Damit ist er Vordenker für viele evolutionstheoretische Ansätze, hat aber auch den Funktionalismus vorweggenommen und war Ideengeber für viele systemtheoretische Konzepte.

⁸⁵ Spencer, Einleitung in das Studium der Sociologie (Anm. 63), S. 42.

⁸⁶ Ebd.

„Heldenverehrer“⁸⁷ sind für Spencer alle diejenigen, die im Sinne der ‚Große-Männer-Theorie‘ sich für die ‚großen Männer‘ interessieren, historische Prozesse auf deren Taten zurückführen und den historisch-sozialen Kontext ausblenden. Fachpolitisch ist seine Polemik gegen bestimmte Ansätze in der Geschichtswissenschaft gerichtet – explizit nennt er Anthony Froude und Charles Kingsley.⁸⁸ Das Publikum ist auch die Öffentlichkeit, die aus Vorliebe für persönlichen Klatsch und Tratsch sich für ‚große Männer‘ interessiert. Darüber hinaus gibt es die Dimension des Publikums im Grunde gar nicht, weil Spencer die Leistung der ‚großen Männer‘ in erster Linie durch die ihnen vorhergegangenen Entwicklungen erklärt.

Spencers Ansatz ist auf das soziale Aggregat ausgerichtet, ein komplexes Feld, auf das vielfältige Kräfte einwirken, sowohl synchron als auch diachron über die Entwicklung der Generationen hinweg. In diesem Zugang gibt es keine Überraschungen oder große Sprünge, auch wird dem Einzelnen darin wenig Spielraum eingeräumt. Vielmehr geht es um „Grade der Regelmässigkeit“, bei denen sich „die Wirkungen exceptioneller Motive in den Wirkungen des Aggregats gewöhnlicher Motive verlieren“.⁸⁹ Heroische Figuren sind Spencer zufolge das Ergebnis jahrhundertelanger Entwicklungen und einer Konstellation aus unterschiedlichen Elementen, die alle bei ihrer Erklärung beachtet werden müssen. Vor allem aber können sie gar nicht so außergewöhnlich sein, wie es ihnen unterstellt wird. Anstatt die Antreiber der Geschichte zu sein, sind sie Teil ihrer Generation und *ein* Element im Gefüge des sozialen Aggregats.

Das, was Spencer das „ganze enorme Aggregat von Hülfsmitteln“⁹⁰ nennt, beschreibt das komplexe Zusammenspiel von Menschen mit ihren kulturellen Traditionen, Vorstellungen, Sprachen, Sitten, aber auch Erfahrungen, Dingen und Techniken. In entsprechenden Erklärungen müsste dann nicht nur eine wundersame Wirkung isoliert für sich betrachtet werden, wie „die Stärke eines Korns detonierenden Pulvers, welches eine Kanone entladet, die Bombe schleudert und ein getroffenes Schiff zum Sinken bringt“.⁹¹ Stattdessen geht es darum, dass in diesem Fall das Pulver *in dieser Verknüpfung* mit der Kanone, der Kraftpotenzierung durch den Einschluss usw. seine Wirkung erst entfalten kann. Was also bei isolierter Betrachtung als große, bewundernswerte Leistung erscheint, zeigt sich bei genauerer Un-

⁸⁷ Ebd., S. 43.

⁸⁸ James Anthony Froude war ein englischer Historiker (1818–1894, „The History of England“, „Short Studies on Great Subjects“) und Charles Kingsley war anglikanischer Theologe, Literat und Historiker (1819–1875, „The Roman and the Teuton“, „The Water-Babies“ als Fortsetzungsgeschichte in „Macmillan’s Magazine“, 1862–1863). Von Kingsley gibt es ein Kinderbuch zu Helden („The Heroes“, 1856). Es ist aber auch an Thomas Carlyle zu denken, den Spencer mehrfach getroffen und mit dem er sich mehrfach gestritten hat, wie Spencer selbst berichtet: H. Spencer, Eine Autobiographie, Bd. 1, Stuttgart 1905, S. 237–239.

⁸⁹ Spencer, Einleitung in das Studium der Sociologie (Anm. 63), S. 48.

⁹⁰ Ebd., S. 44.

⁹¹ Ebd.

tersuchung als Wirkung des ‚ganzen enormen Aggregats‘. Die ‚Größe‘ des ‚großen Mannes‘ stellt dann den Effekt eines komplexen Akteur-Netzwerks dar.⁹²

Ein weiterer Aspekt, auf den Spencer mit seinen Ausführungen aufmerksam macht, sind die narrativen Vorteile von Heldengeschichten. Spencer wertet diese hier als falsche und simplifizierende Erzählungen geschichtlich eigentlich komplexerer Prozesse ab. Aber es lässt sich dennoch festhalten, dass das Narrativ mit einer menschlichen Figur im Zentrum, mit der man sich identifizieren kann, der eine starke Agency zugesprochen wird, die bestimmte Erfahrungen und Erwartungen idealtypisch verkörpert und um die sich eine Geschichte mit Spannungsbogen entspinnt, eine enorm wirksame Erzählform darstellt.⁹³ Diese Form unterliegt einem historischen Wandel, kann aber sicherlich zu den prägenden Darstellungsweisen moderner Subjektivität gerechnet werden.⁹⁴ Nimmt man sie nicht selbst als Erklärungsmodell historischer Dynamiken, so kann die ‚Vorliebe für persönliche Geschichten‘ die starke Präsenz heroischer Narrative mit erklären.

Wissenschaftliche Abhandlungen, das kann man ebenfalls von Spencer lernen, können selbst an Heroisierungsprozessen beteiligt sein – wie er das den ‚Große-Männer-Theorien‘ unterstellt – oder sich selbst die Aufgabe deheroisierender Analysen stellen – was er für seinen eigenen Ansatz in Anspruch nimmt. Jedenfalls stellt sich die Frage, wie sich wissenschaftliche Beschreibungen zu ihrem Gegenstand verhalten, was sie aus ihm machen – gerade auch, weil heroische Figuren zu den ‚politisch effektiven‘ Begriffen (Koselleck) gehören.⁹⁵

Der dezentrierende Ansatz soziologischer Beschreibungen

Beide Ansätze, der von Quételet wie der von Spencer, sind auf Ordnungen ausgerichtet – wenn auch in unterschiedlicher Weise. Geht es Quételet um den statistischen Durchschnitt, einen Wert der Normalverteilung, der zugleich ästhetisch und normativ das Schöne und Gute einer Gesellschaft darstellt, so will Spencer die langwierigen und verästelten Evolutionsprozesse nachzeichnen, denen das soziale Aggregat unterliegt. Vor diesem Hintergrund überrascht es zunächst, dass

⁹² Diese Stelle für sich genommen erinnert tatsächlich an den Zugang der Akteur-Netzwerk-Theorie, der erst sehr viel später entwickelt worden ist: vgl. B. Latour, *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Frankfurt am Main 1998. Die lineare Abfolge der Geschichte, genauer: die Vererbungslinien unterschiedlich gewerteter ‚Rassen‘, die auch zu Spencers rassistischen Schlussfolgerungen führen, unterscheiden seinen Ansatz deutlich von dem der Akteur-Netzwerk-Theorie, die gerade versucht, die ‚modernen‘ Wertungen zu unterlaufen und die geschichtliche Prozesse durchaus für reversibel hält.

⁹³ Auch für Lotman sind Helden als ‚anthropomorphe Figuren‘ wichtige, wenn auch nicht die einzigen Handlungsträger eines semantischen Textfeldes: vgl. J. Lotman, *Die Struktur literarischer Texte*, übers. von R.-D. Keil, München 1972, S. 340–346.

⁹⁴ Vgl. J. Früchtel, *Das unverschämte Ich. Eine Heldengeschichte der Moderne*, Frankfurt am Main 2004.

⁹⁵ Vgl. R. Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt am Main 1992, S. 214.

beide auf Ausnahmephänomene wie die ‚großen Männer‘ zu sprechen kommen. Bei Quételet macht es den Eindruck, dass er sich mit erheblichem Aufwand bemüht, das Phänomen der ‚großen Männer‘ mit seinem Zugang über statistische Durchschnitte zusammenzudenken. Über das aus der Physik importierte Konzept des ‚Kräfteschwerpunktes‘ und mit vielen argumentativen Inkonsistenzen gelingt ihm die Gleichsetzung von *homme moyen* und *homme supérieur*. Spencer hingegen nutzt die ‚Große-Männer-Theorie‘, um sich von bestimmten historistischen Erklärungen abzusetzen, den eigenen Zugang der neuen „Socialwissenschaft“⁹⁶ zu profilieren und ihren Erklärungsansatz und ihr Erklärungspotenzial an diesem Beispiel zu demonstrieren.⁹⁷

So unterschiedlich die Ansätze sind, die theoretische Grundgeste bei der Erklärung heroischer Figuren ist die gleiche: Beide schauen nicht auf die heroisierte Einzelfigur, sondern auf die historisch-gesellschaftlichen Kontexte, durch die der Held erst zu dem gemacht wird, was er darstellt. Man könnte hier von einer ‚dezentrierenden Perspektive‘ sprechen – oder davon, dass im übertragenen Sinne ‚nur das Publikum zählt‘. Paul Barth resümiert diesen Ansatz mit den Worten Louis Bourdeaus: „Der große und wahre Dichter ist also endgültig das Publikum.“⁹⁸ So sehr dieser Zugang einerseits einleuchtet, so begrenzt ist er andererseits. Denn die Einzelfigur und ihre Darstellung werden fast vollständig ausgeblendet. Das betrifft die individuelle Leistung genauso wie die Einzigartigkeit ihrer Geschichte oder die Eigendynamik ihrer medialen Darstellungsformen.

Bei Quételet kommt hinzu, dass die statistische Berechnung und Darstellung in Zahlen und Kurven als Medium die semantische Dimension minimiert – Helden werden ein *numerischer* Grenzwert oder Idealwert, aber stehen nicht mehr für eine bestimmte Wertvorstellung. Bei Spencer besteht die Begrenzung darin, dass im Rahmen seines Zugangs Brüche und Diskontinuitäten, also sowohl die transgressive wie auch die instituierende, gesetzestiftende Rolle heroischer Figuren, nicht thematisiert werden. Im allmählichen Entwicklungsprozess kann es weder große Sprünge geben, noch können heroische Figuren etwas wirklich Neues schaffen, ihre eigenen Gesetze aufstellen und so fort. Wie bei allen netzwerktheoretischen Ansätzen (im weiteren Sinne) gibt es auch bei Spencer das Problem, dass Grenzen im Grunde nicht thematisiert werden.⁹⁹ Ohne Grenzziehun-

⁹⁶ Spencer, Einleitung in das Studium der Sociologie (Anm. 63), S. 36.

⁹⁷ Wie in den Sozial- und Kulturwissenschaften Zugänge aussehen könnten, die nicht auf die Ordnung fokussiert sind, sondern sich dem ‚Anderen der Ordnung‘ zuwenden, wird im gleichnamigen Band diskutiert: U. Bröckling [et al.] (Hrsg.), Das Andere der Ordnung. Theorien des Exzeptionellen, Weilerswist 2015.

⁹⁸ P. Barth, Die Philosophie der Geschichte als Soziologie, Leipzig ^{3,4}1922, S. 518. Barth bezieht sich auf L. Bourdeau, L’histoire et les historiens. Essai critique sur l’histoire considérée comme science positive, Paris 1888.

⁹⁹ Vgl. T. Schlechtriemen, Bilder des Sozialen. Das Netzwerk in der soziologischen Theorie, Paderborn 2014, S. 380–382.

gen kann sich aber auch keine Figur vor einem Hintergrund abheben, ebenso wenig wie nicht ableitbares Handeln erklärt werden kann.

Es lässt sich also festhalten, dass das Verdienst der ersten soziologischen Ansätze darin besteht, dass sie die Größe und Strahlkraft heroischer Figuren als ein soziales und das bedeutet hier vor allem: als ein relationales Phänomen erschlossen haben. Dazu gehört, dass bestimmte soziale Gruppen wie Publika, Anhängerschaft etc. heroische Figuren durch ihre Verehrungspraktiken erst zu dem machen, was sie sind. Noch allgemeiner gefasst, sind die Gründe für den *Effekt* heroischer Größe in den historisch-sozialen Umständen zu suchen. Heroisierung ist dann ein Prozess vielfältiger sozialer Wechselwirkungen.

Wenn die Soziologie ihre traditionell dezentrierende Perspektive nicht absolut setzt, sondern sich über deren Eingeschränktheit im Klaren ist, kann sie den Einseitigkeiten ihres Zugangs mit komplementären Ergänzungen begegnen. Diese bestünden in Ansätzen, die gerade die Außerordentlichkeit und Singularität eines Phänomens in den Blick nähmen.¹⁰⁰ Beispielsweise könnte noch einmal gezielt auf die einzelne Figur geschaut werden. Denn heroische Figuren – das hält Hans Robert Jauß im Anschluss an Max Scheler fest – wirken auch über ihre ‚Gestalt‘, ihren ‚Gesamtwerteindruck‘, die bzw. der nicht nur in der Summe ihrer Teile besteht und insofern auch keine reine Rechengröße wie der *homme moyen* bei Quételet darstellt.¹⁰¹ Als ungeteilte, ganze und mindestens in einer Hinsicht ‚vollkommene‘ Figuren ermöglichten sie erst die „affektische Beziehung“¹⁰² der Bewunderung oder Ablehnung.¹⁰³ Überhaupt scheint die affektive Dimension von Heroisierungsprozessen jenseits psychologischer Emotionslogiken noch weitgehend unerforscht.¹⁰⁴ Auch die Eigendynamiken medialer Darstellungsfor-

¹⁰⁰ Im soziologischen Kontext könnte man an empirische Ansätze wie etwa die Ethnomethodologie denken oder an Überlegungen, die die Begrenzung theoretischer Konzepte reflektieren und auf ihre strenge Situationsgebundenheit abzielen. Zu Ersterem vgl. S. Hirschauer / K. Amann, Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm, in: S. Hirschauer / K. Amann (Hrsg.), Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie, Frankfurt am Main 1997, S. 7–52; zu Letzterem vgl. M. Rölli, ‚Theoretizismus‘ – eine Kritik aus pragmatischer Sicht, in: U. Bröckling [et al.] (Hrsg.), Behemoth. A Journal on Civilization 1 (Themenausgabe „Das Andere der Ordnung“), 2014, S. 158–176.

¹⁰¹ Vgl. Jauß, Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik (Anm. 50), S. 232. Jauß bezieht sich hier auf M. Scheler, Vorbilder und Führer, in: M. Scheler, Schriften aus dem Nachlaß, Bd. 1, Zur Ethik und Erkenntnislehre, Bern ²1957, S. 255–344.

¹⁰² Jauß, Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik (Anm. 50), S. 233.

¹⁰³ Die ‚Übersummativität‘ kennzeichnet auch den Kollektivsingulär der Gemeinschaft in der Tradition korporalistischer Vorstellungen, vgl. dazu E. Matala de Mazza, Der verfaßte Körper. Zum Projekt einer organischen Gemeinschaft in der „Politischen Romantik“ (Litterae; 68), Freiburg 1999.

¹⁰⁴ Zu Affekten vgl. B. Massumi, The Autonomy of Affect, in: Cultural Critique 31, 1995, S. 83–109 und zu möglichen soziologischen Anschlüssen R. Seyfert, Atmosphären – Transmissionen – Interaktionen: Zu einer Theorie sozialer Affekte, in: Soziale Systeme 17, Heft 1, 2011, S. 73–96.

men, die spezifischen Übersetzungsleistungen medialer Akteure müssten ergänzend zu den sozialen Zuschreibungen beachtet werden.¹⁰⁵

Der Beitrag dieses Textes besteht nun erst einmal darin, über den Rückgang zu den frühen soziologischen Ansätzen von Quételet und Spencer zu verdeutlichen, wie diese sich auf gesellschaftliche Ordnungsphänomene ausrichten, wie sie sich dabei von geschichtswissenschaftlichen Zugängen ihrer Zeit abzusetzen versuchen, wie sie ihrer Grundausrichtung zufolge heroische Figuren erklären und welche theorieinterne Spannung dabei zwischen der Orientierung an Ordnungsphänomenen und den exzeptionellen Figuren der ‚hervorragenden Menschen‘ oder ‚großen Männer‘ entsteht. Dabei handelt es sich um eine wissenschaftsgeschichtliche Auseinandersetzung mit der Soziologie, die sich aber gezielt dem soziologischen Selbstverständnis als Ordnungswissenschaft und einer entsprechenden Geschichtsschreibung des eigenen Faches zu entziehen versucht und an die Stelle von Gründungsfiguren eher die kreative, sozio-historisch verortete und immer auch spannungsvolle Praxis soziologischer Theoriebildung setzt.

Abbildungsnachweise

Abbildung 1 Quételet, *Physique sociale ou Essai sur le développement des facultés de l'homme*, Brüssel 1997 [zuerst 1835, überarbeitet 1869], S. 36.

Abbildung 2 Quételet, *Physique sociale ou Essai sur le développement des facultés de l'homme*, Brüssel 1997 [zuerst 1835, überarbeitet 1869], S. 581.

¹⁰⁵ Neben den Medien- und Kulturwissenschaften bietet dazu auch die bereits erwähnte Akteur-Netzwerk-Theorie vielversprechende Ansätze, vgl. etwa das Kapitel Ein Kollektiv von Menschen und nichtmenschlichen Wesen, in: B. Latour, *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*, übers. von Gustav Roßler, Frankfurt am Main 2002, S. 211–264.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Prof. Dr. Ronald G. Asch
Professor für Geschichte der frühen Neuzeit
Teilprojektleiter im Sonderforschungsbereich 948
„Helden – Heroisierungen – Heroismen“
Historisches Seminar
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br.
Rempartstr. 15
D-79085 Freiburg i. Br.
ronald.g.asch@geschichte.uni-freiburg.de

Dr. Carolin Bahr
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
Sonderforschungsbereich 948
„Helden – Heroisierungen – Heroismen“
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br.
Hebelstr. 25
D-79085 Freiburg i. Br.
carolin.bahr@sfb948.uni-freiburg.de

Ann-Christin Bolay, M.A.
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
Sonderforschungsbereich 948
„Helden – Heroisierungen – Heroismen“
Deutsches Seminar
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br.
Platz der Universität 3
D-79085 Freiburg i. Br.
ann-christin.bolay@germanistik.uni-freiburg.de

Prof. Dr. Michael Butter
Professor für Amerikanistik
Teilprojektleiter im Sonderforschungsbereich 948
„Helden – Heroisierungen – Heroismen“
English Department
Eberhard Karls Universität Tübingen
Wilhelmstr. 50
D-72074 Tübingen
michael.butter@uni-tuebingen.de

Christiane Hadamitzky, M.A.
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
Sonderforschungsbereich 948
„Helden – Heroisierungen – Heroismen“
Englisches Seminar
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br.
Rempartstr. 15
D-79085 Freiburg
christiane.hadamitzky@anglistik.uni-freiburg.de

Prof. Dr. Barbara Korte
Professorin für englische Literaturwissenschaft
Teilprojektleiterin im Sonderforschungsbereich 948
„Helden – Heroisierungen – Heroismen“
Englisches Seminar
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br.
Rempartstr. 15
D-79085 Freiburg
barbara.korte@anglistik.uni-freiburg.de

Dr. Tobias Schlechtriemen
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
Sonderforschungsbereich 948
„Helden – Heroisierungen – Heroismen“
Institut für Soziologie
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br.
Rempartstr. 15
D-79085 Freiburg
tobias.slechtriemen@soziologie.uni-freiburg.de

Andreas Schlüter, M.A.
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
Sonderforschungsbereich 948
„Helden – Heroisierungen – Heroismen“
Historisches Seminar
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br.
Rempartstr. 15
D-79085 Freiburg
andreas.schluter@geschichte.uni-freiburg.de

Jun.-Prof. Dr. Simon Wendt
Junior-Professor für Amerikanistik
Institut für England- & Amerikastudien
Goethe-Universität Frankfurt am Main
Norbert-Wollheim-Platz 1
D-60323 Frankfurt am Main
wendt@em.uni-frankfurt.de

Dr. Veronika Zink
International Graduate Centre for the Study of Culture
Justus-Liebig-Universität Gießen
Alter Steinbacher Weg 38
D-35394 Gießen
veronika.zink@gcsc.uni-giessen.de

